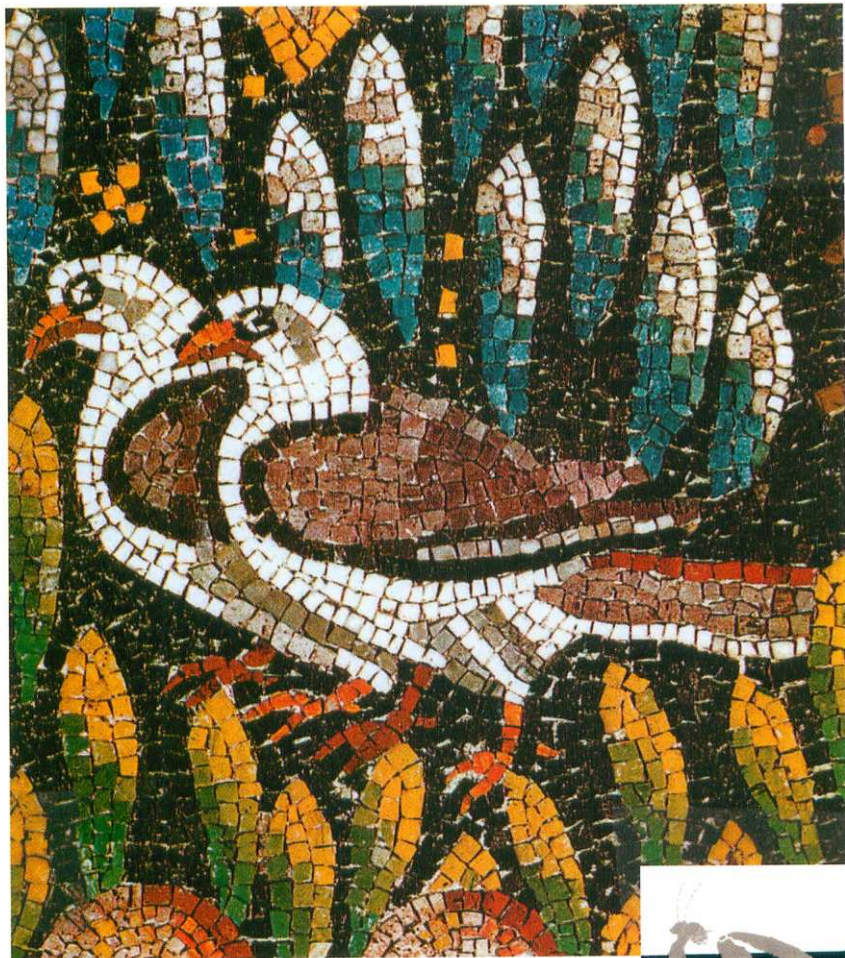


Zeitsprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2017



Jahrg. 29, Heft 3, Dezember 2017, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Zwei Tauben, San Vitale, Ravenna, Presbyterium, Mosaikdetail aus einem Gewölbebogen, um 540 [Bovini, Giuseppe (2013): *Ravenna · Kunst und Geschichte*; Longo, Verona, 41]. Die Antike war nicht für große Tierliebe bekannt, übertrifft darin aber das 21. Jh., das gedankenlos ausrottet (s. S. 493).

Impressum

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

www.chrono-rekonstruktion.de

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2018 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln geliefert werden. **Vor 2000** sind noch verfügbar: 2-3/90, 1/91, 2/91, 1/92, 1/93, 1/94, 3/94, 4/94, 3/95, 2/98, 4/98, 3/99.

Ab 2000 sind nicht mehr lieferbar: 1/2000, 2/2000, 2/2007, 1/2009, 1/2011.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: **2001-2006** je 22,- , **2007-2008** je 38,- , **2009-2014** zu 40,- €, **2015** zu 44,- , **2016-2017** zu 35,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 29, Heft 3
Dezember 2017

Editorial

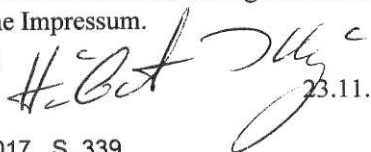
Hier im Heft [ZS 3/2015, 743-747] wurde vor zwei Jahren die Prognose gewagt, dass die Grenze zum Bluthochdruck bald noch weiter abgesenkt werde. Jetzt ist zunächst für die USA festgelegt worden, dass bereits ein Blutdruck von 130/80 mmHg behandlungsbedürftig sei; ab 120/80 mm Hg wird von „erhöhtem Druck“ die Rede sein. Diese Vorsorgemaßnahme macht 30 Millionen Gesunde zu Patienten, die dann auf Medikamente angewiesen sind. Viele von ihnen werden unter Leistungsabfall, Schwächegefühl, Antriebslosigkeit, sexuellen Funktionsstörungen zu leiden haben oder gefährlich stürzen; für andere innerhalb des Medizinbereichs wird so beste Vorsorge getroffen.

Wir sprechen von Globalisierung, meinen aber nichts anderes als völlig ungezügeltten Kapitalismus, der jede Chance zur Gewinnmehrung nutzen will und muss. Denn, so wurden wir nach den *Paradise Papers* belehrt, Aktionäre dürfen immer ein Maximum erwarten, so dass sich Unternehmen nicht mehr erlauben können, irgendwelche Chancen auszulassen, ob nun legale wie bei Steuervermeidungstricks oder illegale wie in der Automobilbranche.

Da wir uns nicht ändern können – auch der Schreiber dieser Zeilen isst immer noch Fleisch –, weil sich die anderen auch nicht ändern können, werden wir noch am Tag des ultimativen Kollapses Geschäfte machen und Schnäppchen erjagen, Renditen berechnen und nicht bemerken, dass wir die Biosphäre eines ganzen Planeten zugrunde gerichtet haben und längst – zumindest für die Edelspezies der Superreichen – Ausschau halten nach dem nächsten Planeten. Elon Musk möge sich auf dem Mars wohlfühlen.

Da ist es nur konsequent, die Leserinnen, Leser und alle anderen daran zu erinnern, dass sich das **Abonnement der Zeitensprünge** nicht automatisch verlängert. Für den Jahrgang 2018 überweisen **Gebietsansässige 35,- €**, **Gebietsfremde zahlen 40,- €**; Schweizer fahren mit dem Betrag im Kuvert immer noch günstiger. IBAN und BIC siehe Impressum.

Weiterhin berührende Lektüre wünscht


23.11.

SCIEM 2000 – später Rückblick auf ein stilles Ende

Heribert Illig

Es war einmal vor bald 30 Jahren. Da holte mich ein Anruf von Peter Mikolasch aus der Arena von Verona ins niederösterreichische Langenlois. Mitten im Herzen dieses riesigen Weinbaugebietes fand ein Treffen verschiedener Fachdisziplinen statt, die nicht mehr mit der Chronologie zurechtkamen. Auf Schloss Haindorf saßen zusammen: Ägyptologen wie Manfred Bietak, Erik Hornung oder Rolf Krauss, Siegelkenner Mesopotamiens wie Edith Porada, Historiker des biblischen Israel wie Abraham Malamat oder übergreifend Publizierende wie Wolfgang Helck, auch Jungsters wie Christian Leitz. Sie rätselten im August 1990 über die Frage: *High, middle or low? Second International Colloquium on Absolute chronology (The Bronze Age in the Eastern Mediterranean)*. Es war nötig geworden, weil ein erstes Treffen zu dieser Frage, drei Jahre früher, 1987 in Göteborg, das die Angelsachsen noch immer Gothenburg nennen, ergebnislos geblieben war.

Damaliges Ziel war das Zusammenführen der chronologischen Ansätze für Ägypten, für die mykenisch-minoische Zeit und Vorderasien, die einfach nicht zueinander passen wollten. Als die Gelehrten am vierten Tag wieder auseinandergingen, gab es nicht nur die drei Ansätze für *high, middle* und *low*, sondern zwei weitere: *very low* und *super low*. Einer der beiden stammte von David Rohl, der sich als einstiger Velikovsky-Anhänger auf den Marsch durch die ägyptologischen Instanzen gemacht hatte und nun als promovierter Ägyptologe einen eigenen Ansatz präsentierte, der die Dritte Zwischenzeit um deutlich weniger Jahre beschnitt als Velikovsky. (Dieser 12 Jahre zuvor gestorbene Häretiker mit seinem *extra-super-low* war selbstverständlich kein Thema, ebenso wenig der noch radikalere Ansatz von Gunnar Heinsohn und mir, der erst Ende 1990 erscheinen sollte.) Gleichwohl war und blieb die Situation gründlich verfahren.

Da entschloss sich Manfred Bietak, Ägyptologe an der Universität Wien, zu einem beispiellosen Kraftakt. Er übernahm – später zusammen mit Prof. Hermann Hunger – die Planung und Durchführung eines interdisziplinären und internationalen Projekts: *The Synchronisation of Civilisations in the Eastern Mediterranean in the Second Millennium B.C.*, abgekürzt **SCIEM 2000**. Als First Speaker amtierte Bietak bis ins Jahr 2010. Das war die angepeilte Dauer dieses für chronologische Fragen beispiellosen Unternehmens.

Diese Auskunft erhält man derzeit auf der Homepage des *Special Re-*

search Programme (SFB) of the Austrian Academy at the Austrian Science Fund and under Patronage of the UNESCO. Als Second Speaker wird ohne weiteren Kommentar Walter Kutschera genannt. 16 Projekte sind 1999 in Angriff genommen worden:

- 1: Co-ordination and Publication Office;
- 2: Data Management , Electr. and Quantitative Methods *closed*
- 3: Datum Lines by First Appearances
- 4: Thera Ashes Project
- 5: Chronological Data in Mesopotamia *closed*
- 6: Astrochronology *closed*
- 7: Dendrochronology
- 8: Radiocarbon (14C) Dating
- 9: Egypt
- 10-11: Israel/Palestine & Jordan
- 12: Cyprus
- 13: The Minoan Deposit Project *closed*
- 14: The End of Mycenaean Culture
- 15: Stratigraphic Project Aigina (EH III-LH I)
- 19: Stratigraphie comparée.

Dass drei Themenkreise gar nicht erst begonnen worden sind, dass nur drei der begonnenen 14 Themenkreise abgeschlossen sind [Abfrage Oktober 2017], muss verwundern. Entsprechend dem Projektumfang waren weit über 100 Wissenschaftler direkt angesprochen und involviert. Doch dann ist irgend etwas passiert, was sich aus der offiziellen Web-site nicht erschließt. Dort endigt die Publikationsliste mit dem Hinweis: K. Kopetzky: *Tell el-Dab'a XX*. „2009 in print“ – und das Ende 2017!

Weiteres Blättern zeigt, dass der Band längst erschienen ist, im Jahr 2010 zusammen mit weiteren fünf Bänden. Es gibt bei SCIEM 2000 auch eine Publikationsliste zur Chronologie des östlichen Mittelmeerraums, also zum Kernthema des gesamten Projekts. Doch nach dem 2011 erschienenen Band 27 bricht auch diese Liste ab; sieben Publikationen werden als „forthcoming“ geführt. Die breit gefächerte Liste der Proceedings “(including a broad range of contributions for all sub-projects, listed individually under project numbers)” enthält keine Jahreszahl 2010. All das muss sieben Jahre später doch sehr befremden. Hier wurde überstürzt einer Web-site die Aktualisierung und Wartung entzogen, obwohl es um ein internationales Forschungsvorhaben hoher Priorität geht.

Weitere Suche erbringt im Januar 2011 eine „Closing Conference“. Zur Einladung gehörte die Bitte, alle Redemanuskripte bis Februar 2011 abzugeben. Das zugehörige Buch wird nirgends annonciert.

Wer sich dem allwissend sein wollenden *Wikipedia* zuwendet, muss sich noch mehr wundern: Einen Artikel „SCIEM 2000“ gibt es nicht! Und dem Eintrag zu Prof. Manfred Bietak ist lediglich zu entnehmen, dass er ab dem 1. März 1999 als Erster Sprecher von SCIEM 2000 fungierte.

Dunkel bleibt auch, dass ursprünglich der Altorientalist (Assyriologe) und Astronomiehistoriker Hermann Hunger als Second Speaker fungiert hat. In Hungers eigenem *Wikipedia*-Eintrag gibt es keinen Bezug zu dem Großprojekt. Insofern ist nicht einmal festzustellen, wann er sein Amt zurückgegeben hat. Aus früheren Aufrufen zu SCIEM 2000 ist mir in Erinnerung, dass auf Hunger eine Frau gefolgt ist, bevor dann Walter Kutschera zum Second Speaker avancierte. Dieser Experimentalphysiker bezieht sich in seinem eigenen Curriculum Vitae mit keinem Wort auf SCIEM 2000, vollbrachte aber „Anstrengungen, das Puzzle der Datierung des Santorin-Ausbruchs zu lösen“. Wir dürfen demnach vermuten, dass der ^{14}C -Kenner eine eigene Sicht eingebracht hat, als die Spezialisten für das Altertum auch Naturwissenschaftler hinzugezogen haben. Diese taxieren Funde nicht nach stratigraphischer Lage oder nach Augenscheinvergleich erst relativ und dann absolut, sondern mit ihren Methoden: ^{14}C und Dendrochronologie. Und prompt ergab sich ein Problem. Der Vulkanausbruch von Santorin/Thera scheint zu früh passiert zu sein. Das ließ sich nur im ersten Anlauf scheinbar ausräumen:

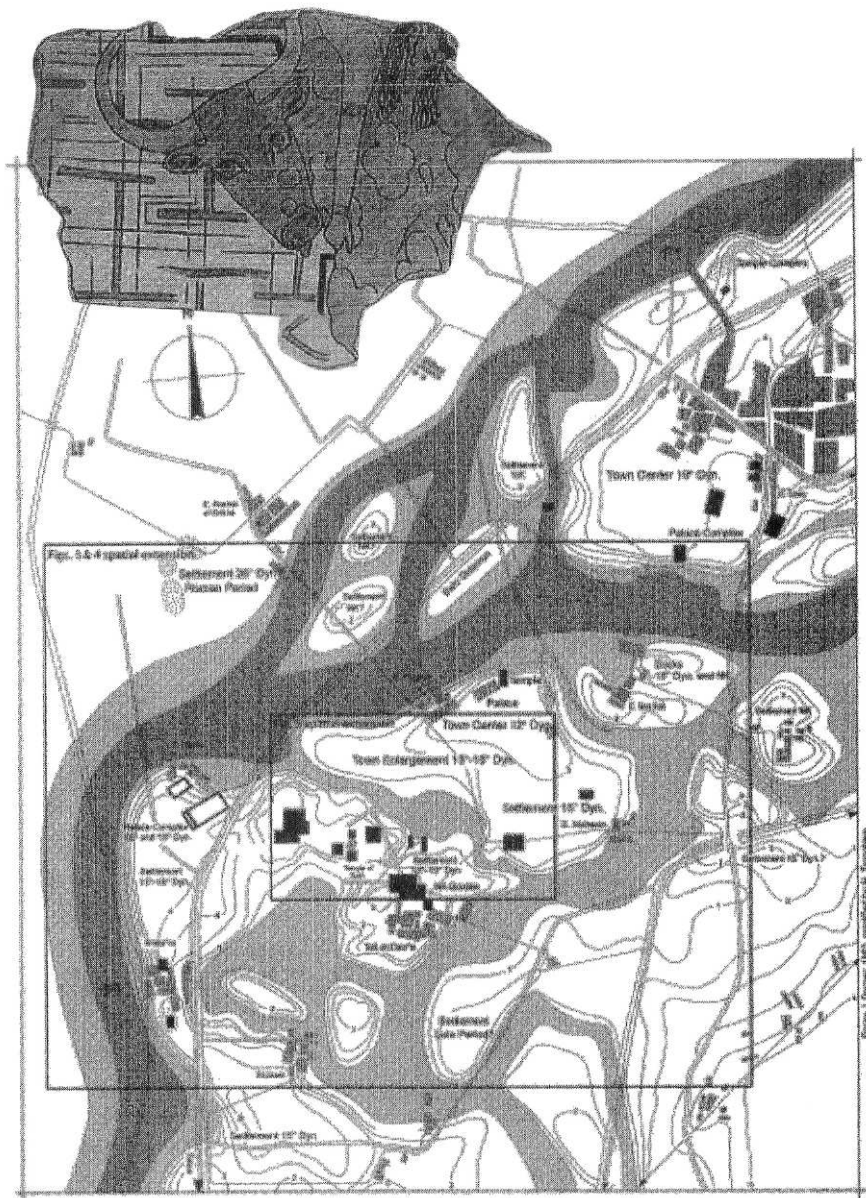
„Einen wichtigen neuen Gesichtspunkt bringen Pearce et al. in die Chronologiediskussion ein, die aufzeigen, dass Ablagerungen in Eisbohrkernen aus Grönland, die bisher der minoischen Erruption des Thera-Vulkans zugewiesen wurden, tatsächlich von dem Vulkan Aniakchak in Alaska stammen und somit für die Ägäis nicht relevant sind.“

So bringt es der Waschzettel für ein Buch von Bietak und Czerny, das 2007 erschienen ist, aber den Stand einer Konferenz von 2003 wiedergibt. Doch bei der Tagung war eine andere Komponente ins Spiel gekommen, die offenbar das gesamte Projekt ins Schlingern brachte:

„Von Interesse dürfte in dieser Hinsicht ebenso der Beitrag Sturt W. Mannings sein (»Clarifying the ‚High‘ v. ‚Low‘ Aegean/Cypriot Chronology for the Mid Second Millennium BC: Assessing the Evidence, Interpretative Frameworks, and Current State of the Debate«, S. 101–137), der teilweise eine gänzlich andere Herangehens- und Interpretationsweise vertritt“ [Ahrens 2008].

Da half es auch nicht, dass Bietak, der von 1966 bis 2009 Tell el-Dab‘a ausgrub, wohl passend zum Abschluss seiner Grabungsarbeiten einen Sensationsfund aus dem Hyksos-Palast verkündete:

„In der Füllung des Palastbrunnens fanden sie das Fragment einer babylonischen Keilschrifttafel aus den letzten Dezennien des Altbabylonischen Reiches (1600 – 1550 v. Chr.).



Tell el-Dab'a bzw. Auaris, Hyksos-Ansiedlung und später Stadt von Ramses II., ausgegraben am östlichen Nilarm [Tronchère u. a.], dazu der minoische Stierkopf aus dem Hyksos-Palast, seltsamerweise nicht im Profil, sondern en face [pinterest].

»Es handelt sich dabei um das bisher älteste Keilschriftdokument in Ägypten und belegt die unerwartet weit reichenden diplomatischen Beziehungen der Dynastie der Hyksos«, erklärt Manfred Bietak. *Der Fund ist die Krönung den Spezialforschungsbereich »SCIEM 2000«*, der die Synchronisierung der Hochkulturen zum Thema hat“ [uni; Hvhg. HI].

Tell el-Dab‘a ist der heutige Name für das altägyptische Hut-waret, das die Griechen Auaris oder Avaris nannten. Nur zwei Kilometer nördlich von Tell el-Dab‘a liegt Quantir; dort wurde erst der Seehafen Peru-nefer angelegt, später dann Pi-Ramesse, eine riesige Palastanlage der 19./20. Dynastie, die an und sogar über der Hyksos-Hauptstadt Auaris lag. Es lässt sich über Ausgräber nur staunen. Da finden sie ein winziges Fragment: „Seine erhaltenen Maximalmaße sind 2,0 cm x 1,1 cm x 1,1 cm“ [Koppen/Radner, 116]. Doch

„liefert das Bruchstück aufgrund seines Duktus sehr wahrscheinlich einen Synchronismus zwischen der letzten Phase der Herrschaft der I. Dynastie von Babylon über Südmesopotamien und der Regierungszeit der ägyptischen Herrscher der 15. Dynastie. Es stellt deshalb ein wertvolles neues Indiz in den Bemühungen um die Etablierung der Chronologie des 2. vorchristlichen Jahrtausends dar“ [ebd.].

Aber auch mit dem kleinen Überrest einer Keilschrifttafel ließ sich das Gespenst nicht bannen. Denn ein bei Akrotiri auf Santorin gefundener Olivenzweig ist mit ¹⁴C datiert worden. Und wieder lag das Resultat ein Jahrhundert zu früh. Und daran hat sich seitdem nichts mehr geändert. Die Naturwissenschaftler haben ihre Messungen wiederholt, geprüft, verfeinert und sehen den Ausbruch bei ca. -1620. Für Ägyptologen kommt das ein Jahrhundert zu früh. Empört äußerte sich Bietak in Zeitungsinterviews: Ich kann die Zeitachse nicht verlängern, wenn ich keine Geschichte für diesen Zeitraum habe.

Seitdem wird versucht, die Diskrepanz zu beseitigen. Mit anderen Worten: Die Althistoriker stehen genau dort, wo sie bereits 1987 gestanden sind, nämlich vor dem Problem, eine für den gesamten Mittelmeerraum gemeinsame Chronologie auf die Beine zu stellen, die – nur das ist neu gegenüber 1987 oder 1990 – auch von naturwissenschaftlicher Seite akzeptiert wird.

Zunächst entwickelte sich alles gut, denn Bietaks Grabungen in Tell el-Dab‘a lieferten levantinische Kleinfunde en masse. Sie ließen sich mit ägyptischen Pharaonen und vorderasiatischen Befunden synchronisieren. Deshalb rückte der Beginn der mittleren Bronzezeit in der Levante von ca. -2020 nach -1920, verjüngte sich also. Wie aber ließ sich der Santorin-Ausbruch datieren? Zunächst gar nicht, weil die Aschenfahne wie eine schlanke Zigarre nach Anatolien, nicht ins Nildelta gewiesen haben soll. Bimsstein ist dagegen nach Ägypten geschwommen. (Warum bis Tell el-Dab‘a = Avaris, ist für den Autor schwer nachvollziehbar, lag die Stadt doch ca. 50 km landeinwärts am

pelusischen Nilarm.) Auf jeden Fall findet sich in der dortigen Ausgrabung Bimstein in Schichten mit Überresten der frühen 18. Dyn., konventionell auf 1530–1500 datiert. ¹⁴C-Messungen von Santorin ergaben hingegen die zweite Hälfte des -17. Jh. Weil er für gut 100 zusätzliche Jahre keine ägyptische Geschichte in petto hat, kritisiert Bietak die Radiokarbon-Methode immer wieder. Indem man sie seitdem justiert, möchte man den Jahreszahlen der Ägyptologen näher kommen [Husemann]. Dabei wird vielleicht verdrängt, dass diese Methode ursprünglich von Willard Libby an ägyptischen Artefakten geeicht worden ist [vgl. Illig, 22-29]. Allerdings waren die Ägyptologen allzu vertrauensselig, weil die Werte für die 18. Dyn. richtig zu liegen schienen. Warum gilt das nicht mehr für zeitgleiche Vorgänge auf Santorin?

Bereits 2006 schlug ein Team mit Bernd Kromer einen erstaunlich präzisen Wert vor: -1613 ± 7 Jahre [Friedrich et al.]. Seitdem bewegt sich die Datierung kaum noch [vgl. Manning 2014a]. Kutschera, also der Vize-Sprecher von SCIEM 2000, legte ausgerechnet für das von Bietak ausgegrabene Tell el-Dab'a entsprechende Messungen vor, die auch hier rund 100 Jahre älter ausfielen als die archäologischen Daten. „Tatsächlich ist nach kritischer Prüfung festzuhalten, das es kaum eine verlässliche Basis für Bietaks archäologische Chronologie gibt“ [Manning 2014a]. So sehen das unbekümmerte ¹⁴C-Spezialisten wie Sturt Manning [2014b] oder Bernd Kromer.

Wenn ich die jüngst von Angelsachsen losgetretene Diskussion zum Santorin-Ausbruch verfolge (s. S. 348), sehe ich, dass sich die Naturwissenschaftler bereits durchgesetzt haben: Allein ihre Datierungen werden noch genannt.

Literatur

- Ahrens, Alexander (2008): Rezension zu: Bietak, Manfred; Czerny, Ernst (Hrsg.): *The Synchronisation of Civilisations in the Eastern Mediterranean in the Second Millennium B.C. III. Proceedings of the SCIEM 2000 / 2nd EuroConference, Vienna, 28th of May – 1st of June 2003*. Wien 2007; in *H-Soz-Kult*, 12. 02. [Kommunikation und Fachinformation für die Geschichtswissenschaften; Zentralredaktion am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität, Berlin] www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-9521
- Bietak, Manfred / Czerny, Ernst (Eds. 2007): *The Synchronisation of Civilisations in the Eastern Mediterranean in the Second Millennium B.C. III* (Proceedings of the SCIEM 2000 – 2nd EuroConference, Vienna, 28th of May – 1st of June 2003). Das 'abstract' im Internet https://epub.ub.uni-muenchen.de/25007/1/oa_25007.pdf
- Friedrich, Walter / Kromer, Bernd u. a. (2006): Santorini Eruption Radiocarbon Dated to 1627–1600 B. C.; *Science*, 28. 04.
- Tronchère, Hervé u. a. (2012): *Geoarchaeology of an ancient fluvial harbour: Avaris and the Pelusiac branch (Nile River, Egypt)*; <https://geomorphologie.revues.org/9701>

- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1990): *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*; Eichborn, Frankfurt a. M. (derzeit 2010 bei Mantis, Gräfelting)
- Husemann, Dirk (2014): Uhrenvergleich im Alten Ägypten; *Bild der Wissenschaft* http://www.wissenschaft.de/archiv/-/journal_content/56/12054/905618/Uhrenvergleich-im-Alten-%C3%84gypten/
- Illig, Heribert (2011): *Die veraltete Vorzeit · Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Mantis, Gräfelting (1988, Eichborn, Frankfurt a. M.)
- Koppen, Franz von / Radner, Karen (2009): Ein Tontafelfragment aus der diplomatischen Korrespondenz der Hyksos Herrscher mit Babylonien. Ein Beitrag zu: Bietak, Manfred / Forstner-Müller, Irene (2009): Der Hyksos-Palast bei Tell el-Dab'a. Zweite und dritte Grabungskampagne (Frühling 2008 und Frühling 2009). In: *Ägypten und Levante/Egypt and the Levant* 19, 91-119
- Manning, Sturt W. (2014b): *A Test of Time and A Test of Time Revisited. The volcano of Thera and the chronology and history of the Aegean and east Mediterranean in the mid-second millennium BC.*; Oxbow, Oxford
- (2014a): Thera/Santorini date debate: what's new, and why is it important? <https://blogs.cornell.edu/sturtmanning/2014/07/07/therasantorini-date-debate-what-s-new-and-why-is-it-important/comment-page-1/>
- uni (2009): Ältestes ägyptisches Keilschriftdokument entdeckt · Überraschung aus asiatischer Herrschaftszeit im Pharaonenland; *scinexx.de Das Wissensmagazin*, 26. 05.

Die ewige Suche nach Atlantis

Santorin, Kreta, Troia und auch Luwier

Heribert Illig

Am 19. 08. brachte ZDF *info* den Film *Suche nach Atlantis*. Sendungen dieser Art sind auf ein breites Publikum ausgerichtet, können und wollen also nicht unbedingt neuestes Wissen vorstellen. So lief z.B. am selben Tag auch *Die Kupferrolle vom Toten Meer*, also eine Reportage zu einem Höhlenfund in Qumran. Er ist 1947 gemacht worden, sein Inhalt längst bekannt: Angaben zu Schatzverstecken, die allerdings in der heutigen Realität schwer zu bestätigen sind. Neu war der Hinweis auf eine Tafel am römischen Kolosseum. Am Platz der späteren Inschrift fanden sich Löcher zur Befestigung einer älteren Beschriftung aus Bronzebuchstaben. Sie ließen sich zu einem Text rekonstruieren, aus dem hervorgeht, dass Vespasian unter anderem dieses Bauwerk aus der „Kriegsbeute“ finanziert hat. Demnach entstand das Kolosseum aus Teilen des jüdischen Tempelschatzes. Er muss demnach erstaunlich groß gewesen sein, denn niemand weiß, ob die Soldateska unter Titus alle in der Kupferrolle genannten Verstecke des Tempelschatzes aufgespürt hat. Aber es geht hier um den Film *Suche nach Atlantis*.

Den Film und damit einen ganzen ForscherInnenreigen eröffnet die Philosophin *Angie Hobbs* als jugendliche Naive. Aus einem Buch aufschauend, beschließt sie: Santorin, das ist doch das von Platon beschriebene Atlantis. Ein blankes, durch kein Argument unterfüttertes Postulat.

Die Archäologin *Clairy Palyvou* führt nun durch Akrotiri. Wichtig ist ihr eine erdbebenorientierte Bauweise mit eingefügten Holzbalken. Der Ort wurde unter 20 m Bimsstein begraben und liegt heute unter einem weitgespannten Schutzdach, das an chinesische Ausgrabungen erinnert. Schließlich zeigt der das Team führende Geologe *Floyd McCoy* fachspezifische Spuren.

Überblendung nach Kreta. Die Archäologin *Colin MacDonald* gibt einen Überblick zu Knossos. Nur hier wird der einstige Ausgräber, *Sir Arthur Evans*, genannt. Ihr Kollege *Sandy MacGillivray* zeigt Roussolakos im äußersten Osten von Kreta. Dort hat graue Asche antike Abwasserkanäle verstopft. Außerdem beweisen Foraminiferen, also maritime Kleinlebewesen, eine Überflutung des Ortes, der heute 12 m über dem Meer liegt.

Das ruft den Tsunami-Forscher *Costas Synolakis* auf den Plan. Er kann auf Santorin eine dünne Schicht mit Scherben und Knochen demonstrieren, typischer Hinweis auf einen Tsunami, der mit einer Höhe von mutmaßlich 15

m angerollt sei. Er sei nur 200 m ins Landesinnere eingedrungen, doch das hätte zur Auslöschung aller Küstensiedlungen genügt.

Zur Datierung dient ein Olivenstrunk, der dank ^{14}C -Messung auf -1627 bis -1600 taxiert wird. Ihr wird im Film bedingungslos geglaubt, obwohl wegen dieser Datierung das Großprojekt SCIEM 2000 gescheitert ist (s. S. 345).

Nun stellt *Beverly Goodmann* marine Bohrproben entlang der israelischen Küste vor. Sie findet in den Bohrkernen eine Turbulenzschicht von bis zu 1 m Höhe, die mit einem Tsunami erklärt wird.

Als Vulkanologe erklärt *Stephen Sparks*, warum er und seine Kollegen auch vor der Explosion dort keinen Vulkankegel mehr annehmen. Vielmehr hätte bereits davor die heutige Caldera bestanden. In ihr brach die Magmakammer nach oben aus, in ihr stürzte nach ihrer Leerung die dort gesammelte Magma in die Tiefe. Zuvor liefen pyroklastische Ströme über die Flanken. Diese rasend schnellen Ströme aus heißer Lava, Geröll und Wasser haben die fatale Eigenschaft, dass sie sich sogar auf der Meeresoberfläche ausbreiten, weil sie von einer heißen Dampfschicht getragen werden. Ihnen wären flüchtende Bootsinsassen zum Opfer gefallen. Dieses Modell wird durch Bimssteinablagerungen gestützt, die man auch auf den Innenseiten der Caldera gefunden hat, die deshalb schon zuvor bestanden haben müsse.

Diese Interpretation bereits bekannter Ablagerungen ist neu. Bislang dachte man, dass die frühe Bezeichnung Kalliste, die Schöne, davon herrühre, dass einst ein ebenmäßiger Vulkankegel aus dem Meer geragt habe, der bei dem großen Ausbruch weggesprengt worden sei. Die Berechnungen ergeben eine Ausstoßmenge von 60 Kubikkilometern. Zum Vergleich: Der Vesuv-Ausbruch von +79 erbrachte 'nur' 3 km³.

Unterm Strich war es eine relativ gute Darstellung, allerdings national eingefärbt – der Film wurde 2016 in Großbritannien gedreht –, weil er aus den früheren Forschergenerationen seit 1900 allein *Arthur Evans* nannte. So hätte unbedingt *Spyridon Marinatos* (1901–1974) gewürdigt werden müssen, der (noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs) die minoische Kultur durch den Santorin-Ausbruch untergehen sah, der ab 1967 Akrotiri ausgrub und 1974 auf dem Grabungsgelände tödlich verunglückte. Wer außerdem die Gleichsetzung von Santorin und Atlantis vorschlägt, müsste noch einmal *Marinatos* nennen [G/B 7], der diese Gleichsetzung (vielleicht) ansprach [Mavor, 244 f.], dazu den Seismologen *Angelos George Galanopoulos* (1910–2001), der diese Gleichsetzung begründet hat. Einen Spezialfall stellt der Ozeanograph *James W. Mavor jr.* (1923–2006) dar, der *Galanopoulos'* Thesen bestätigen wollte, der auch vor *Marinatos* einige Funde in Akrotiri machte, sich aber zu rasch selbst als Entdecker von Atlantis feiern ließ [Mavor, 242 f.]. Sie alle sind noch nicht so lange tot, als dass man sie einfach übergehen dürfte. *Mavor*

nennt übrigens als früheste Vorläufer den Geologen *Ferdinand Fouqué* (1828–1904), der die ersten Funde bei Akrotiri machte, und vor allem den Archäologen *Auguste Nicaise* (1828–1900; speziell 1885) [Mavor, 48 f.]. Offenbar vergessen heutige Wissenschaftler nur zu leicht, dass sie auf den Schultern ihrer Vorgänger sitzen und davon profitieren, nicht zuletzt durch vergleichsweise abundante Forschungsgelder. Es wäre bedauerlich, wenn prioritäts-süchtige ‘Newcomer’ die Urheber wesentlicher Ideen einfach in die Anonymität stoßen sollten.

Der Abgleich mit Platons Text fiel im Film einigermaßen lächerlich aus. Da genießt *Hobbs* einen phantastischen Blick über Santorin und erklärt mit philosophisch-unschuldigem Augenaufschlag, dass doch jeder hier an Platons Beschreibung denke. Das wollen wir ebenfalls tun und lesen die Dialoge *Timaios* und *Kritias*.

Letzterer bricht abrupt ab, ohne dass Platons Tod, -347, dafür verantwortlich sei. Wir reden also von einem antiken Bericht, der von einem Geschehen spricht, das nach herrschender Lehre weitere 1.200 Jahre zurück liegt. Diese beiden Berichte sind das einzige Zeugnis für Atlantis, um das herum dann Textpartikel gruppiert werden, die von anderen Urhebern stammen und sich vielleicht ebenfalls auf Atlantis beziehen könnten! Um die Glaubwürdigkeit zu erhöhen, wird Solon von Platon als ägyptenbereisender Zeuge eingeführt, der allerdings nicht mit Platon sprechen konnte, da er bereits um -560 gestorben ist. Deshalb wird auch noch der uralte *Kritias* als Vermittler eingefügt. Hinter Solon stehen obendrein ägyptische Priester, deren Wortlaut auch zu Platons Zeiten niemand überprüfen konnte. Ein eigener, ironischer Hinweis: Die Göttin *Aletheia* ist zwar auch eine Zeustochter, doch blieb sie als Göttin der Wahrheit ziemlich unbekannt...

Platon versetzt nun die Geschichte von Phaethons Himmelssturz aus der Welt der Fabel in einstige Realität:

„doch ist das Wahre daran die veränderte Bewegung der die Erde umkreisenden Himmelskörper und die Vernichtung von Allem, was auf der Erde befindlich ist, durch vieles Feuer“. [*Tim.* 3]

Wer also hier Wahres erwartet, der könnte, ja müsste auch die Lokalisierung von Atlantis akzeptieren, die Platon vor allem in *Kritias* [3-12], aber auch in demselben Kapitel von *Timaios* [3] behandelt:

„Vor der Mündung, welche ihr in eurer Sprache die Säulen des Herakles heißt, hatte es eine Insel, welche größer war als Asien und Libyen zusammen, und von ihr konnte man damals nach den übrigen Inseln hinübersetzen und von den Inseln auf das ganze gegenüberliegende Festland, welches jenes recht eigentlich zu nennende Meer umschließt.“

Demnach muss Atlantis außerhalb des Mittelmeeres gesucht werden, wie das *Ignatius Donnelly* oder *Otto Muck* getan hat, als sie die Azoren als Überreste

einer untergegangenen Insel sahen. Wer global denkt, muss noch weiter Ausschau halten, dabei allerdings eine Erdkenntnis voraussetzen, die Platon nicht gehabt haben dürfte. Dann wäre schlicht und einfach Amerika die Insel außerhalb der Säulen des Herkules, die größer war als Asien und Libyen zusammen. Von dort ließen sich die philippinischen und japanischen Inseln erkunden, bevor man schließlich das eigentliche Festland betrat, also Asien, während das eigentliche Meer der Pazifik ist. Dann läge Atlantis = Amerika am Atlantik – an dem „Meer, welches ja das atlantische heißt“. So schätzte etwa *Francis Bacon* das neu entdeckte Amerika als Atlantis ein [G/B, 43].

„Ziemlich in der Mitte der ganzen Insel [Atlantis], jedoch so, daß sie an das Meer stieß, lag eine Ebene“ [Krit. 7]. Das lässt mich zwanglos an die Ebene des Mittleren Westen in den USA denken, auch wenn dort noch niemand Atlantis entdeckt hat. Hier ließe sich zumindest eine rechtwinklige Ebene mit Seitenlängen von 576 x 382 km [G/B, 32, 34] unterbringen – ganz anders als auf Santorin, das vor wie nach der Eruption auf jede nennenswerte Ebene verzichten muss. Müsste ich nach Atlantis fahnden, würde ich auf jeden Fall hier oder im übrigen Amerika suchen, handelte mir allerdings das Problem ein, dass in Atlantis Elefanten gelebt haben sollen, die Amerika nicht gekannt hat, auch wenn die Maya rüsselähnliche Skulpturen an ihren Tempeln angebracht haben. Doch *Donnelly* [168-170], der Mittelamerika als atlantische Kolonie sah, hatte bereits 1882 eine Antwort parat.

Es geht nun bei Platon zunehmend ins Märchenhafte, ist doch von drei konzentrischen Kanalringen um die zentrale Stadt die Rede, weiter von einem 9,25 km langen Zufahrtskanal, der 92,50 m breit und 30,8 m tief gewesen wäre [die umgerechneten Maßangaben sind Kaminski entnommen]. Nur zum Vergleich: Selbst der tiefste aller heutigen Tiefwasserhäfen, das portugiesische Sines, Heimat von Vasco da Gama, erreicht erst 28 m Wassertiefe und wurde nicht von Hand ausgegraben. Bei Platon führen über die Kanäle auch noch 30 m breite und noch längere Brücken, unter denen Schiffe gerudert werden. Die Brückenspannweite hätte alles überboten, was bis zum +2. Jh. überbrückt oder überwölbt werden konnte: 43,20 m als Durchmesser des Pantheons.

Wer aus Platons Bericht das ihm Genehme herauspicks, dem kann es dann gehen wie *Eberhard Zangger*, der ausgerechnet Troia für Atlantis ausgibt und deshalb dort unbedingt geophysikalische Bodenmessungen forderte, um Platons unmäßig tiefe Ringkanäle aufzuspüren [vgl. Illig 1999]. Das gilt natürlich auch für all jene, die Santorin und Atlantis zusammenbringen wollen. Ich selbst habe mich 1988 [143 f.; 2011, 156 f.] zu jenen Interpreten gesellt, die bei Platon neben einer idealen Landschafts- und Stadtschilderung die Erinnerung an spätbronzezeitliche Königreiche lesen, die bereits Schrift hatten, aber noch blutige Stieropfer (doch ohne eiserne Waffen) vollzogen, die ihr Recht kodierten, Stelen aufstellten und einen Poseidontempel errichteten, was alles

zu Ende der Bronzezeit möglich war [*Kritias*, 11]. Außerdem hätten zehn Könige sich abgestimmt, dabei aber dem Geschlecht des Atlas den Vorsitz gelassen [vgl. Illig 2009, 197]. Auch diese Erinnerung wäre sehr zweifelhaft, wenn sie sich auf eine seit 900 Jahren vergangene Gesellschaftsform bezogen hätte. Dagegen hat Immanuel Velikovsky zwei seiner 284 Thesen von 1945 [= 1978] formuliert:

„106 Die Chronologie der minoischen und mykenischen Kultur ist um beinahe sechshundert Jahre verzerrt, weil sie von der falschen ägyptischen Chronologie abhängig ist.

107 Kein 'Dunkles Zeitalter' von sechshundert Jahren steht in Griechenland zwischen dem mykenischen und dem ionischen Zeitalter des siebten Jahrhunderts.“ [Velikovsky 1978; zuletzt Illig 2015 mit einer 500-Jahres-Lücke].

Nach mir hat sich *Gisela Albrecht* [1994] „streng nach Platon“ mit Atlantis, deshalb auch mit *Zangger* auseinandergesetzt. Sie konstatiert die Elefanten der Atlanter und weist auf die überdimensionierten Kanalanlagen hin, die Platon den Atlantern gönnt und an die *Zangger* glaubt [Albrecht, 14].

„Er hat die Gegenspieler seiner »idealen Athener« eindrucksvoll mit wirtschaftlicher Macht, künstlerischen Fähigkeiten und technischer Leistungskraft ausgestattet. [...] Verglichen werden im *Kritias* die jeweils politische führende Schicht mit ihrer Verfassung und das Militärwesen“ [ebd. 15].

„Platon erzählt seine Atlantisgeschichte trotz mancher Unstimmigkeiten so überzeugend, daß bis heute an die Realität von »Atlantis« geglaubt wird. Seine lebhaftete Schilderung der Verhältnisse in »Atlantis« und der »Untergang der Insel« in einer Naturkatastrophe haben die Suche nach »Atlantis« ausgelöst. Vielleicht wäre die Atlantisforschung nie entstanden, wenn im *Kritias* die Ausführung des eigentlichen Themas des Dialogs auch vorläge: »Der ideale Staat bewährt sich im Krieg«. [...]

[S]olange die Atlantisforschung in Platons *Timaios* und *Kritias* staatsphilosophische Modelle mit archäologischen Fakten verwechselt, kann die offenbar faszinierende Suche nach »Atlantis« ungestört weitergehen“ [Albrecht, 21].

Frühere Forschungen

Es war vielleicht Professors *Marinatos*' Einfall, dass mit der Erforschung der Insel Santorin und des Jahrtausendausbruchs die Verbindung zu Atlantis hergestellt wurde, auch wenn *Mavors* [244 f.] Schilderung eher so wirkt, als würde er *Marinatos* gegen dessen Willen einbinden. Das Erlöschen einer Kultur binnen einer Nacht und einem Tag könnte durch die Eruption eine Erklärung finden, ebenso wie die „ungeheuren Schlammassen, welche die sinkende Insel anhäuften“ [*Tim.* 3, letzte beide Sätze]. Sie ließen sich gut mit den pyroklastischen,

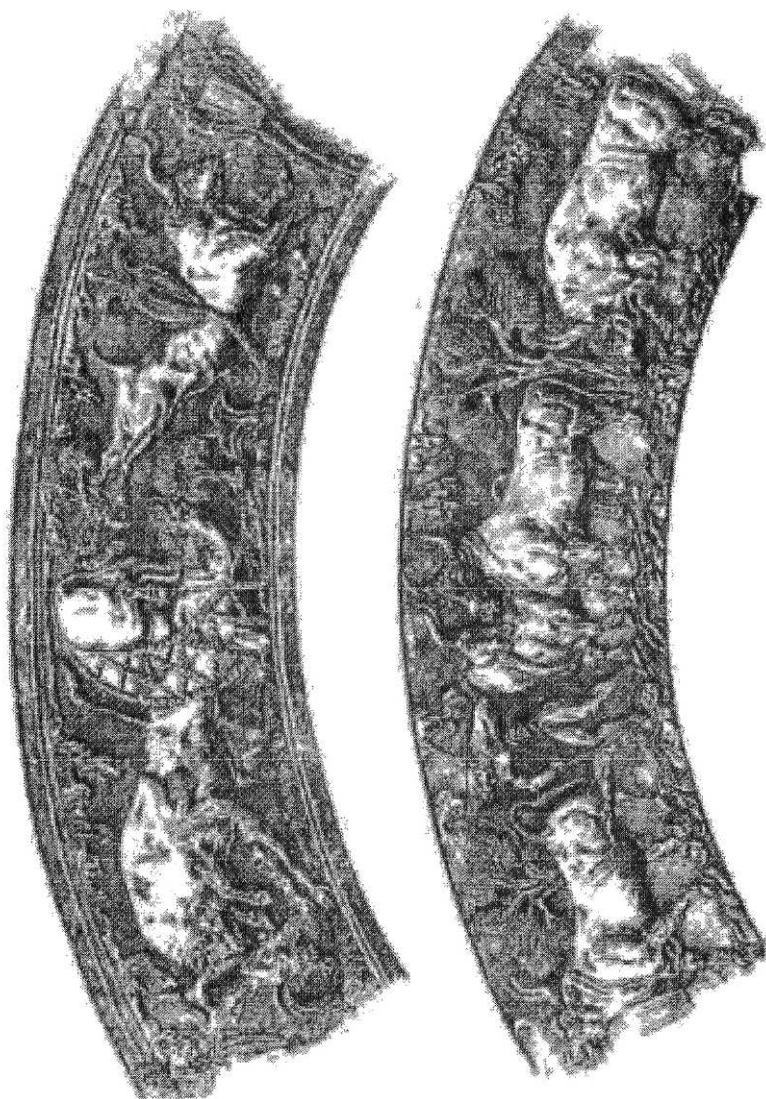
zeitweilig auf dem Meer schwebenden Massen und mit schwimmendem Bimsstein erklären. Es wäre auch gut vorstellbar, dass Platon die Erinnerung an diese kulturgefährdende Katastrophe benutzte, um die Spätbronzezeit in einem Lehrdialog darzustellen. Ebenso ließ sich der sicher noch bekannte Stierkult und -opferkult aus minoischen Erinnerungen herleiten, am eindrucklichsten die Stierjagd „ohne Eisen bloß mit Knitteln und Stricken“ mit einem der beiden Goldbecher von Vaphio [G/B 161].

Galanopoulos [G/B 41-95] zeigte gut, aus welchen Gründen Atlantis in allen möglichen Teilen der Erde gesucht wurde, dass aber die These mit dem versinkenden Azoren-Gebiet an den geophysikalischen Gegebenheiten scheitert. Zur Aufklärung der Santorin-Eruption wurden Sedimentkerne im östlichen Mittelmeer erbohrt und die Wirkung von Tsunamis analysiert [G/B 116 f.]. Dem Autor begegnete hier zum ersten Mal dieses japanische Wort für „Welle im Hafen“, das wohl 1960 in Umlauf kam [G/B 178]. Bekannt waren damals auch die Tuffschichten innerhalb der heutigen Kaldera (s.o.), die aber anders interpretiert worden sind [G/B 126 f.].

Nach genau 40-jähriger Grabungsarbeit in Akrotiri und vielen hochtechnischen Detailstudien auf ganz Santorin und im östlichen Mittelmeerraum lässt sich festhalten: Es ist sehr gut möglich, dass Platon die Erinnerung an eine schwere Schädigung der bronzezeitlichen minoischen Kultur durch den Santorin-Ausbruch dazu benutzt hat, ein Lehrgedicht zu verfassen. Seine detaillierten Beschreibungen von Atlantis – vom Stadtradius, ihren konzentrischen Ringen aus Land und Wasser, von der Breite und Tiefe der Kanäle bis hin zu unterirdischen Hafenanlagen, dazu die Gliederung der riesigen Ebene – sind jedoch auch dann nicht mit Santorin kompatibel, wenn man bei seinen größten Zahlenangaben für Alter und Flächen jeweils eine Null streicht, wie das auch *Mavor* vorgeschlagen hat. Doch das ändert nichts daran, dass die einzelnen Inseln von Santorin heute eine ebenso dramatische wie schöne Inselgruppe bilden, dass sich hier ein Kulturbruch studieren lässt, bei dem die Mykener wohl Nutznießer einer verheerenden Naturkatastrophe wurden, und dass der Vulkanausbruch die Synchronisation der Chronologien des Vorderen Orients, Griechenlands und Ägyptens verhindert. Genauer gesagt: Dies verhindern grönländische Eisbohrkerne mit Vulkanrückständen und ¹⁴C.

Dazu passt, dass uns Platon vielleicht ein strafendes Gottesurteil erspart hat, das so ähnlich wie Jehovas Bestrafung der Menschheit durch eine Sintflut ausgefallen wäre. Denn Platons letzter Dialog *Kritias* endet wie ein perfekter, niemals aufgelöster Cliffhanger:

„Der Gott der Götter aber, Zeus, der nach Gesetzen regiert und einen scharfen Blick für dergleichen hat, beschloß, da er ein tüchtiges Geschlecht in so kläglichen Zustand versetzt sah, sie durch Strafe zu züchtigen, auf daß sie dadurch zur Besinnung gebracht und gebessert würden.



Minoische Goldbecher von Vaphio als gute Illustration zu Platons Atlantis-Mythos (Stiere ohne Eisen gefangen; nach Evans, PM III Abb. 123) [Blakolmer].

So berief er denn alle Götter in ihren ehrwürdigsten Wohnsitz zusammen, der, in der Mitte der ganzen Welt gelegen, den Blick über alles gewährt, was des Werdens teilhaftig geworden, und richtete an die Versammelten folgende Worte“ [Kr. 12].

Zangger 2017

Vorliegender Text war geschrieben, als im SPIEGEL ein Artikel von *Frank Thadeusz* erschien, der „Die Rache des Sonnyboys“ zum Thema hatte, also ein neues Buch von *Eberhard Zangger*, der sich selbst als einstigen Sonny-boy bezeichnet, bevor der promovierte Geologe, später auf Geoarchäologie spezialisiert, wegen seiner Gleichsetzung Atlantis = Troia und wegen Reibereien mit dem Troia-Ausgräber *Manfred Korfmann* bei den Archäologen in Ungnade fiel. Aber er hatte mit seiner Identitätssetzung in *Matthias Schulz* [1998] und im SPIEGEL einen massiven Fürsprecher. (Zumindest ab da war Schulz für die Geschichte von der Antike bis zum Mittelalter zuständig, doch ist er jetzt vor dieser Reprise aus der Redaktion ausgeschieden.) Nun ist es wiederum dieses Magazin, das dem mittlerweile 59-jährigen und damit eher ‘bestager’ Zangger die Tore zurück in die Wissenschaft öffnen möchte:

„Über Troja will Zangger inzwischen am liebsten gar nicht mehr reden – obwohl er am Ende weitgehend recht behalten hat. Troja war kein kleines Piratennest, sondern eine antike Metropole in einem funktionierenden Netz von Stadtstaaten – dem Reich der Luwier“ [Thadeusz, 131].

Weitgehend recht behalten? Bereits neun Jahre vor *Zangger* schrieb *Christa Wolf* ihre schnell berühmt gewordene Erzählung *Kassandra*. In ihren Erläuterungen aus demselben Jahr 1983 schrieb sie:

„Daß der Kampf der Achaier gegen die Troer – wer immer das war – um Seehandelswege gegangen ist, um den Zugang zum Bosphorus, den Troia kontrollierte? So beginnt die Literatur des Abendlands mit der Verherrlichung eines Raubkrieges“ [Wolf 1983b, 19].

Die Schriftstellerin *Wolf* hat natürlich keine archäologischen Studien betrieben, sondern orientierte sich am Rahmen herrschender Lehre. Schon damals ging es nicht um ein Troia als „Piratennest“, sondern um ein Handelszentrum, dessen Macht zu brechen einer selbst Kreta umfassende Koalition der Griechen bedurfte. Klugerweise sprach *Thadeusz* die mangelnden geomorphologischen Diskrepanzen zwischen Atlantis und Troia gar nicht erst an, um nicht vollends Schiffbruch zu erleiden. Und das Reich der Luwier?

„Gegen Zanggers Theorie spricht, dass in den ägyptischen Quellen über die von den »Seevölkern« zerstörten Länder auch Arzawa erscheint, der bedeutendste luwische Staat im westlichen Kleinasien“ [Niemeier].

Das klingt, angelehnt an die russische Revolution, wie: Die Seevölker fressen ihre Kinder. Außerdem ist „Zanggers »neueste« Theorie“, dieser „trotzlose Unsinn“ im Wesentlichen bereits 1994 formuliert worden [Nesselrath]. In den 23 seitdem vergangenen Jahren hat Zangger keineswegs „am Ende weitgehend recht behalten“ [Thadeusz, 131]. Das ist Rosstäuscherei, genauso wie 1998, als DER SPIEGEL dem „Einstein der Antike“ (so Matthias Schulz) eine 12-seitige Titelgeschichte widmete, die noch heute im Internet zu finden ist. *Stefan Diebitz* ist 1999 primär auf die Sprache Zanggers und des SPIEGELS eingegangen und war von dem zum Bestseller-Autor hochstilisierten, doch unbeholfen Schreibenden enttäuscht.

1998 schien die Welt kurz vor der ultimativen Lösung der Troia-Atlantis-Frage zu stehen. Laut SPIEGEL ging in der *Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR)* das Projekt der „Rekonstruktion einer Paläolandschaft“ in die entscheidende Phase, um eine „geniale Hypothese“ – die Quelle des Lobes blieb ungenannt – zu bestätigen. Ein Hubschrauber sollte mit einem schweren elektromagnetischen Induktionsgerät rings um Troia 180 km² abfliegen, um berührungslos Bodenschichten bis zu 150 m Tiefe zu erkunden. So sollte der Riesenhafen von Atlantis gefunden werden [Schulz, 167]. Neben Projektleiter Zangger und dem Logistiker Rehli sollten die Geophysiker Peter Weidelt und Falko Kuhnke zusammen mit Klaus-Peter Sengpiel, zuständig für Aerogeophysik, mit im Boot, pardon im Helikopter sein.

Doch damit war es auch schon aus. DER SPIEGEL brachte keine Erfolgsmeldung, Atlantis gilt weiterhin als unentdeckt, die Geophysiker Weidelt und Kuhnke haben laut Berichten ihres Braunschweiger Instituts [*institut*] zwar 1994/95 in Pylos gearbeitet, aber nicht in Troia. Vielleicht haben die Türken keine Flugerlaubnis gegeben.

Weil Troia und Santorin nicht gleichzeitig Atlantis sein könnten, verniedlicht Zangger den Vulkanausbruch. Für ihn war die Caldera schon früher eingestürzt, so dass es bei der Eruption keine Tsunamis gegeben habe – trotz vieler mariner Bohrkerne mit gegenteiliger Aussage. Für Schulz war das in dem ihm eigenen Schnodder-Jargon nur noch „ein Nachhuster mit kaum 20 Kubikmeter Asche-Ausstoß“ [Schulz, 165]. So klingt das, wenn statt „Scherbenpulverei“ freie Phantasie angesagt ist [ebd. 166], wenn kein Korfmann „verschwitzt in der Erde wühlt“ [vgl. Diebitz, 205; N.N. 1992, 250], sondern ein Zangger wie Ikarus abhebt und nicht bemerkt, dass er längst wieder Bodenkontakt hält.

Pernicka

In dem SPIEGEL-Bericht von 1998 ist auch *Ernst Pernicka* vertreten, der uns von den Bernstorfer Goldfunden und der Nebra-Scheibe vertraut ist [vgl. Illig 2017]. Ihm sei es gelungen, Platons Rätselwort Oreichalkos zu erhellen:

„Ernst Pernicka, Inhaber des neu eingerichteten Lehrstuhls für Archäometallurgie in Freiberg (Sachsen), hat das gesamte antike Schrifttum nach dem Stichwort »Orichalkos« durchforstet. Sein Fazit: »Das Material ist eindeutig Messing.« Pernicka geht davon aus, daß die Legierung etwa um 2500 vor Christus erstmals hergestellt wurde. Das Verfahren ist kompliziert: Das Zink muß in speziell konstruierten Brennöfen unter Luftabschluß mit Kupfer verbunden werden. Berühmt waren die Orichalkos-Schmieden von Andeira, einem Ort 80 Kilometer südöstlich von Troja. Doch dann brach das Wissen ab. Die Griechen der Platon-Zeit konnten die Legierung nicht herstellen. »Erst die Römer«, sagt Pernicka, »begannten um Christi Geburt erneut mit der Messingproduktion.« So fügen sich nun viele Einzelerkenntnisse zu einem Mosaik“ [Schulz 1998, 161].

Was für Mosaiksteine haben wir fast 20 Jahren später? Als erstes die Gleichsetzung von Oreichalkos mit Messing, eine allerdings dank Plinius und Strabon (s.u.) triviale Aufgabe:

„Unter anderem durch die Schriften Plinius des Älteren ist die Verwendung des Wortes Oreichalkos (Aurichalkum) für Messing gebräuchlich“ [wiki → Messing].

Zwar bedeutet Oreichalkos wörtlich Bergerz – doch es gibt keine Messingbergwerke; die Legierung entsteht im Schmelztiegel. Dunkel bleibt weiterhin, wie die Atlanter ihre Stadtmauern mit Messing überziehen konnten, theoretisch Flächen von vielen tausend Quadratmetern. Dunkel bleibt auch, warum Pernicka von – damals noch unveröffentlichten – großen Zinn-Bergwerken im heutigen Kasachstan und Usbekistan, auch von Mušiston im Pamirgebirge sprach [Schulz, 166], geht es doch um Legierung mit Zink, nicht mit Zinn.

Mutig war auch die Bezeichnung „Oreichalkos-Schmieden“, wo man eher von Buntmetallverarbeitung spräche. Immerhin lässt sich Messing je nach Legierungsgrad sowohl kalt wie warm verformen. Und Andeira ist im Internet noch heute kaum geläufig, aber eine Quelle verweist auf Strabon:

„Der griechische Geograph Strabon (circa 63 v. Chr. bis 26 n. Chr.) schreibt: »Nah bei Andeira gibt es einen Stein, der [...] Zink absondert, und dies unter Zufügung von Kupfer ergibt die ‚Mischung‘, wie man sagt, die von manchen Oreichalkos genannt wird.« (Strabo, Geographie, XIII, 56)“ [vanaland].

Als echtes Rätsel bleibt die Frage, warum das komplizierte Messing-Verfahren von -2500 bis -1200 bekannt war, doch dann vergessen wurde, um erst zur Römerzeit wieder im Mittelmeerraum präsent zu sein. Solche handwerklichen Lücken hat Heinsohn [1988] für Mesopotamien und haben wir gemeinsam für Ägypten [1990] vielfach aufgezeigt, triftiger Nachweis für chronologische Probleme.

Zangger und Mellaart

Gerechtigkeitshalber ist anzufügen, dass Troia-Ausgräber *Manfred Korfmann* – in seiner zunehmend engeren Verbundenheit mit der Türkei nahm er den zweiten Vornamen Osman an – indirekt von einer Idee *Zanggers* profitiert haben könnte. Dieser wollte 1993 unbedingt die platonische Ringstruktur von Atlantis in und um Troia aufgedeckt wissen. Als der Geophysiker *Helmut Becker* 1994 dann mit geomagnetischen Messungen Hinweise auf eine ausge dehnte Unterstadt fand, belegte das mitnichten *Zanggers* Ideen des mit konzentrischen Wasserkanälen umgebenen Atlantis, während *Korfmann* ohne archäologische Unterfütterung die sog. Unterstadt mit zahllosen Häusern ausstattete. Das von ihm für die Ausstellungen *Troia · Traum und Wirklichkeit* in Stuttgart, Braunschweig und Bonn (2001/02) entwickelte Stadtmodell für Troia VI [Theune-Großkopf, 17] wurde von seinem Tübinger Kollegen *Frank Kolb* hart attackiert. Auch ein Symposium in Tübingen im Februar 2002 brachte keine Einigung [vgl. Illig 2002], doch damit – endgültig mit dem Tod *Korfmanns*, 2005 – erlosch das öffentliche Interesse.

Das von *Zangger* imaginierte Großreich der Luwier, für ihn zugleich die Seevölker der Ägypter, beruht laut *Thadeusz* auf der Kopie einer verloren gegangenen, steinernen Hieroglypheninschrift. In ihr berichtet mit Kupanta-Kurunta (ca. 1300–1240) ein Großkönig des Staates Mira – ein den Luwiern zugehöriges anatolisches Gebiet um das heutige Ephesos/Efes –, „dass die kriegerischen Luwier tatsächlich eine Art bronzezeitlichen Weltkrieg auslösten“ [Thadeusz]. Als man zu Zeiten Atatürks versucht hätte, diese Kopie zu übersetzen, wäre herausgekommen, dass die Türken nicht die Erben der Hethiter, sondern der Luwier seien, worauf die Publikation der Übersetzung immer wieder verhindert worden sei, bis die Kopie bei *James Mellaart* landete, in dessen Nachlass *Zangger* sie gefunden hat.

Was wie eine Räuberpistole beginnt, endet bei einem der umstrittensten Archäologen überhaupt. *Mellaart* (1925–2012) grub zwischen 1957 und 1964 die anatolischen Städte Hacilar und Çatal Höyük aus und bezeichnete sie damals als die ältesten Städte überhaupt. Aus der Zeit des -6. Jtsd. legte er miraculöse Funde vor, nicht zuletzt Abzeichnungen der ältesten (Wand-)Tepiche überhaupt, deren Muster er aus kaum sichtbaren Abdrücken in Lehmwänden konstruiert haben wollte. *Mellaarts* Ruhm glänzte auf, als er 1958 in Izmir Grabschmuck der Yortan-Kultur (3500–2600) sehen und abzeichnen konnte. Kein Stück aus diesem sog. Schatz von Dorak wurde jemals von einem anderen gesehen, das fragliche Haus in Izmir konnte nie gefunden werden. Doch *Mellaart* publizierte seine Zeichnungen und begründete damit als stellvertretender Direktor des *British Institute of Archaeology* in Ankara seinen sensationsgetränkten Ruhm. Türkische Behörden schlossen allerdings

daraus, er sei daran beteiligt gewesen, diesen sehr wahrscheinlich fiktiven Schatz außer Landes zu schaffen, und entzogen ihm die Grabungslizenz für Çatal Höyük – ein Treppenwitz der speziellen Art [vgl. wiki ↔ Schatz von Dorak].

Darüber habe ich bereits früher berichtet [Illig 2009, 98] und in *Der veralteten Vorzeit* auch vorgeschlagen, Çatal Höyük in die Zeit um -850 umzudatieren [Illig 2011, 154]. Dass es in diesem Buch nach einer Bildseite direkt mit Atlantis weitergeht, hatte damals keinen speziellen Hintergrund. Wer sich jetzt für ein luwisches Weltreich vorrangig auf Besitz von *James Mellaart* beruft, hat sich für die Luwier ähnlich schwankenden Boden gewählt wie für sein troianisches Atlantis. Selbst der listenreiche Odysseus benötigte ein Holzpferd, um Troia zu erstürmen. Ob es DER SPIEGEL ersetzen kann? *Zanggers* neues Buch werde ich nicht rezensieren.

Literatur

- Albrecht, Gisela (1994): Atlantis – streng nach Platon; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 6-23
- Blakolmer, Fritz (2017 laufendes Projekt): *Minoisch-mykenische Reliefkunst*; Habilitationsschrift am Institut für Klassische Archäologie, Universität Wien
- Diebitz, Stefan (1999): Der Einstein der Antike. Anmerkungen zu Methodik und Stil eines Erfolgsautors [E. Zangger]; *Zeitensprünge* 11 (2) 200-206
- Donnelly, Ignatius (1976): *Atlantis · The antediluvian World*; Dover, New York (1882)
- G/B = Galanopoulos, Angelos George [Georgiu] / Bacon, Edward (21977): *Die Wahrheit über Atlantis*; Heyne, München (deutsch 1976; engl. 1969)
- Heinsohn, Gunnar (2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Mantis, Grärfelfing (1988)
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Mantis, Grärfelfing (1990)
- Illig, Heribert (2017): Bernstorf und Nebra · Gefälscht: beides, eines, keines? *Zeitensprünge* 29 (1) 7-33
- (2015): Griechenlands Dunkle Jahrhunderte. Eine Zeitbestimmung; *Zeitensprünge* 27 (1) 45-74
 - (2009): *Geschichte, Mythen, Katastrophen · Über Velikovsky hinaus*; Mantis, Grärfelfing
 - (2002): K(r)ämpfe um Troia; *Zeitensprünge* 14 (1) 5-12
 - (1999): Zangger und ein Ende; *Zeitensprünge* 11 (4) 554-559
 - (1988): *Die veraltete Vorzeit · Eine neue Chronologie der Prähistorie · Von Altamira, Alt-Europa, Atlantis über Malta, Menhire, Mykene bis Stelen, Stonehenge, Zypern*; Eichborn, Frankfurt a. M., 32011 erweiterte Neuauflage, Mantis, Grärfelfing
- institut = (2009): Beiträge zur Geschichte des Instituts für Geophysik und extraterrestrische Physik (ehemals Institut für Geophysik und Meteorologie) der Technischen Universität Carolo Wilhelmina zu Braunschweig; Braunschweig WS 2009/2010
- Kaminski, Heinz (1997): *Atlantis · Die Realität*; bettendorf, München u. a.
- Krit.* = *Kritias*, s. Platon

- Mavor jr., James W. (1974): *Reise nach Atlantis. Wissenschaftler lösen das Rätsel einer Weltkatastrophe*; dtv, München (¹1969)
- Muck, Otto (1976): *Alles über Atlantis · Alte Thesen - neue Forschungen*; Econ, Düsseldorf
- (1954): *Atlantis - gefunden · Kritik und Lösung des Atlantis-Problems*; Victoria, Stuttgart
- Nesselrath, Heinz-Günther (Uni Göttingen; 2017): - [Leserbriefe]; *Der Spiegel* 43/2017, 145
- Niemeier, Wolf-Dietrich (em. DAI; 2017): - [Leserbriefe]; *Der Spiegel* 43/2017, 145
- N.N. (1995): Großmacht am Berg Ida; *Der Spiegel* 06. 02., 6/1995, 168-174
- N.N. (1993): Verborgenes Trumm; *Der Spiegel* 15. 03., 11/1993, 255 f.
- NN. (1992): Wegweiser nach Utopia; *Der Spiegel* 11. 05., 20/1992, 244-251
- Platon (²1988): *Sämtliche Dialoge · Band VI · Timaios und Kritias – Sophistes – Politikos – Briefe*. Herausgegeben von Otto Apelt; Meiner, Hamburg
- Schulz, Matthias (1998): Das Puzzle der Philosophen [Titelgeschichte]; *Der Spiegel*, 53/1998, 156-167
- Steadman, Sharon / McMahon, Gregory (2011): *The Oxford Handbook of ancient Anatolia (10,000–323 BC)*; University Press, Oxford
- Thadeusz, Frank (2017): Die Rache des Sonnyboys; *Der Spiegel*, 07. 10., 41/2017, 130-132
- Theune-Großkopf, Barbara u. a. (Red. 2001): *Troia · Traum und Wirklichkeit* (Begleitband zur Ausstellung); Theiss, Stuttgart
- Tim.* = *Timaios* s. Platon
- vanaland* = <https://vanaland.wordpress.com/fruhgeschichte/die-bronzezeit/>
- Velikovskij, Immanuel (1978): [284] *Thesen zur Rekonstruktion der Alten Geschichte*; Basel (engl. ¹1945)
- Wolf, Christa (1983b): *Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra · Frankfurter Poetik-Vorlesungen*; Luchterhand, Darmstadt
- (1983a): *Kassandra · Eine Erzählung*; Luchterhand, Darmstadt
- Zangger, Eberhard (2017): *Die Luwier und der Trojanische Krieg · Eine Entdeckungsgeschichte*; Orell Füssli, Zürich
- (1992): *Atlantis · Eine Legende wird entziffert*; Droemer Knauer, München
- ZDF info (2016): *Aufgedeckt - Rätsel der Geschichte · Suche nach Atlantis*; Großbritannien, 45 min. Erstsendung 18. 09. 2016, gesehen 19. 08. 2017
- ZDF info (J. unbekannt): *Aufgedeckt - Rätsel der Geschichte · Die Kupferrolle vom Toten Meer*; gesehen 19. 08. 2017

Römische Republik und der Ahnenschwindel

Genealogie nach Bedarf und Bedürfnis

Heribert Illig

Zugeeignet Volker-Matthias Lutteroth als
dem Aufspürer des Richau-Artikels

Ahnenschwindel

Sueton schreibt in seinen Kaiserbiographien über Julius Cäsars Herkunftbedürfnis. Als kurz nacheinander seine Tante Julia, verheiratet mit Gaius Marius, dem Besieger der Kimbrer und Teutonen, und seine Frau Cornelia, Tochter des Konsuls Lucius Cornelius Cinna, starben, da berichtete Caesar -67 über deren Abstammungen:

„Meiner Tante Julias mütterliches Geschlecht stammt von Königen; das väterliche ist mit den unsterblichen Göttern verwandt. Denn von Ancus Marcius stammen die Martii Reges, deren Name meine Mutter führte; von Venus die Julier, zu deren Geschlecht unsere Familie gehört. Es ist also in diesem Stamme hier die unverletzliche Majestät der Könige, die auf Erden die meiste Macht haben, dort die Heiligkeit der Götter, deren Untertanen die Könige selbst sind“ [Sueton: *Julius Caesar*, 6:1].

Seit wann war es der römischen Haute Volée wichtig, von Königen und sogar Göttern abzustammen? Martin Richau [R. = 2016] ging dieser Frage nach, als es ihm um Familienforschung in der römischen Republik ging. Die Antwort scheint zunächst klar: „Doch im 1. Jahrhundert [v. Chr.] ist ein beginnendes Interesse an umfangreicheren Familiendarstellungen zu konstatieren“ [R. 244]. Damals begann Titus Pomponius Atticus (110–32), für zahlreiche Familien der römischen Oberschicht Genealogien zu verfassen. Hinzu trat Varro (116–27), der das Werk *de familiis Troianis* verfasste und so das wachsende Bedürfnis befriedigt haben dürfte, von einem Troianer abzustammen. Zu ihnen traten noch Augustus' Bibliothekar Gaius Julius Hyginus (-64 bis +17) und der Konsul M. Valerius Messala Rufus (103–27/26) [R. 244 f.].

Cäsar stand also im Jahr -67 ziemlich am Beginn der damaligen Selbstaufwertungsbemühungen durch Ahnen bis zurück zu den Göttern. Es war offenbar für einen Republikaner auch nicht verwerflich, sich auf die römischen Könige (753–510) zurückzuführen. 23 Jahre später wurde der Gedanke an ein neuerliches Königtum sein Verhängnis.

Römische Könige

735–716	Romulus
715–672	Numa Pompilius
672–640	Tullus Hostilius
640–616	Ancius Marcius
616–578	Lucius Tarquinius Priscus
578–534	Servius Tullius
534–510	Lucius Tarquinius Superbus

Aber das Bedürfnis nach alter Nobilität gab es bereits deutlich länger. Bereits der Komödiendichter Plautus (254–184)

„lässt einen Schmarotzer in einer Satire auf die Ahnenversessenheit des römischen Adels voll Stolz verkünden, dass er dasselbe »Handwerk« ausübe wie schon seine Vorväter bis zum Ururururgroßvater, also sechs Generationen vor ihm. Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass auch die nichtadelige Bevölkerung ihre Vorfahren über mehr als drei, vielleicht noch vier Generationen kannte und vor allem öffentlich darstellte wie der Adel. Genealogie in der römischen Republik ist also ein aristokratisches Phänomen“ [R. 246].

Wenn dieses Phänomen erst im -1. Jh. Autoren beflügelt, stellt sich unmittelbar die Frage, wo sie das Rohmaterial für ihre Genealogien hernahmen. *Wilhelm Drumann* hat deshalb auch kleinste Hinweise auf römische Familien gesammelt, doch mit nur mäßigem Erfolg:

„Drumann kommt selbst bei den großen Familien nur zu Filiationen bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts [v. Chr.]. Einzelne Namensträger aus früheren Zeiten sind bekannt, doch eine geschlossene Ahnenreihe konnte Drumann nicht erbringen“ [R. 246].

Das lässt den Verdacht keimen, dass hier auch 'freischaffende' Veralterungskünstler' zum Zuge kamen. Für das +1. Jh. wird berichtet, dass Masken ausgewählter Ahnen in den Atrien der vornehmen Familien aufgehängt wurden, wobei die Ahnenbilder mit Namen versehen und mit den Verzweigungen der Stammbäume verbunden wurden. Dieses Arrangement ließen sie gemäß Seneca „im vordersten Teil ihres Hauses anbringen“ [R. 247]. Somit diente die Ahnenlinie der gesellschaftlichen Reputation und wurde regelrecht demonstriert.

Es handelte sich dabei um keinen Stammbaum, der sich vom Stammvater aus kontinuierlich verzweigt. Die römischen *stemmata* folgten anderen Regeln. Es ging primär um die erfolgreichen Männer einer Familie. Hochzei-

ten waren nur erwähnenswert, wenn sich so eine Allianz zwischen zwei Genten bildeten. Nur gelegentlich wurden auch mütterliche Ahnen aufgenommen [R. 250]. Doch auf welchem Wissen beruhten diese Ahnengalerien?

„Für die Königszeit Roms und auch noch für die ersten Jahrhunderte der Republik ist die Quellenlage sehr reduziert. Zeitgenössische Quellen sind gar erst seit dem 2. Jahrhundert [v. Chr.] vorhanden“ [R. 251].

Nur wenig älter ist der Beginn römischer Geschichtsschreibung mit Fabius Pictor (254–201), der sich verständlicherweise auf mündliche Überlieferung stützen musste. Richau sieht hier die sattsam bekannten Probleme, lässt sich doch innerhalb von nichtadligen Familien, deren Erinnerung nur mündlich weitergegeben wird, kaum etwas wiedergeben, das länger als 80 Jahre zurückliegt, wie die sog. Drei-Generationen-Recherche unter Lebenden immer wieder ergibt. Richau sondiert in diesem sehr vagen Bereich:

„Auch das genealogische Wissen orientierte sich an einigen memorierten Fixpunkten und blieb im Übrigen schwammig, wenn Fakten überhaupt erinnert wurden. Doch das entsprach den Anforderungen, mehr wurde nicht erwartet. Vieles wurde – nicht zuletzt auch wegen der geringen Variationen der Vornamen – vermischt und verwechselt. Eine Grenzziehung zwischen historisch und mythisch ist schwierig, wenn überhaupt möglich. [... Jürgen von] Ungern-Sternberg betont, dass die Frage der Historizität von oral tradition nur mit größter Vorsicht behandelt werden kann. Allein das erste (bekannte) verschriftlichte Stadium ist fassbar, also die Version, die zu dem Zeitpunkt gerade aktuell war und inhaltlich den Interessen dieser Zeit entsprach. Die Vorstadien sind nicht rekonstruierbar“ [R. 252 f.].

„Bis in das 2. Jahrhundert war die Lesefähigkeit der Römer noch begrenzt. [...] Nur die Oberschicht war bildungsmäßig der Adressat von Schriften“ [...] Bibliotheken waren in Rom erst im 2. Jahrhundert anzutreffen“ [R. 255; alle Daten vor der Zeitenwende].

Doch auch diese wurden zunächst andernorts ‘requiriert’: -168 wird als erste Bibliothek die des Königs Perseus von Makedonien nach Rom transportiert. Sulla erbeutet eine Privatbibliothek in Athen, Lucullus die von Mithridates. Erst im -1. Jh. ist von Privatbibliotheken bei Cicero, Atticus und Varro die Rede. Die erste öffentliche Bibliothek wird -39 eröffnet, weitere folgen in der Kaiserzeit. Buchstäblich hervorragend war die öffentliche Bibliothek auf dem Traiansforum, deren beide Flügel für lateinische und für griechische Pergamentrollen die heute noch aufrecht stehende Traianssäule flankierten. „Über den Bestand dieser Bibliotheken gibt es keine konkreten Erkenntnisse“ [R. 256]. Ebenso unsicher sind die Erkenntnisse über familiäre Archive.

„Es ist gleichwohl schwer vorstellbar, dass die Kenntnisse des Adels ihre Quelle allein in mündlich tradiertter Erinnerung fand. Es wird deshalb Familienarchive gegeben haben. Diese Annahme wird von Cicero bestä-

tigt. Er schreibt, dass Familien selbst Lobreden zu hüten pflegten und sie so erhalten bleiben, sei es als Ehrenurkunden, sei es zum Gebrauch bei der nächsten Laudatio [...]

Alle diese Gedächtnisse reichten in das 4. Jahrhundert zurück, als die Nobilität sich formte und eine auf Leistung, Wettbewerb und Selbstdarstellung beruhende Elite darstellte“ [R. 256 f.].

-4. Jh.: Das deckt angesichts einer vorgewiesenen römischen Geschichte bis in die Mitte des -8. Jh. von der Zeitenwende aus nur die Hälfte ab. Darüber hinaus wurden einzelne Männer herausgehoben, aber nur „zuweilen“ mit Jahresangaben versehen; eine zusammenhängende Beschreibung wurde gar nicht erst angestrebt [R. 259].

Der uns allen vertraute Titus Livius (-59 bis +17) zieht eine noch schärfere Grenze: Er „nennt die antiken Autoren des 3. Jahrhunderts kaum glaubwürdig“ und schließt in seine Kritik auch Autoren seines -1. Jh. ein, „weil sie übertrieben und sogar Aussagen erfunden hätten“ [R. 259]. Livius kommt in Hinblick auf die eigene Familie zu dem Schluss:

„Ich glaube, die Überlieferung ist gefälscht durch die Lobreden auf die Verstorbenen und durch die unrichtigen Inschriften unter den Ahnenbildern, womit eine jede Familie den Ruhm von Taten und Ämtern mit täuschender Lüge für sich beansprucht. ... Und es gibt für diese Epoche [um -322] keinen einzigen zeitgenössischen Schriftsteller, dem man als einer hinreichend sicheren Quelle folgen könnte“ [R. 261].

Seine Zeitgenossen haben der römischen Genealogie „Fälschungen und Übertreibungen vorgeworfen“ [R. 244]. Cicero schlägt in dieselbe Kerbe wie Livius:

„Nur: durch diese Lobreden ist unsere Geschichtsschreibung verfälscht worden. Vieles findet sich da niedergeschrieben, was nie geschehen ist: falsche Triumphfeiern, zahlreichere Konsulate, ja sogar falsche Genealogien und Übertritte in den Plebejerstand, indem eben Männer von niedrigerer Abstammung sich in ein fremdes Geschlecht desselben Namens eindrängten“ [R. 262].

Damit wird das spezifisch römisch-lateinische Problem berührt, dass die geschichtlichen Akteure nicht klar unterscheidbar sind.

„Die Römer kannten nur eine sehr beschränkte Zahl von männlichen Vornamen, die Frauen wurden sogar lediglich nach dem Familiennamen benannt und dann höchstens durchnummeriert“ [R. 260].

Die wenigen und oft ähnlichen Namen wurden jedoch dazu genutzt, über Namensähnlichkeiten Personenketten bis hin zu homerischen Helden und zu Göttern zu bilden. So sollten etwa die Junii von der Göttin Juno [R. 266] stammen oder:

„Die Aemilii stammten – so eine von mehreren Varianten – von Aemilia, einer Tochter des Aeneas, ab. Sie behaupteten aber auch Aimylos, einen Sohn des Ascanius und damit Enkel des Aeneas, als Ahnen zu haben. [...] Auch die Bruti, die sich bereits auf [den Vertreiber des letzten Königs Tarquinius Superbus, also] L. Junius Brutus zurückführten, ergänzten ihre Linie bis zu einem Trojaner“ [R. 265].

Ultimative Schritte führten dann zu den frühen Königen und selbst zu den Göttern. So dockten Römer gerne an Odysseus an, der als Urenkel Jupiters galt. Aeneas wiederum galt als Sohn der Venus, wovon Julius Caesar zu profitieren trachtete. Weitere Stammväter waren Herakles und sein Sohn Anteon, Neptun, der Flussgott Peneios und so fort.

Richaus Funde entstammen herrschender Lehre, die seit über 100 Jahren entsprechende Fakten auftürmt [R. 270; Hvhg. HI].

„Die antike Übung der Ahnendarstellung erhielt von modernen Autoren, die in ihrer Zeit an Ahnenlisten hinsichtlich der Korrektheit hohe Erwartungen stellten, vernichtende Bewertungen. [Friedrich] Münzer sieht 1905 in Bezug auf L. Brutus und Servius Ahala die »ehrliche« Geschichtsforschung verlassen. [Erich] Bethe schreibt 1935 von Fälschung der patrizischen und plebejischen Familiengeschichte, benutzt gar das Wort »Ahnenschwindel«; kühn habe man sich die schönsten und längsten Ahnenreihen konstruiert. [Hans Josef] Bäumerich äußert 1964: »Jedoch nahm man es, wenn es darum ging, Glanz, Ehre und Würde der eigenen Gens hervorzuheben und zu steigern, mit der historischen Wahrheit nicht so genau, so daß geschichtliche[n] Verzerrungen und Fälschungen Tür und Tor geöffnet waren.« [Wolfgang] Ribbe formuliert es 1972 drastischer: »Gegen Ende der Republik nahm der *Ahnenschwindel* groteske Formen an.«“

Aber Geschichte und Chronologie der republikanischen Zeiten sind deshalb keineswegs von Grund auf kritisiert worden. Auch *Martin Richau* kommt in seiner Schlussbetrachtung zu einem ganz anderen, komplikationslosen Ergebnis:

„Es handelte sich um gar keinen »Ahnenschwindel«, sondern um eine unterhaltende Kulturererscheinung. Man wird diese mit Livius der Dichtkunst zurechnen müssen“ [R. 272].

Mit dieser ruckartigen Kehrtwende vermeidet er es, irgendwelche Konsequenzen aus seiner Zusammenstellung ziehen zu müssen. Denn die Folgen wären gravierend. Wenn wir das Jahr -80 als *Terminus post quem* für die Selbstschmückung mit kaiserlichen und göttlichen Ahnen annehmen wollen (um nicht Cäsar selbst an die Spitze der Reihe zu stellen), dann wissen wir aus den Forschungen zur *oral history*, dass auch familiäres Wissen binnen dreier Generationen stark in Richtung Null geht, von ein paar außergewöhn-

lichen Ereignissen abgesehen, die jedoch an keine Jahreszahl gekoppelt sind. Das steht nicht in Kontrast zur herrschenden Sicht, schrieb doch Thukydides über den Peloponnesischen Krieg zu seinen Lebzeiten, während Herodot auf ägyptisches Schriftwissen zurückgriff:

„Herodot und Thukydides hatten keine irgendwie verwertbaren Listen oder Aufzeichnungen vor sich, sondern sie schufen ihre Werke aus der Sammlung und kritischen Auswertung und Verknüpfung von mündlicher Tradition, allenfalls unter punktueller Zuhilfenahme einzelner Inschriften oder bereits vorliegender literarischer Werke. Dasselbe trifft auch auf Rom zu. Fabius [Pictor] und Cincius waren (neben den Epikern Naevius und Ennius) tatsächlich die ersten Römer, die die Geschichte der *res publica* als Gegenstand konstituiert und dargestellt haben“ [B/W 21].

Wenn wir also 100, sicherheitshalber 120 Jahre zurückgehen, so ist spätestens im Jahr -200 die Grenze erreicht, hinter der mündliche Erinnerung im Nebel verschwimmt. Der zwischen -215 und -210 schreibende Fabius Pictor würde diese Grenze bis ca. -330 zurückschieben, doch kennen wir nur 32 Fragmente [vgl. B/W 55-136] seines Werks, das von der Gründung Roms bis zum Zweiten Punischen Krieg gereicht haben soll [wiki → Quintus Fabius Pictor]. Wenn man im selben Lexikon-Eintrag liest, dass man aus seiner Befragung des Delphischen Orakels auf Beherrschung der griechischen Sprache schließen könne, aber ihn gleichzeitig „zum Begründer einer römischen Geschichtsschreibung in griechischer Sprache“ macht, dann springen die Ungereimtheiten sehr stark ins Auge. Sie stammen wohl aus Beck/Walter, die ebenfalls die Orakel-Geschichte berichten [B/W 57], und dann – nachdem die Fragmente von Fabius’ Werk auf Griechisch vorliegen – befinden:

„Gattungssprache der Historiographie war Griechisch, und diese war auch als einzige Sprache geeignet, einen breiten Adressatenkreis zu erreichen [B/W 59].

Im Kleingedruckten findet sich ein wertvoller Hinweis, wobei die Lebensspanne für Eratosthenes vorweggeschickt sei: ca. -276 bis -194.

„Hauptbestreben Pictors war dabei die Harmonisierung der Aeneassage mit der latinischen Romulus-Geschichte, doch lag darin ein grundsätzliches chronologisches Problem: Die Zerstörung Trojas wurde nach der *communis opinio* hellenistischer Historiker ins 12. Jh. datiert (nach eratosthenischer Chronologie 1184/3), also etwa vier Jahrhunderte vor der Stadtgründung durch Romulus im 8. Jh. [...]

Um den *floating gap* zwischen der Ankunft des Aeneas und dem 8. Jh. zu überbrücken, gleichzeitig aber an der Ktisis [Gründung] Roms durch die Trojaner festzuhalten, fügte Fabius die Herrschaft der Aeneaden-Dynastie in Alba Longa ein – die älteren, mündlichen Traditionen zu den Albanischen Königen fanden somit in die Historiographie Eingang“ [B/W 63].

Der sich stark auf Fabius beziehende Cincius Alimentus setzte die Gründung Roms „in etwa in das vierte Jahr der zwölften Olympiade“ [B/W 141] und damit ins Jahr -729. Das uns vertraute „753, Rom kroch aus dem Ei“ stammt erst von Varro (116–27). Der ging davon aus, vom Tod bis zur Wiedergeburt dauere es in pythagoräischer Sicht 440 Jahre. Indem er das unbekümmert auf Städte übertrug, rechnete er von -1193 (!) bis -753 [wiki ↔ Marcus Terentius Varro]. Insofern hängt das Gründungsjahr Roms im luftleeren Raum oder ist, wie die Erde, aufgehängt am Nichts [Hiob 26:7].

Konzertierte Zweifel an Roms Chronologie

Contra *Richau* läge es also nahe, der römischen Geschichtsschreibung, zumal sie die klassische Geschichtsinterpretation des Siegers darstellt, gründlich zu misstrauen. Wird diesen Zweifeln nachgegangen? Zwar hat *Erik Einar Gjerstad* [1953; 1973, 85] als Archäologe für ein Rom plädiert, das erst um -575 gegründet worden wäre (und der die Vertreibung der Könige gegen -450 sieht); *Tim Cornell* hat darauf seine Rekonstruktion basiert [Carandini, 572]. Doch das missfiel anderen Forschern. Sie rückten bereits in den 60er Jahren das Datum wieder um zwei Generationen in die Ferne, „an das Ende des 7. Jahrhunderts [...] damals ein bedeutendes Ereignis, das heute allerdings unzureichend erscheint“ [ebd. 572]. Damit ist die „gemäßigte Kritik“ durch *Gaetano de Sanctis* und *Arnaldo Momigliano* gemeint [ebd. 594].

Andrea Carandini (* 1937) kämpft darum, Rom wieder zu veralten. In seiner höchst spekulativen Sicht entsteht die erste Hüttensiedlung auf dem Palatin im -9. Jh.; sie wird später dem Erdboden gleichgemacht, weil über sie die Mauern des Palatin gezogen worden sind, die den Mauern des Romulus entsprechen, die wiederum zwischen -750 und -725 entstanden sein sollen [Carandini, 564]. Seine dritte Stadtwerdung tritt dann unter Servius Tullius ein. *Carandini* scheinen die Mauerreste exakt zu den Quellenbeschreibungen zu passen, und er bekräftigt das geradezu mit einer ‘Verfluchung’, gerät er doch auf moralisches Terrain: „Wer sich auferlegt, hiervor die Augen zu verschließen, muß ein Masochist, ein Schuft oder ein Heuchler sein“ [ebd. 564].

Wer so gegen seine Leser argumentiert, verliert seine Glaubwürdigkeit; auch ohne moralische Defizite kann man kritisch bleiben und z.B. über folgende Aussage nachgrübeln. Es geht um die Zeit um -525 und die Cloaca Maxima, „die es jetzt sicher schon gegeben hat, auch sie in monumentaler Version, und d.h. gewölbt“ [Carandini, 583 f.]. Die erhaltene Cloaca Maxima ist tonnengewölbt und entstammt etruskischer Tradition, aber die Etrusker haben erst im -4. Jh. den Übergang vom falschen zum echten Gewölbe bewerkstelligt! Für *Frank Kolb* [97] ist das kein Problem, denn für ihn ist die erhaltene Cloaca maxima erst nach dem Keltensturm (-387) errichtet worden. Wenn die

Chronisten diese Cloaca Maxima der Zeit des Tarquinius Superbus zuordnen, so ist das falsch; in der Königszeit handelte es sich nur um offene Gräben. Ebenso datiert *Kolb* die Mauer des Servius Tullius ins -4. Jh. um [ebd. 98-100]. Bezeichnenderweise bezieht sich *Wikipedia* [en.wiki und de.wiki → Cloaca Maxima] nur auf die legendären Könige und gibt keine Datierung. Diverse Zeitungsartikel im Internet sind weniger schüchtern, nennen -600 und sind es zufrieden.

Zeitenspringer-Zweifel

In unserem Kreis wurde die republikanische Zeit Roms durchaus bearbeitet. *Hans Heinrich Maier* hatte schon 1989 angekündigt, dass er bei Livius reduplizierte Passagen nachweisen werde, die keiner Realität entsprochen haben können; bis zu 170 Jahre dürften entfallen [Maier, 40]. Leider folgte der Ankündigung keine Ausarbeitung.

Gleichzeitig wurde erstmals auf *Einar Gjerstad* und sein Datum -575 für Roms Gründung verwiesen. 1990 ist sie dann in zeitliche Parallele zu Mykene und Troia gebracht worden, gleichzeitig wurde auf *Benny Peisers* Reduktion der Olympiadenrechnung von -776 auf ca. 590 hingewiesen [Illig in Heinsohn/Illig 41, 208]. Beachtet wurde auch eine andere Außenseitermeinung: Specht K. Heidrich [1987, 157] wollte mit präziser Quellenarbeit nachweisen, dass Rom nicht -753, sondern erst im Jahr -701/00 von Romulus gegründet worden sei.

1994 präsentierte der Verfasser einen Hinweis darauf, dass die Zeit zwischen -425 und -50 auf dem italienischen Stiefel nur ganz unzureichend abgedeckt ist und sprach zunächst von 100 bis 300 leeren Jahren [Illig 1994, 48].

Dies rief *Paul C. Martin* [1994/ 95] auf den Plan, um diese Hypothese mit Münzen zu überprüfen. Es zeigte sich ihm rasch, dass Roms Münzgeschichte unbegreiflich verlaufen war. So gab es noch im -3. Jh. aes signatum, das sind mehr als ein Kilo schwere Kupferstücke, während scheinbar weder goldene noch silberne Prägungen im Umlauf waren. So ist auch von dieser Seite eine Jahrhunderte lange Lücke deutlich zu erkennen. *Martin* hat sein Ergebnis am Ende seiner drei einschlägigen Artikel klar abgezirkelt. Aus seiner Zusammenfassung hier Punkt 5 und den abschließenden Punkt 13:

„5. Ob es die vielen Kriege gegen Karthago gegeben hat oder gar einen »Hannibal«, ist aufgrund der römischen Münzbilder fraglich. Als kriegerische Großtaten der Republik werden auf Münzen nur die Siege gegen Makedonien und Antiochus von Syrien erwähnt. Auch von den großen Feldherren der frühen Republik oder gar den großen Scipiones Africani kündigt numismatisch nicht. Alle diese Herren sind vermutlich fiktiv.“

„13. Insgesamt schrumpft die Zeit der republikanischen Prägungen (angeblich -290/280/269 bis -44/40) und damit der Republik Rom auf wenige Jahrzehnte zusammen, wahrscheinlich auf vier bis maximal sechs“ [Martin 1995b, 262 f.].

Im selben Heft nahm sich *Gisela Albrecht* 'ihren' Livius vor und prüfte die Bände 2 bis 10 zur frühen römischen Republik. Auch ihr Fazit ist klar und eindeutig:

„Die Geschichte der frühen römischen Republik bei Livius ist zu lang und in großen Teilen gefälscht. Im Zeitraum zwischen -509 (Vertreibung der Tarquinier) und -293 (Ende des 3. Samnitenkrieges) sind etwa 150 Jahre 'Leerzeit' zu streichen“ [Albrecht 1995, 222].

„Vor Livius war fast 200 Jahre lang römische Frühgeschichte geschrieben worden, und obwohl er auf Unstimmigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten hinweist [VII 9,4-5], wäre Livius wohl nie der Gedanke gekommen, daß ein großer Teil seiner ersten Dekade [Buch I: Aeneas bis Tarquinius Superbus; Bücher 2-10: 509–293] auf 'Fakten' beruht, die binnen zweier Jahrhunderte in die frühe Geschichte hineingefälscht worden waren“ [ebd. 241].

Auf den Arbeiten von *Albrecht* und *Martin*, dazu auf eigenen fünf Artikeln ließen sich die Überlegungen weiter konkretisieren. Das geschah anhand von Pompeji, den jahrhundertelangen Kriegswirren, dem Gewinn von Kornkammern und der Bevölkerungsstatistik.

„Kern meiner Ausführungen bleibt, daß Rom ein unbezweifelbares Imperium auch dann errichtet haben kann, wenn zwischen -450 (dem Ende des etruskischen Rom) und -100 massive Zeitkürzungen vorgenommen werden“ [Illig 1995, 274].

Sah *Martin* für Athen 220 bis 240 erfundene Jahre, *Simon Dubnow* für die jüdische Schriftkultur eine Lücke von 200 Jahren, fand ich beim samnitischen Pompeji 220 Jahre; deshalb schloss ich: „Diesen Mittelwert wählen wir als vorläufige Dauer unseres Streichintervalls“ [Illig 1995, 281]. Es zeigte sich damals, dass im Vorderen Orient andere Streichintervalle nötig erscheinen als im griechisch-römischen Raum. Seitdem ruht hier unsere Arbeit. Immerhin: Mein Artikel über Laokoon [1995], der die Unmöglichkeit zeigte, eine Entwicklungslinie durch die hellenistische Kultur, insbesondere ihre Plastik zu legen, wird seit heuer fortgeführt (s. S. 370).

Literatur

Albrecht, Gisela (1995): Livius und die frühe römische Republik; *Zeitensprünge* 7 (3) 222-246

B/W = Beck, Hans / Walter, Uwe (Hgg. 2001): *Die frühen römischen Historiker · Band 1 · Von Fabius Pictor bis Cn. Gellius*; WBG, Darmstadt

Carandini, Andrea (2002): *Die Geburt Roms*; Artemis & Winkler, Düsseldorf · Zürich

Gjerstad, Einar (1973): *Early Rome VI*; Lund

- (1953): *Early Rome*; London

Heidrich, Specht K. (1987): *Olympias Uhren gingen falsch · Die revidierte*

Geschichte der griechisch-archaischen Zeit; Mann; Berlin

- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (¹1990): *Wann lebten die Pharaonen?* Eichborn, Frankfurt a. M. (zitiert nach ⁵2003, Mantis, Gräfelting)
- Illig, Heribert (2017): Neues vom Laokoon · Eine späte Fortsetzung; *Zeitensprünge* 29 (2) 172-183
- (1995): Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze; *Zeitensprünge* 7 (3) 269-287
 - (1994): Verliert Italien sogar drei „dark ages“? Ein Rundgang durch italienische Städte und Stätten; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (3) 32-49
- Kolb, Frank (1995): *Rom: Die Geschichte der Stadt in der Antike*; Beck, München
- Maier, Hans Heinrich (1989): Auch Rom ist nicht ewig; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1 (3) 40 f.
- Martin, Paul C. (1995b): Wie stark erhellen Münzen die „dark ages“ in Italien? Numismatik versus Illigs Thesen. Teil III: Die Goldmünzen der römischen Republik; *Zeitensprünge* 7 (3) 247-268
- (1995a): Wie stark erhellen Münzen die „dark ages“ in Italien? Numismatik versus Illigs Thesen. Teil II: Die Silbermünzen der römischen Republik; *Zeitensprünge* 7 (2) 145-167
 - (1994): Wie stark erhellen Münzen die „dark ages“ in Italien? Numismatik versus Illigs These. Teil I; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 40-63
- R. = Richau, Martin (2016): Genealogie in der Römischen Republik; Bahl, Peter (Hg.): *Herold-Jahrbuch · Neue Folge · 21. Band*, 243-274
- Sueton (1985): *Werke in einem Band · Kaiserbiographien über berühmte Männer*; Aufbau, Berlin
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.www.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Rätsel Laokoon – eine Fortsetzung

Heribert Illig

In meiner Besprechung des umfangreichen Katalogs zur Laokoonrekonstruktion [Muth/Giuliani 2017] habe ich mich mehrfach auf Bernard ANDREAES Bücher zur hellenistischen Kunst und auf seine Forschungen zur Höhle von Sperlonga bezogen. Mittlerweile hat er selbst in der F.A.Z. auf den Katalog und dessen Befunde erwidert [Andreae 2017].

Primär geht es ihm um die Frage: Trägt die neue Rekonstruktion, die den Kopf der oberen Schlange von der Hüfte zum Hals verlegt, weshalb nun beide Schlangen von links beißen? Dabei taucht unvermutet ein ungelöstes Problem auf: Ist der Schlangenkopf an der Hüfte barocke Hinzufügung oder original? Das beginnt schon bei der gegenwärtigen Berliner Präsentation. Sie ist von fast allen späteren Ergänzungen befreit worden. Geblieben sind kleine Anfügungen von Schädelkalotten beider Söhne – und dieser Schlangenkopf. ANDREAE weist nun darauf hin, dass er keineswegs zwingend als eine Hinzufügung des 16. Jh. zu sehen ist. Vielmehr ergibt sich für ihn beim Ausstellungskatalog eine klar erkennbare Tendenz:

„Die grafischen Zeugnisse werden von vornherein als nicht wirklich zuverlässig hingestellt“, womit der Leser sukzessive von den Katalog-Autoren darauf eingestellt werde, dass der Schlangenkopf eine „Hinzufügung“ ist. Dasselbe geschehe mit schriftlichen Quellen. Dabei wäre hier die Situation klar. In einem Gedicht von Jacopo SADOLETO, entstanden keine vier Monate nach der Auffindung, ist nachzulesen:

„Da schießt eine Schlange hervor und greift Laokoon selbst an und umwickelt ihn ganz, unten und oben, und verwundet schließlich mit wütendem Biss seinen Unterleib. [...] Sadoleto sah also, dass die Giftzähne der Schlange an der linken Hüfte Laokoons in den Marmorleib schlugen, ebenda, wo man den obenerwähnten Ansatz beim Gispabguss in der Berliner Ausstellung sieht“ [Andreae].

Gezeichnete Wiedergaben der Gruppe werden laut ANDREAE „von Muth und Giuliani nicht als sachliche Wiedergabe des Zustandes, sondern als dem »Wunsch nach Vervollständigung« verdankte Dokumente angesehen“. Die so verstandene „attributive Zufügung“ des Schlangenkopfes wäre demnach keine und der Schlangenkopf demnach alt.

„Und es war richtig, dass Filippo Magi bei der jüngsten Restaurierung in den Jahren 1957 bis 1960 den rechten Schlangenkopf dort beließ, wo schon Sadoleto und der Düsseldorfer Zeichner ihn gesehen hatten“ [Andreae 2017].

MUTH und GIULIANI sehen in diesem Ansatz hingegen den Rest eines steinernen Stegs als Verbindungsteil zu einem Teil des Schlangentrumpfes. Die Herkunft des Schlangenkopfes bleibt hier offen: antik oder Spätrenaissance. Für ANDREAE ist dagegen klar, dass der kleine Steg an der Hüfte tatsächlich der Giftzahn ist, „den die Schlange in den Leib Laokoons schlägt“. Demnach wäre der Schlangenkopf antik. Wenn Andraea darin ein „bisher nicht bekanntes Detail“ sieht, so ist das eindeutig falsch, sprach doch schon Goethe von diesem Detail [vgl. Illig 2017a].

Danach geht es ANDREAE einmal mehr um die Glaubwürdigkeit lateinischer Texte. Plinius schrieb: „*opus omnibus et picturae et statuariae artis praeferendum*“. Für den ersten Übersetzer des Pliniustextes, Cristoforo LANDINO, 1476, war hier von *statuaria* und damit von Bildhauerkunst die Rede. Für ANDREAE und einige andere, jedoch ungenannte Forscher bedeute der Begriff jedoch Statuenteknik, wobei das Wort Statuen allein frei stehende, *bronzene* Bildwerke ohne Stützen bezeichne.

Bisher glaubte man, Plinius spräche davon, dass die Laokoon-Gruppe allen Gemälden und Statuen vorzuziehen sei, was allerdings kein ernsthaftes Kunsturteil darstelle, weil dann selbst die Athene Parthenos des Phidias hinter dem Laokoon zurückstehen müsste. In der Version ANDREAEES hieße es – viel plausibler –, dass eine Laokoon-Gruppe aus Marmor besser gefalle als eine solche als Gemälde oder in Bronze gegossen. Man darf allerdings ob dieser Unschärfen an Latein als Mutter aller sprachlichen Logik (ver-)zweifeln.

Zum Dritten geht es erneut um die Frage: Original oder Kopie. ANDREAE bricht einmal mehr eine Lanze für Kopien, nämlich Marmorkopie eines bronzenen Laokoon, in Sperlongas Grotte aufgestellte Marmorkopien. Zwei seiner Argumente sind bekannt: der Mantel des rechten Sohnes, der nur den Zweck der Stütze für eine steinerne Figur haben kann, und ein kleiner Vierkantsteg, der auf die Marmorkopie einer Bronzefigur hinweist. Sein drittes Argument erscheint mir problematisch, nämlich

„die Tatsache, dass die gleichen Künstler Athenodoros, Hagesandros und Polydoros aus Rhodos, welche nach Plinius die Laokoon-Gruppe gemeißelt haben, gemäß der Inschrift in Sperlonga auch die dortigen **Marmorkopien** von fünf weiteren griechischen Bronzeskulpturen anfertigten“ [Andraea 2017; Hvhg. HI].

Das liest sich so, als ob in der Inschrift von Marmorkopien und Bronzeoriginalen die Rede sei. Dem ist aber keineswegs so. ANDREAE persönlich hat die die Inschrift so wiedergegeben:

„»Athenodoros / Sohn des Hagesandros / und / Hagesandros / Sohn des Paionios / und Polydoros / Sohn des Polydoros / die Rhodier / haben es gemacht.« So lautet die Künstlersignatur auf dem Ruderkasten des Schiffes des Odysseus in der Skylla-Gruppe von Sperlonga“ [Andraea 1982, 194].

Zu Unrecht tut 35 Jahre später ANDREAE (* 1930) so, als wäre in dem Text von Marmorkopien die Rede. Und er fährt fort: „Die Laokoon-Gruppe kann schon deshalb kein römisches Original sein, weil dieser naturalistische Stil typisch hellenistisch ist“ [Andrae 2017]. Damit sind wir erneut bei dem Rätsel angelangt, wie römische Kopisten in einer Zeit mit ganz anderem Stil („um 20 bis 30“ [ebd.]) ein Bronzeoriginal dermaßen perfekt nachbilden konnten, dass die Kopie besser wirkt als das (angeblich verlorene) Original von -140. Dabei stemmt sich ANDREAE noch einmal gegen die jüngsten Datierungen, die den Laokoon auch in der zweiten Hälfte des -1. Jh. und das Vorbild um -200 („um 200 v. Chr.“) sehen [wiki → Laokoon-Gruppe]. Jenseits des Kanals wird von ca. -200 bis in die Zeit von Nero (54–68), bis in die 70er Jahre (Vespasian, 69–79) und sogar bis in die Zeit des Titus (79–81) gesprochen [en.wiki → Laokoön and His sons]. Doch das sind alles keine Datierungen aus den letzten 15 Jahren. Das gilt auch für Volker M. STROCKA [1999, 307], der die von Christian KUNZE (1996) vorgeschlagene Datierung der Laokoon-Gruppe auf -30/20 für am besten begründet hält.

Es lohnt sich ein Blick über 20 Jahre zurück. 1995/96 schrieb der klassische Archäologe Nikolaus HIMMELMANN (1929–2013) über die Sperlonga-Plastiken ziemlich genau das, was man auch heute schreiben könnte:

„Seit einigen Jahren sind die Gruppen von Sperlonga und der Laokoon Gegenstand einer lebhaften Kontroverse, die von der Frankfurter Allgemeinen kürzlich gar als archäologischer Glaubenskrieg bezeichnet wurde. Dabei behauptet die eine Partei, die Figuren seien kaiserzeitliche Marmorkopien hochhellenistischer Bronzegruppen aus der Zeit des Pergamonaltars, wobei die einzelnen Gruppen zwischen 180 und 140 v. Chr. datiert werden. Die andere hingegen ist der Meinung, daß es sich bei den Vorbildern um deutlich später entstandene Werke handelt, in denen erzählende Darstellungen der Malerei oder der Kleinkunst in Großplastik umgesetzt wurden. Für die Würdigung dieser imposanten Gruppen ist es natürlich ein großer Unterschied, ob man sie als authentische Zeugnisse originaler Schöpfungen des hellenistischen Hochbarocks' ansieht, oder ob man in ihren Vorbildern virtuose Umsetzungen aus einer Kunstgattung in die andere erkennt“ [Himmelman 1995, 11 f.].

HIMMELMANN [1996] schilderte damals Vorläufer der Sperlonga-Gruppen aus ganz unterschiedlichen Zeiten: mehr als 100 Jahre zurück [ebd. 28], dann solche aus dem späten -3. Jh. [ebd. 43], ebensolche in der Flächenkunst aus der Mitte des -3. Jh. [ebd. 32] bis hin zu der Zeit um -300 [ebd. 36]. Ein weiterer Hinweis auf -300 taucht in folgender, zentraler Argumentationskette auf:

„Zum Schluß noch einige weitere Bemerkungen zum Laokoon (Taf. 34). Die Annahme, er sei die Kopie eines hochhellenistischen Vorbilds, stützt

sich auf die scheinbare stilistische Ähnlichkeit mit dem Großen Fries von Pergamon und das ebenso scheinbare Echo eines etruskischen Skarabäus (Taf. 35 a,b), der anscheinend auch die Bestrafung Laokoons und seiner Kinder wiedergibt (Anm. 68). Er wurde um 130 v. Chr. angesetzt, um damit die Existenz der großplastischen Gruppe vor diesem Datum zu beweisen. Auch in diesem Falle erwies sich die Argumentation jedoch als trügerisch, denn diese Gemme war aus guten Gründen immer um 300 v. Chr., also 170 Jahre früher, angesetzt worden“ [ebd. 45].

Schließlich diskutiert er vorbildhafte Gemmen, die ans Ende des -4. Jh. [ebd. 58] oder sogar ins -5. Jh. datiert werden [ebd. 57]. Am anderen Ende der Zeitachse gibt er zu bedenken:

„Homerische Gruppen in kolossalem Maßstab sind nach A[ugustus] dem Kaiser vorbehalten, und schon deshalb muß die Grotte bei Sperlonga eine Kaiservilla sein“ [ebd. 70].

Damit wird eine Entstehungszeit von Sperlongahöhle und Laokoon bis hin zu Titus (Lebenszeit 39–81) möglich. Außerdem scheint der vatikanische Laokoon antizipatorische Züge aufzuweisen,

„von dem es keine Repliken zu geben scheint und der, selbst wenn ein Original noch im 1. Jahrhundert v. Chr. entstanden sein sollte, doch schon strukturelle Merkmale der Kaiserzeit vorwegnimmt“ [ebd. 37].

HIMMELMANN konnte auch die enge Verwandtschaft zwischen den wohl kaiserzeitlichen Skulpturen und durchwegs unterstellten, also imaginierten Bronzeoriginalen des -2. Jh. nicht erkennen.

„Unsere Untersuchungen ließen erhebliche Zweifel an der Annahme entstehen, daß die Gruppen von Sperlonga und der Laokoon Kopien nach hochhellenistischen Bronzeoriginalen der pergamenischen bzw. der rhodischen Kunst sind“ [ebd. 47].

„Nicht weniger markant als die genannten sind die stilistischen Unterschiede zwischen dem Laokoon und dem pergamenischen ‚Barock‘, wie vor mehr als hundert Jahren schon R. Kekule gesehen hat“ [ebd. 47].

Da diese Probleme durch die Berliner Rekonstruktion keineswegs ausgeräumt werden konnten, sind wir – wenn wir Michelangelo diesmal ausklammern – auf das Problem zurückgeworfen, das im letzten Artikel bereits im Mittelpunkt stand. Die Meinung von ANDREAE [2017] entspricht noch immer seiner deutlich früheren:

„bisher bestand in der archäologischen Forschung keine Einigkeit darüber, ob es im Hellenismus überhaupt eine erkennbare Stilentwicklung gab. Die Datierungsvorschläge berühmter Meisterwerke wie der Laokoongruppe divergieren in der Forschung um dreihundert Jahre, und der Baubeginn des Pergamonaltares wird von den einen um 189 v. Chr. und von den

anderen um 165 v. Chr. datiert. Das zeigt nur allzu deutlich, dass die Stilentwicklung der hellenistischen Kunst, wenn es sie denn gab, noch nicht geklärt ist“ [Andreae 1998, 16].

Insofern wird es doch nötig werden, meine Zeitkürzungsvorschläge von 1995/96 aufzunehmen und zu vertiefen.

Zum Ausklang Missklänge

Am 27. 06. habe ich vor den *Gräfelinger Gelegenheitsschreibern* über Laokoon gesprochen und dabei ein Zitat Egon FRIEDELLS aus seiner *Kulturgeschichte* gebracht, das zunächst WINCKELMANNS Ansicht wiedergibt:

„»Ich habe bemerkt, daß diejenigen, welche nur allein auf Schönheiten des weiblichen Geschlechts aufmerksam sind und durch Schönheiten in unserem Geschlecht wenig oder gar nicht gerührt werden, die Empfindung des Schönen in der Kunst nicht leicht eingeboren, allgemein und lebhaft haben.« Dies ist der psychologische Schlüssel für Winckelmanns Ästhetik, von ihm selbst gegeben. Das homosexuelle Auge sieht vorwiegend Kontur, Raumauffüllung, Umriß, Linienschönheit, Plastik. Das homosexuelle Auge ist ohne Empfindung für aufgelöste Form, verschwimmende Valeurs, rein malerische Eindrücke. Und so geht, bei Licht betrachtet, jene ganze fixe Idee des »Klassizismus« zurück auf die sexuelle Perversion eines deutschen Provinzantiquars“ [Friedell 1928, 836].

WINCKELMANN hat unter den Lebenden nur „die unsterblichen Werke des Herrn Anton Raphael Mengs“ gelten lassen, die FRIEDEL nach einem Vergleich mit dem 'richtigen, göttlichen' Raffael so verriss:

„bei Raphael Mengs fielen jedoch diese beiden Hemmungen [des Genies und der Rasse] weg, um so mehr als er auch in der technischen Ausführung den leersten Eklektizismus für das Ideal erklärte, indem er die Vereinigung von Raffaels Linie, Tizians Farbe und Correggios Anmut mit der Einfachheit der Antike forderte, und so erstanden unter seinem Pinsel jene trostlos gelehrten und tödlich langweiligen Gruppengemälde, die, auch in der Komposition ganz äußerlich und unwahr nach der Art lebender Bilder behandelt, an Stelle menschlicher Wesen mittelmäßige Reproduktionen antiker Statuen vorführten“ [ebd. 837; in der Originalausgabe II: 420-422].

Nur zwei Tage später wurde im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar eine Tagung veranstaltet über *Archäologien der Moderne*, auf der Renate RESCHKE am 30. 07. über „*Die Antike – »nur eine täuschende Luftspiegelung«? Egon Friedells geistreiche Kritik Winckelmanns*“ sprach [Schmälzle]. Wieder stand dieses Zitat zur Homosexualität WINCKELMANNS im Mittelpunkt.

„Plötzlich erwachte die Runde aus dem gelinden Durchloben. Empörung kochte auf, weniger allerdings über den Vortrag als über dessen Gegen-

stand. [...] Da spricht eine Homophobie, die man sich, heute artikuliert, scharf verbitten würde. Gegenüber einem neunzig Jahre alten Text wirkte das Entsetzen («Wie soll ich das meinen Studenten anbieten?») bigott. Auch die Meinung, Friedell schlage einen autoritären Ton an, könnte nicht falscher sein. Er vertritt scharfgeprägte Thesen, aber mit erkennbarer Lust an der Auseinandersetzung. Und was – auch dieser Vorwurf wurde erhoben – sollte daran »ideologisch« sein?“ [Speicher]

Was hätten die Weimarer Diskutanten gelitten, wenn sie auch noch diesen Aphorismus gekannt hätten:

„Ich verstehe nicht, wie man homosexuell sein kann. Das Normale ist doch schon unangenehm genug.“ [Friedell 1922, 85]

Literatur

Andreae, Bernard (2017): In einen einzigen Schlangenknoten verstrickt · Susanne Muth und Luca Giuliani nehmen die Laokoon-Gruppe auseinander und verheddern sich in den Quellen; *F.A.Z.*, 09. 08.

Friedell, Egon (1928): *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Weltkrieg · Zweiter Band: Barock und Rokoko / Aufklärung und Revolution*; Beck, München. Zitiert aus der einbändigen Beck-Ausgabe ab 1960

- (1922): *Steinbruch*; Wiener Graphische Werkstätte, Wien

Himmelman, Nikolaus (1996): *Sperlonga · Die homerischen Gruppen und ihre Bildquellen*; Westdeutscher V., Opladen (Vortrag, gehalten 1995)

- (1991): Laokoon; *Antike Kunst* 34 (2) 97-115

Illig, Heribert (2017b): Neues vom Laokoon · Eine späte Fortsetzung; *Zeitensprünge* 29 (2) 172-183

- (2017a): *Rätsel Laokoon · In Schlangenlinien von Troia bis Michelangelo*; Vortrag bei den Gräfelfinger Gelegenheitsschreibern (Grägs); Bürgerhaus Gräfelting, 27. 06.

- (1995): Laokoon – wahrlich ein Findling. Gehört der erratische Block ins -5., -4., -3., -2., -1., +1. oder ins 16. Jh.? *Zeitensprünge* 7 (1) 6-30

Kunze, Christian (1996): Zur Datierung des Laokoon und der Skyllagruppe aus Sperlonga; *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts (JdI)* III, 139-223

Muth, Susanne (Hg. 2017): *Laokoon · Auf der Suche nach einem Meisterwerk* (Begleitband zu einer Ausstellung des Winkelmann-Instituts); Leidorf, Rahden

Schmälzle, Christoph (2017): Was das Auge entdeckt · Luca Giuliani übt Nachsicht: Als Winkelmann seine klassische Beschreibung des Laokoon schrieb, hatte er das Werk noch nicht gesehen; *F.A.Z.*, 09. 08.

Speicher, Stephan (2017): Winkelmann-Wissenschaft · Eine Regung von Unmut; *F.A.Z.*, 09. 08.

Strocka, Volker Michael (1999): Zur Datierung der Sperlonga-Gruppen und des Laokoon; in: *Gedenkschrift für Andreas Linfert (1999) · Hellenistische Gruppen*; Zabern, Mainz, 307-322 [Vorträge von 1997]

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Kurze Klarstellungen zur Entgegnung zu Atwills These von Alexander Glahn [ZS 2/2017]

Roland Weber

Zunächst gilt festzustellen, dass der Autor offensichtlich mein Buch *Denken statt glauben – Wie das Christentum entstanden ist* nicht kennt, und demzufolge vielen Aspekten, die dort zur Untermauerung der These Joseph Atwills vorgetragen werden, auch nicht argumentativ entgegentreten kann – und dies wohl auch gar nicht will. Er greift nicht einmal die Gesichtspunkte auf, die Illig in seiner Rezension meines Buches [ZS 1/2017,] dargestellt hat.

Glahn unterstellt, dass nach Atwills (und damit auch nach meiner Meinung) die Evangelien „aus Rache“ gegenüber den Juden geschrieben worden seien. Davon hat Atwill gerade nichts geschrieben, und auch bei mir wird man dies so nicht erklärt finden. Es geht schlichtweg um eine Doppelstrategie – wie bei uns beiden klar nachzulesen ist –, mit der einerseits der Messias-Glaube der Juden untergraben werden und andererseits gebildeten Römern eine anstehende Göttlichkeit des Kaisersohns Titus vor Augen geführt werden sollte. Für die Gebildeten mit Zynismus, Sarkasmus und Spott über Juden und ihren Erlösungswahn. Die abergläubischen Juden in Palästina und ihre in der Diaspora lebenden Glaubensgenossen sollten begreifen, dass kein jüdischer Messias eine Rettung bringen kann. Mit Rache hat diese Strategie nichts zu tun.

Glahn führt dieses Argument nochmals am Schluss an, dass es Josephus um „Rache an den kulturlosen, rohen, dummen, gierigen und vorlauten Hirten“ gegangen wäre. Doch davon schreibt Josephus überhaupt nichts, und weder Atwill noch ich sehen darin einen Ansatz. Diese Aufzählung zeigt jedoch, dass der Autor das Motiv und das Ergebnis der Untersuchungen wohl gar nicht verstanden hat. Das gilt auch für die Unterstellung, es ginge um Lächerlichkeit. Diese war jedoch gerade nicht der Hauptzweck der Erfindung, sondern nur das zynisch begleitende Nebenmotiv, mit der die Adligen in Rom unterhalten werden konnten. Gegenüber den Abergläubischen sollte es gerade als ernsthafte Neu-Religion seine Aufgabe erfüllen. Und tut es schließlich unter veränderten Umständen und im Grunde doch bis heute. Das Motiv der römischen Schreibstube war einzig, den Juden zu verkünden, dass sie nicht mehr auf einen Messias hoffen sollten und dass die Erlösung in Gestalt (des unerkannt römischen) Christus schon gekommen sei. Das ist der Punkt.

Auf die Hauptargumentationslinie, dass die vielfach bezeugte Römerfreundlichkeit alle historischen Aspekte geradezu ins Absurde führt, geht Glahn erst gar nicht ein. Aber genau mit dieser Geschichtsklitterung, die die

Evangelien ausbreiten, wird deutlich, in wessen Interesse auf einmal ein „friedlich scheiternder Messias“ daherkommt und warum es richtig ist, gegen politisierende Juden Stellung zu beziehen. Der Christus wird zum römischen Ersatzgott.

Glahn sieht, wie es üblich ist, die späteren Christenverfolgungen als Nachweis an, dass zwischen Kaisern und Christen in den ersten Jahrhunderten stets ein Spannungsverhältnis bestanden hätte. Wie sich die Geschichte entwickelte, ist in meinem Beitrag „Die Jahre nach Titus“ [Folgebeitrag in 2/2017, 188-196] nachzulesen. Diese Gedanken konnte der Autor somit bei Abfassung seiner Entgegnung gar nicht kennen. Warum es später zu Christenverfolgungen kam, hat jedenfalls andere Gründe, die mit der Erschaffung der Evangelien nichts zu tun haben.

Interessant ist die These, dass Josephus „offensichtlich die Evangelien kannte“. Da sowohl die Evangelien als auch seine Geschichtswerke (insbesondere *Der Jüdische Krieg*) unmittelbar nach 70 geschrieben wurden, ist es schon bemerkenswert, wie diese Abschriften denn so früh nach Rom gelangt sein sollten und dabei das Interesse eines dem Judentum abgewandten Historikers gefunden haben könnten. Dagegen spricht schon die grandiose Bedeutungslosigkeit, die diese Sekte in den ersten Jahren umhüllt hat. Warum sollte ein um Seriosität bemühter Historiker denn jesuanische Märchen oder Erzählungen in sein Geschichtswerk aufgenommen haben? Und dann nicht einmal im naheliegenden *Jüdischen Krieg*, sondern erst in seinem späteren Werk *Jüdische Altertümer*, die die Wurzeln der jüdischen Geschichte aufzeichnen sollen? Es gab gar keine Judenchristen, wie allein schon durch deren spurloses Verschwinden deutlich wird. Und wenn es Christen gegeben hätte, hätte Josephus sicherlich mit Genugtuung auch über deren Rolle und vor allem auch deren Vernichtung im Zusammenhang mit dem *Jüdischen Krieg* berichtet. Aber bei der Eroberung Jerusalems gab es keine Christen, weder Judenchristen noch Heidenchristen – und diese auch sehr lange nicht. Das Christentum blühte zu allererst in den Garnisonstädten um Judäa herum – und das aus gutem Grund. Die Strategie des „historischen Verschweigens“ war gerade, keine Zusammenhänge zwischen dem *Jüdischen Krieg* und den Evangelien ins Auge springen zu lassen.

Ergänzend sei darauf hingewiesen, dass sich bei Josephus durchaus ein Hinweis auf Jesus, auf Christus und auf den Herrenbruder findet. Allerdings eben nur in den *Jüdischen Altertümern*. Übersehen hat er die Anfänge also keineswegs, wie das dortige berühmte und umstrittene *Testimonium Flavianum* belegt. Aber was es damit auf sich hat, sprengt hier den Rahmen einer Entgegnung. Nachzulesen ist das für Interessierte in meinem zweiten Buch.

Glahn schreibt, dass Josephus die Nazarener offensichtlich gehasst habe. Von Hass und Rache lese ich nichts in die Evangelien hinein und auch nicht

heraus. Welche Botschaft hätte denn ursprünglich ein Jesus vertreten, der ihn bei den Römern so verhasst gemacht hätte? Josephus war schließlich der Schreiber der Römer und hätte dies erklärt. Allein aus der Tatsache einer berichteten Hinrichtung in den Evangelien wird seit Jahrhunderten kühn geschlussfolgert, dass die Römer einen veritablen Grund gehabt hätten, diesen Jesus hinzurichten. Aber niemand wagt zu behaupten, dass die Römer nur aus religiösen Gründen und als Vollstrecker der jüdischen Führungsschicht bzw. sogar nur eines jüdischen Pöbels gehandelt hätten. So devot sollen und können diese Römer schließlich nicht dargestellt werden. Dass die Evangelien sich wohlweislich extrem zurückhalten, irgendeinen Grund plausibel zu machen, warum Jesus überhaupt hingerichtet worden sein soll, ist schon vielen aufgefallen, stört bei der üblichen Blickverengung jedoch nicht. Ginge es um ein tatsächliches Geschehen, hätten doch ein paar deutliche Worte eines Angeklagten und dem folgend der Berichterstatter über die Gründe seines Auftretens und die Gründe seiner Hinrichtung jedem Erleuchtung verschafft. Aber genau das erfolgte nicht. Und auch die beliebte Darstellung, dass man aufgrund der römischen Herrschaft nach 70 nur noch romfreundlich hätte schreiben können, ist bei genauer Betrachtung eine Bankrotterklärung höchsten Grades: Was wäre denn die eigentliche Botschaft (Worte und Taten) eines Jesu dann tatsächlich gewesen? Welche grandiose Geschichtenklitterung hätten wir denn dann vor uns? Gottesdienste zugunsten eines Freiheitskämpfers, Rebellen, Volksauführers, gar Terroristen (Sikarier)? Um Himmels willen. Josephus Friedensbotschaft ist zwar erfunden, aber dennoch absolut „echt“ gemeint.

Jesus wird von Glahn einfach als Nazarener bezeichnet. Auch dahinter steckt viel mehr. Nazarener waren noch nie Leute aus Nazareth – wenn es diesen Ort damals überhaupt schon gegeben hätte. Sie bildeten eine alte Sekte, wie man schon aus dem, auch in den Evangelien mit Paulus ersichtlich, Nazarener-Gelübde, ersehen kann. Was dieses Gelübde mit einem angeblichen Ort zu tun haben sollte, erörtert man besser nicht.

Worin soll die Gefahr, die von einem Jesus ausging, für die Römer bestanden haben? Mit literarischer Strategie bringt die römische Schreibstube diesen Verdacht in den Jüngerkreis. Petrus hat ihn nach der literarischen Vorlage als Messias (an)erkannt. Bezeichnenderweise auf dem Weg nach Caesarea, von wo Titus seinen Feldzug antrat. Aber was soll ein Messias bewirken, der Geheimhaltungsgebote gegenüber seinen Jüngern ausspricht und deshalb noch nicht einmal in seiner Umwelt als Messias bekannt werden kann? Der gesamte Einzug in Jerusalem geschieht ausdrücklich ohne Proklamation als Messias, sondern nur klammheimlich, unauffällig und nur als Spott.

Glahn erkennt auch nicht, dass ein Johannes der Täufer und ein Jesus gerade nicht übereinstimmen. Johannes nimmt nach den Synoptikern die

Taufe vor. Er gibt sich ansonsten jedoch von diesem Täufling unbeeindruckt: Er wird gerade kein Jünger eines Jesus, wie jeder Denkende annehmen müsste. Auch das ist römische Schreibstube: Johannes und Jesus reden beide von Umkehr. Warum, wieso, wird nicht erklärt. Aber der Unterschied liegt darin, dass die Schreibstube einen jüdischen Propheten für alle Zeit entsorgen will und mit einem Jesus als Vorstufe zu ihrem römischen Christus bewusst einen neuen Zeitabschnitt ansetzt. Diese Zäsur ist Rom-gewollt.

Mit Paulus nähert man sich der entscheidenden Bruchstelle im Christentum. Mit dieser dreifachen literarischen Erfindung habe ich mich bereits in *Denken statt glauben* auseinandergesetzt. Kurz: Die Schreibstube schuf in ihrer *Apostelgeschichte* einen Reise-Paulus. Vermutlich Gnostiker um Markion um 140 befüllten im Kirchenkampf mit der orthodoxen Kirche diesen Paulus mit der Sicht ihres Christentums und schufen so den Briefe-Paulus. Vor 140 sind nirgends Briefe eines Paulus oder eine Gemeinde bekannt, die er gegründet hätte. Selbst ein Lukas nach 70 weiß bekanntlich nichts von Briefen. Auch in der Urgemeinde kennt man keine Briefe eines Paulus. Nach der Exkommunikation Markions und dem Niederringen seiner Kirche nutzte die orthodoxe Kirche schon wegen der vorgetragenen Zeitschiene diese Briefe als ihr theologisches Rüstzeug, indem sie die vorhandenen Briefe bearbeitete und mindestens sechs oder sieben gleich gänzlich unter seinem Namen dazu fälschte („Paulus-Schüler“). Die dritte Stufe ist somit der Kirchen-Paulus.

Dass es außerhalb Jerusalems überhaupt keine Christenverfolgung durch einen vom Hohepriester beauftragten Saulus hätte geben können, ist inzwischen auch schon vielen Forschern aufgefallen. Damaskus war kein Gebiet, das dem Hohepriester in irgendeiner Form unterstanden hätte. Auch ist schon aufgefallen, dass dieser angebliche Verfolger der Gemeinde in Jerusalem doch unbekannt gewesen sein soll, wie er selbst schreibt. Und er schreibt auch weder, dass er in Jerusalem studiert habe, noch dass er Pharisäer gewesen sei. Das alles ist die Vorlage der *Apostelgeschichte*. Zu diesem ganzen Paulus-Wirrwarr und zu diesem Paulus-Paradigma habe ich in meinem zweiten Buch *Jesus – Römer – Christentum; Markanteste Tragödie des Christentums* ausführlich Stellung genommen.

Glahn bemerkt bei der Darlegung seiner herkömmlichen Sichtweise auch nicht, wie seltsam es doch anmuten muss, dass ein Paulus für die Gemeinde in Jerusalem gesammelt haben soll, wo dort doch seine schärfsten Widersacher gesessen hätten, deren Anhänger ihm sogar des öfteren nach dem Leben getrachtet haben sollen. Auch, dass bei seiner Verhaftung keine Überprüfung der erhobenen Vorwürfe (er habe einen Heiden in den Tempel geführt!) erfolgte, auch kein Protest gegen die anstehende Lynchjustiz durch seine vermeintlichen Glaubensbrüder erfolgte, steht durchaus in der Strategie der

römischen Schreibstube. Lediglich dank römischer Schutzhaft soll er in bezeichnender und in entlarvender Weise mit dem Leben davon gekommen sein. Doch mit all dem zeigt für einen Anhänger der These einer römischen Schreibstube sich eben der Spott, den die Schreiber über die abergläubischen Juden ausbreiten wollten. Von einem Römerbrief weiß man auch in Rom nichts, und seine kirchlicherseits so bewunderten Ausführungen bleiben in Rom komplett folgenlos. Da passiert nichts mehr – alles aus gutem Grund. So muss man fragen: Sollten die dortigen Juden oder Judenchristen diesen theologischen Meilenstein komplett vergessen, übersehen oder gar herzhaft begrüßt und dann aber doch nicht irgendwie reagiert haben?

Zuletzt geht Glahn noch auf den Christentumskritiker Celsus ein. Doch dieser spielt weder für Atwill noch bei mir überhaupt eine Rolle. Celsus kritisiert das Christentum halt, wie jeder Denkende es aufgrund seiner Präsentation und Inhalte auch heute kritisieren kann. Da er aber die Hintergründe der Entstehung genauso wenig erkannte wie die heutigen Gläubigen, tragen seine Ausführungen nichts zur Erhellung bei.

Dass Josephus und Paulus sich in Rom begegnet sein könnten, kann man durchaus einmal in Erwägung ziehen. Dann müsste Paulus jedoch über das Jahr 70 hinaus in Rom gelebt haben, da Josephus erst nach diesem Zeitpunkt als Übergelaufener nach Rom kam. Aber diese Annahme schafft noch mehr Wirrnisse, als hier ausgebreitet werden kann. Vor allem müsste man dann erklären, was denn ein Paulus von einem Jesus gewusst und auf einmal erzählt haben soll. Schon unzähligen unabhängigen Forschern ist schließlich aufgefallen, dass Paulus stets an einem historischen Jesus ‘vorbei-predigt’. Jesus findet sich in seinen Briefen (nach Bearbeitungen wohlgemerkt!) doch vierzehn Mal, auf seinen Christus verweist er hingegen über dreihundert Mal. Nicht einmal bei der Nächstenliebe verweist er darauf, dass diese auf einen Jesus zurückginge. Aber damit ist man noch lange nicht am Ende der Erkenntnis.

Mit diesen Anmerkungen gehe ich nur knapp auf die offensichtlichsten Irrtümer und Falschdeutungen ein. Für Interessierte findet sich eine ausführlichere Darlegung in meinen beiden Büchern. Dabei verdient auch das Buch von Steve Mason *Flavius Josephus und das Neue Testament* eine ausführliche neue Gewichtung. Wichtig ist jedoch allemal, dass eine breite Spur auf Zusammenhänge zwischen Josephus und den Synoptikern hinweist.

Dass es für Christen eine kaum erträglich erscheinende Erkenntnis ist, dass ihr Glaube aus einer grandiosen Manipulation herrührt und sie sich vehement dagegen wehren, kann ich nachvollziehen. Aber wie oft sind Menschen schon auf falsche Nachrichten, Botschaften oder Führer hereingefallen – oder haben eben alles ganz falsch verstanden. Wie es mit dem Christentum mit größter Wahrscheinlichkeit war, kann jeder selbst aufgrund seiner Kenntnisse

und Erkenntnisquellen prüfen. Das heißt aber gewiss nicht, dass das Christentum als einzige Religion ungesicherte Ursprünge hat.

Schmunzeln musste ich in der Rubrik „Im Kaleidoskop“ (2/2017). Dort findet sich ein Kommentar aus „Chrismon“ auf die Frage, was neu sei im *Neuen Testament*. „Wenig. Eigentlich nur der Glaube, dass Jesus von den Toten auferstanden ist [richtiger: sei!]. Doch das verändert viel.“ Das ist tatsächlich nicht viel. Das eine ist nur Glaubenssache und das andere ist falsch: Die geplante Staatsreligion scheiterte und gebar nach Umwegen die christlichen Kirchen und erst dann einen aufgefrischten Staatskult. Jesus dagegen wollte nie eine un-jüdische, noch gar eine anti-jüdische Kirche gründen. Das ist gängiges außerkirchliches Allgemeinwissen.

Bemerkenswert für mich war auch die amtliche Aussage im Resümee zu „Frankreichs frühmittelalterlichen Bauten“:

„Was die Öffentlichkeit heute von Karl dem Großen weiß [richtiger: gerade an dieser Stelle: zu wissen glaubt!] und mit ihm verbindet, ist wichtiger als die faktische Wirklichkeit.“ [ZS 2017, 247]

Diese Sichtweise kommt mir sehr bekannt vor. Wenn gar nichts mehr für einen historischen Jesus geltend gemacht werden kann, dann wird auf seine glaubensbefördernde Wirkung verwiesen und die Historie schlichtweg zur unbedeutenden Nebensächlichkeit erklärt. Es gibt also offensichtlich nicht nur alternative Fakten, nicht nur praktikable Varianten, nicht nur postfaktische Narrative, sondern erstaunlicherweise eben auch eine kontrafaktische Wahrheit, die gleichwohl Geltung beanspruchen, wie ich in einem christlichen Buch [Jens Schröter: *Jesus und die Anfänge der Christologie*, S.157] lesen konnte. Wahrheit ist eben nur das, was zur Wahrheit erklärt und übernommen wird. Aber erklärt wird sie nicht.

Roland Webers zweites Buch

Eine Rezension von Heribert Illig

W. = Weber, Roland (2017): *Jesus · Römer · Christentum · Makaberste Tragödie des Abendlands*; BoD, Norderstedt, 269 S.

„Einer trage des anderen Last“ [*Galater*, 6:2].

„Denn jeder wird seine eigene Bürde zu tragen haben“ [*Galater*, 6:5].

In solcher Widersprüchlichkeit schreibt Paulus um das Jahr 50 an die von ihm angeblich gegründeten Gemeinden in Galatien. Hinzu tritt: [Wilckens, 657]

„Gegner des Paulus und seiner gesetzesfreien Christusverkündigung sind dort – offenbar mit raschem, durchgreifendem Erfolg – am Werk, um die Heidenchristen nach jüdischem Ritus zu beschneiden und damit als Christen grundsätzlich dem jüdischen Religionsverband einzuverleiben.“

Da stehen also Gegner des Paulus mit gezückten Messern, vielleicht noch Steinmessern [Jos 5,2] bereit, die Heidenchristen zu 'judaisieren'. Und Paulus gibt im unmittelbaren Zusammenhang konträre Auskünfte, die zu harmonisieren den Exegeten herausfordern. Wir sind mitten in Roland Webers zweitem Buch, ohne bislang darauf zurückgegriffen zu haben. Er betont dort, dass niemand weiß, welche Gegner da überhaupt am Werk gewesen sein sollen. Nach Stand der Dinge kann es sich nur um imaginierte Gegner handeln, die dem Galaterbrief akute Brisanz vermitteln sollten.

Es geht Weber auch diesmal um die Weiterentwicklung von Joseph Atwills These einer von Flavius Josephus betriebenen Aktion, Jesus und das Christentum zu erfinden, um die Juden zu befrieden, die niemals einen römischen Kaiser oder auch nur seine Insignien verehren werden. Sie sollen durch einen gescheiterten Messias dauerhaft frustriert werden [w. 38] und Gefallen finden an einem friedlichen, eigentlich unjüdischen Juden [w. 72]; wie nebenbei werden die Juden dabei auch noch verspottet.

Ein Schwergewicht liegt auf dem chronologischen Umstand, dass die vier Evangelien während und nach dem Jüdischen Krieg (66–70; Masada bis 74) geschrieben worden sind, ohne ihn in irgendeiner Weise einzubeziehen. Die heute mehrheitlich akzeptierten Datierungen sehen Markus bei 70, Matthäus und Lukas bei 80 bis 90 sowie Johannes um 100 [wiki → Evangelium (Buch)]. Der Tempel in Jerusalem wurde 70 niedergebrannt. Trotzdem hätte Jesus (um 30) in prophetischer Weise die Zerstörung des Tempels beschwören können [Mk 13,1-2; Lk 21,5-9; Mt 24,1-2]. Dagegen werden die Römer als fernab jeder Schuld an der Hinrichtung Jesu dargestellt. „In den gesamten Evangelien finden sich

keine Worte, die sich gegen die Römer gerichtet hätten“ [w. 41]. Es wird auch nicht klar, wegen welchem Delikt Jesus eigentlich zum Tod verurteilt wird, wobei der römische Statthalter seine Hände in Unschuld wäscht. So wird Webers These erhärtet, dass Flavius Josephus der Kopf einer Schreibstube in Rom gewesen ist, die im Interesse Roms drei Evangelien verfasste, was durch mindestens 13 Argumente untermauert wird [w. 53]. Nur drei Evangelien?

„Der vierte Evangelist [Johannes] war kein Mitglied der Schreibstube. Domitian hatte nichts mit der Erschaffung des Christentums zu tun. Johannes und Jakobus als Protagonisten der Evangelien sind josephinische Erfindungen. Paulus ist eine dreifach umgestaltete Kunstfigur“ [w. 51].

Domitian war erst nach dem überraschenden Tod des Titus ab 81 Kaiser, eine Zeit, die ebenfalls von Weber erhellt wird. Weiter ist der Lukas genannte Evangelien-schreiber nicht der Autor der Apostelgeschichte [w. 55]; Lukas wiederum scheint der Handschrift von Berenike, der jüdischen Geliebten des Feldherrn Titus, zu entsprechen [w. 84].

Ab da geht es mit großer Akribie mit der Beurteilung der Evangelientexte weiter. Diesmal liegt ein Schwerpunkt bei Paulus. Die ältesten seiner 13 Briefe sollen ab 48, die letzten bis 61 geschrieben worden sein. Nur 7 von ihnen gelten als authentisch. Weber stört sich zu Recht daran, dass keiner der Evangelisten irgendetwas von Paulus weiß. Umgekehrt scheint Paulus durchaus Textteile der Evangelien zu kennen. Aber das soll nicht heißen, dass Paulus eine fest umrissene Persönlichkeit darstellt. Vielmehr gibt es zum einen den erfundenen Paulus der Apostelgeschichte, der folglich auch nicht hingerichtet worden ist [w. 64]. Zu ihm gehören die zahlreichen Berichte über die Reisen im Rahmen seiner Missionsbemühungen [w. 221]. Davon zu unterscheiden ist der Briefschreiber Paulus. Seine Episteln wurden erst von Markion vorgelegt. Dieser galt als Erzketzler, der hinter dem bösen Schöpfergott (Demiurg) einen unbekannt guten Gott suchte. Wie andere Gnostiker hoffte Markion auf eine Überwindung des Materiellen. Er stellte als erster ein Corpus jener Schriften zusammen, gewissermaßen das Proto-NT, das bereits Paulusbriefe enthielt.

Die entstehende Kirche distanzierte sich davon, indem sie ihren eigenen Kanon zusammenstellte, das NT mit 13 Paulusbriefen. Weber vermutet den Briefschreiber unter den Gnostikern um Markion, ungefähr um 14 ([w. 63] (s.a. S. 379)). Weber stört sich u. a. daran, dass Paulus niemals selbst über sein Damaskus-Erlebnis berichtet [w. 185], auch kein Wort über den Tempel und die dortigen Zeremonien verliert, obwohl seine Briefe vor der Tempelzerstörung geschrieben worden sein sollen [w. 194].

Einen anderen Schwerpunkt bildet der Herrenbruder Jakobus (Kap. 18), der etwa Robert Eisenman [1997] zu einer 900-seitigen Arbeit animiert hat, um

Paulus als Entsteller von Jesus und dem mutmaßlichen Jerusalemer Gemeindeführer Jakobus hervorzuheben. Allerdings ist ihm dieses Amt nur schwer zuzuordnen [W. 143 f.].

In dieser Weise setzt Weber seine kritische Prüfung fort: Entspricht eigentlich das Behauptete, wenn nicht der einstigen Realität, so doch wenigstens dem Geschriebenen? Mit anderen Worten: Stimmt es, dass Jesus mit seiner Existenz oder seinen Handlungen Prophezeiungen aus dem Alten Testament erfüllt? Selbst das lässt sich nicht erweisen, wie eindrücklich der Vergleich von Jes 7,12 und Mt 1,23 zur Weissagung der Geburt des Herrn klar macht [W. 104 f.]. Ebenso wird das Wegdrücken der Jesus-Figur vor römischer Macht vertieft [W. 109-119]. Die markanten Perikopen der römischen Schreibstube sind bereits in den *Zeitensprüngen* vorabgedruckt worden [1/2017, 66-75].

Nach derselben Methode wird das Johannes-Evangelium kritisch beleuchtet. Es weicht deutlich von den synoptischen Evangelien ab, war offenbar gegen die Gnosis und ihre Lehre von einem Scheinleib Christi gerichtet [W. 152, 157]. Logisch sauber werden auch die Geschichten um Johannes den Täufer und andere Marksteine christlicher Überlieferung behandelt [W. Kap. 17]. So fällt auch Licht auf die Separierung von Judenchristen und Juden [W. 246], die als literarische Komposition erkennbar wird, weil sich der Glaube außerhalb von Palästina, von Jerusalem ausbreitete. Weber steht als Aufklärer genauso wie andere vor ihm, die er nicht aus den Augen verliert, auf verlorenem Posten, wenn er sich gegen Glauben richtet. Aber zu denken geben könnte etwa:

„Das Schweigen über diese Problematik – das Verhältnis Judentum zu den Anhängern Jesu –, auch zwischen einem Paulus und der Urgemeinde, zwischen dieser Urgemeinde und dem Tempel, ist für die Zeit der Missionierung bis 70 vollkommen unerklärlich. Einzig die römische Schreibstube vermag dieses Ausklammern zu rechtfertigen“ [W. 183].

Literatur

- Atwill, Joseph (2008): *Das Messias-Rätsel Die Geheimsache Jesus*; Allegría, Berlin. (12005: *Caesar's Messiah - The Roman conspiracy to invent Jesus*)
- Eisenman, Robert (1997): *Jakobus, der Bruder von Jesus · Der Schlüssel zum Geheimnis des Frühchristentums und der Qumran-Rollen*; Bertelsmann, München
- Illig, Heribert (2017): „Denken statt Glauben“ · Roland Weber erweitert Joseph Atwills Ansatz · Eine Rezension; *Zeitensprünge* 29 (1) 56-65
- Weber, Roland (2015): *Denken statt Glauben · Wie das Christentum wirklich entstanden ist · Eine Spurensuche in den biblischen Texten und der christentumskritischen Literatur*; BoD, Norderstedt
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel
- Wilckens, Ulrich (1971): Kommentar zum Galaterbrief; in *Das Neue Testament*, übersetzt und kommentiert; Furche, Hamburg, und Theologischer Verlag, Zürich

Römische Vermessung in Köln und Ingelheim

Heribert Illig

Im letzten Heft ging es um europaweite Linien, die exponierte Heiligtümer der Antike und des frühen Mittelalters miteinander verbanden [Illig 2017, 302-318]. Derartige Linien im Gelände laufen immer Gefahr, lange nach der Bauzeit rein esoterisch am Messblatt konstruiert worden zu sein. Nun ziehen auch römische Aquädukte über weite Strecken, die längsten über jeweils rund 100 km nach Köln, Rom und Konstantinopel. Die antiken Geodäten erstrebten sicher die kürzestmögliche Wasserführung, doch dem stand das Gelände entgegen: Ein kräftiges Bodenrelief verlangte entweder aufwändige Brückenkonstruktionen oder eine kurvenreiche Streckenführung entlang der Hänge, abhängig auch von dem angestrebten Gefälle, das möglichst einzuhalten war. Dafür war exzellente Geländekenntnis notwendig. Doch wir kennen im Grund nur ein Gerät, mit dem die Römer nivelliert haben.

Vorab: die Groma

Von diesem eisernen Kreuz auf einem Stützstab gibt es kaum einen Fund, zumal eventuelle Relikte mit einem Hohlmaßgefäß verwechselt wurden. Unbestritten ist ein Artefakt aus Pompeji und die Abbildung auf dem Grabstein eines Vermessers in Ivrea [wiki → Groma]. Das rechtwinklige Eisenkreuz maß im Durchmesser bis 92 cm. Seine nach unten gebogenen Enden hielten einen ebenso großen Holzrahmen, an dem vier Pendelschnüre mit Eisengewichten hingen. Die senkrechte Eisenstütze konnte als Teilstück 0,33 m lang sein, aber auch ca. 2 m.

Hinzu trat ein **Kreuzvisier**. Bei ihm hatte ein Hohlzylinder vier Öffnungen, in die jeweils ein Faden gespannt war. Über einem Messpunkt errichtet, ließ sich damit ein rechter Winkel 'auf der grünen Wiese' konstruieren. Das war bei Anlage einer Siedlung sehr wichtig, für die Arbeit im Gelände nicht. Denn die Römer mussten den Höhenlinien folgen; das geschah weder rechtwinklig, noch in 'anmutigen' Kurven, sondern als Polygonzug, also in jeweils geradlinigen Abschnitten, die stumpfwinklig aneinanderstießen und so 'Eckig-Rundes' zustande brachten [Haberey, 38].

Der Chorobat

Wie ließ sich nun ein Gefälle anlegen? Dazu brauchte man den sog. Chorobat, der nur aus einer Beschreibung von Vitruv bekannt ist, nicht durch Funde. Er war ein 6 m langes, hölzernes Richtscheit, das auf vier Beinen

stand, die mit schrägen Stützen an dem Langholz fixiert waren. Mittels einer eingelassenen, bis ca. 2 m langen Wasserrinne und vier Loten wurde es in die Waagrechte gebracht. „Damit konnte über weite Strecken hinweg bis zum Gefälle 1:2000 ein Gefälle genau eingeregelt werden“ [Röttel ca. 1981, 181; sinngemäß bereits Haberey 1971, 40]. Doch aus diesem einen Satz erschließt sich die eigentliche Nivellierarbeit noch nicht. Vermutlich peilte der Feldmesser über diese 6 m lange Visierlinie eine entfernte Messlatte an. Wenn deren Abstand mit Hilfe von Messstangen oder -seilen genau bekannt war, dann ließ sich an der Messlatte z.B. festlegen, dass – mit heutigen Maßeinheiten gesprochen – auf 10 m Länge um 1 cm abgesenkt wurde.

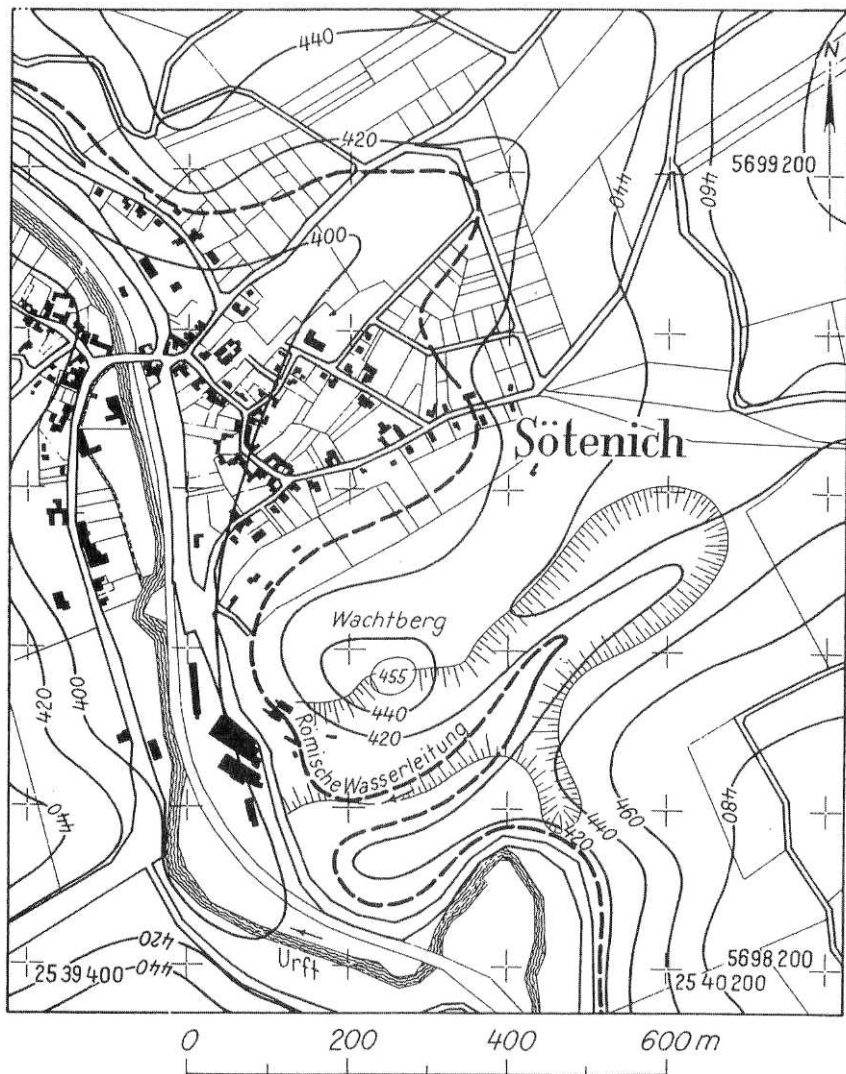
In Reenactment-Filmen wird gezeigt, dass gar nicht visiert worden wäre, sondern der Chorobat auf einem Bein um seine Achse gedreht wurde und so die nächsten 6 m einjustiert werden konnten. Weil das Gerät bei jeder Drehung um 180° geschwenkt wurde, hätten sich kleine, unvermeidliche Fertigungsfehler jeweils ausgeglichen. Nach dieser Erklärung wäre der Chorobat bei einer 90 km langen Wasserleitung mehr als 15.000 Mal aufgestellt und justiert worden, was bei identischem Fußpunkt und ansteigend-abfallendem Terrain schwer oder gar nicht möglich war. Was sich in der flachen römischen Campagna östlich von Rom noch einigermaßen vorstellen lässt, ist in den Ausläufern der Eifel nicht machbar (vgl. die Abb. auf S. 387). Folglich hat man mit Sicherheit über größere Strecken visiert; welche Dimensionen das „größer“ annehmen konnte, wird unten noch untersucht.

Ein Hilfsmittel der Römer kam im Gelände sicher nicht zum Einsatz: das *Hodometer*. In ihm waren Zahnradgetriebe eingebaut, die – laut Vitruv – nach jeder im Wagen zurückgelegten Meile eine Kugel in den Zählkasten fallen ließen. Doch sein Einsatz hätte römische Straßen vorausgesetzt.

Haberey schildert ein praktisches Detail. Wenn der Kanalgraben fertig ausgeschachtet war, wurden Holzpflocke genau so tief in die Sohle eingeschlagen, „daß ihre Oberkante das verlangte Niveau der zu fertigenden Betonrinne angibt.“ Beim heutigen Tiefbau werden auf diese Pflocke gleichhohe T-förmige Tafeln gestellt, um die Visierlinie auf Augenhöhe zu bringen. Bei der Wasserleitung von Hürth konnte in der gegossenen Rinne die Aussparung für einen solchen Pflock nachgewiesen werden [alles Haberey, 15].

Die Dioptra

Bei ihr handelt es sich um eine Visiereinrichtung, die auf ihrem Stativ mit Hilfe von Schnecken und Gewinden gedreht und gesenkt werden konnte. Von den Römern liegen jedoch keine Berichte über ihren Einsatz bei terrestrischen Vermessungen vor; die Griechen setzten sie zu astronomischen Beobachtungen ein.



Sötenich, Kreis Schleiden: Verlauf der Eifelleitung am rechten Talhang (1963). Der Aquädukt (gestrichelte Linie) folgt dem zertalten Geländeprofil [Haberey, 41]

Zur praktischen Arbeit an Kölns Eifelleitung

Bei diesem enormen Bauwerk entspricht allein die Erdbewegung mit 350.000 m³ dem Doppelten der Fossa Carolina. Auf einer Strecke von 95,4 km (außerdem noch Zubringer) wurden 150- bis 180.000 m³ an Materialien verbaut. Unter Domitian (81–96) war Sextus Julius Frontinus Statthalter der Provinz Niedergermanien, Autor zweier Bücher über die Wasserversorgung [Grewé].

Die Nivellierung legte eine Strecke fest; auf ihr verlief der Aquädukt durchwegs unter Bodenniveau. Gebaut wurde eine U-förmige Rinne aus Stampfbeton, die mit Ziegelsplittputz, also wasserdicht ausgekleidet wurde. „In den Kanten liegen Viertelstäbe“ [Haberey, 12] – offenbar eine Eisenarmierung aus geteilten Rundstäben. Die Rinne wurde seitlich mit Tuffmauerwerk erhöht und mit Tuffsteinen oder Grauwacke überwölbt.

Weil das Trinkwasser möglichst hoch in der Stadt eintreffen sollte, wurde die gesamte Leitung nach „längerer Benutzung“ mit einer neuen Rinne überbaut. Mit dem Höhenzugewinn von 1,40 m „wurde die Versorgung auch mehrgeschossiger Häuser durch Druckleitungen möglich“ [Haberey, 29, 34]. Dafür nahm man in Kauf, dass die Leitung auf der gesamten Strecke neu und etwas flacher ausgemessen werden musste, obwohl die Wasserzufuhr niemals unterbrochen werden durfte [ebd. 35]. Bei Vussem wurde der Aquädukt auf 10 bis 12 freitragenden Pfeilern in bis zu 10 m Höhe auf etwa 100 m Länge oberirdisch geführt [ebd. 91]. Über diesen Taleinschnitt hinweg ist mit Sicherheit visiert worden. Weitere und längere Visurstrecken: Der *Pont du Gard* in Südfrankreich ist 275 m lang. In Segovia überspannt der Aquädukt heute einen zentralen Platz; die Länge des doppelböygigen Hauptteils wird mit 818 m angegeben; der Aquädukt hat eine Maximalhöhe von 28,5 m [in Spain]. Damit kommen wir zur Eifelleitung zurück: Bei Lüftelberg führte ein Aquädukt auf etwa 300 Bögen in bis zu 10 m Höhe über eine Distanz von 1.400 m über das Swisttal, das größte Bauwerk der Eifelleitung.

Das Gefälle wurde von den Römern flexibel angelegt. Vitruv empfahl Richtwerte zwischen 0,25 und 0,5 % [Lamprecht, 93] (1 : 400 bzw. 1 : 200). In der Praxis sah dies bei der Eifelleitung anders aus [Haberey, 39 f.]:

„Starkes Gefälle bis 1 : 30 liegt vor bei Ullekoven am Vorgebirge, unterhalb Dreimühlen bei Weyer und unterhalb Kallmuth. [...] Geringes Gefälle unter 1 : 1000 ist für den letzten Streckenabschnitt vor Köln anzunehmen. 1 : 680 ist auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Rut oberhalb Kallmuth gemessen. Der Aquädukt bei Vussem ist mit 1 : 250 angelegt. Von einem gleichmäßigen Gefälle kann also in keine Weise die Rede sein“.

Beim Nivellieren sind häufig Fehler aufgetreten, wie man an Korrekturarbeiten erkennt. Dabei konnte die Sohle der Rinne durch eine Mörtelschicht erhöht, nicht jedoch abgesenkt werden [Haberey, 40].

Übrigens wurde 1972 noch nicht verstanden, dass der römische Mörtel gerade durch die Ziegelsplittzugabe (*opus insignum*) sehr hart und wasserundurchdringlich wurde [Haberey, 48]. Eine Abrissepisode zeigt seine Qualität:

„Für die untere Betonrinne waren die Zähne des Baggers zu schwach. Erst ein eigens dafür herbeibeorderter Sprengmeister ist damit fertig geworden“ [Haberey, 33].

Beim Bau des Kölner Autobahnringes wurde so die antike Wasserleitung auf 36 m Länge beseitigt. Die Archäologie mit Hilfe eines Baggers ist also keine Aachener Erfindung [vgl. Illig 2014, 83-85].

Ein Blick nach Samos und Rom

Bereits um -550 schuf Eupalinos ein Weltwunder: eine Wasserleitung von etwa 2,5 km für die Stadt *Samos*, die in einem Tunnel von 1.036 m Länge einen Berg durchquerte [Liermann]. Die Visierung eines Tunnels ist ein eigenes Problem, das bis im 20. Jh. dazu geführt hat, dass bei gleichzeitigem Bau von beiden Seiten die Teilstücke keineswegs passgenau zusammenfanden.

Für Rom wurde -312 die *Aqua Appia* angelegt. Ihre 16,4 km sind vollständig unterirdisch geführt worden; ihre Nivellierung – nur 10 m Höhendifferenz zwischen Quellgebiet und römischem Verteiler (1 : 1640) – dokumentiert bereits erstaunliches Können [wiki → *Aqua Appia*]. Bis -140 wurde mit der *Aqua Marcia* die dritte und längste Wasserleitung (91 km) gebaut; sie dürfte bis ins +5. Jh. (unter den Kaisern Arcadius und Honorius) instandgesetzt worden sein [wiki → *Aqua Marcia*].

Das meiste Wasser lieferte über 87 km der *Anio Novus*, der +52 beendet wurde; er wurde Berichten zufolge bis 381 ausgebessert. Die in der Campagna aufgestellte Leitung verlangte Bögen von bis zu 35 m Höhe [wiki → *Anio Novus*]. Unter Kaiser Konstantin existierten möglicherweise sogar 19 Aquädukte für die Stadt Rom; im Jahr 410, also zu Beginn der Gotenkriege, wurde sie noch immer von den elf bekannten Leitungen versorgt [Liermann].

Abgesang

Die Eifelleitung nach Köln stammt archäologischen Funden zufolge aus dem 1., die Erhöhung aus dem 2. Jh. Schriftliches haben die Römer dazu nicht hinterlassen. Aber immerhin hat das zu Tal gebrachte Wasser für einen Zeitmaßstab gesorgt: die Sinterablagerungen in den Kanalleitungen, die binnen 190 Jahren bis zu einer Stärke von 30 cm angewachsen sind. Es waren einfallende Franken, die den Aquädukt spätestens um 290 zerstört haben [wiki → *Aquäduktenmarmor*]. Allerdings sieht Lamprecht [101] die Eifelleitung vielleicht erst im 5. Jh. außer Betrieb gehen, kalkuliert also spätere Reparaturen ein. Insofern war der Sinter bislang nicht für Zwecke der Absolutdatierung nutzbar.

Die Eifelleitung wurde durch ihren Abriss zum begehrten Baumaterial, das in Dutzenden von Kirchen eingebaut und exportiert wurde. Im Dom des dänischen Roskilde erhielten die Gebeine von König Sven und seiner Gemahlin Astrid ein Grab aus Sinterplatten. Sven Gabelbart ist im Februar 1014 gestorben (28 Jahre dänischer König, 1 Jahr ungekrönter englischer König).

Karls Aquädukt

Während die Römer viele tausend Kilometer an Aquädukten ober- und unterirdisch gebaut haben, hätten sich die Karolinger nur eine einzige Wasserleitung (und nur einen einzigen Kanal) gegönnt, über 7 km hinweg zur Ingelheimer Pfalz. Allerdings darf sie keinesfalls römisch sein, obwohl sie lange so eingeschätzt worden ist [vgl. Illig 2014, 120-123]. Schließlich „fehlt dazu jedweder römische Großbau, der für eine solche Investition Bedarf gehabt hätte“ [Geißler]. Nicht jeder muss die Ingelheimer Pfalz als römischen Bau sehen [vgl. Illig 2014, 111-129], gerät dann jedoch in Erklärungsnot.

Die Leitung ist in römischer Manier gebaut worden, also auch mit dem Chorobat, der nur für dieses eine Mal aus jahrhundertelanger Versenkung ans Licht gehoben worden ist.

„Das war insgesamt eine recht aufwändige Aquäduktführung, die nur durch auswärtige Spezialisten (aus Italien?) vermessen und organisiert werden konnte. Das Volumen der dazu nötigen Maurerarbeiten (ca. 11.000 bis 14.000 m³) wird von Haupt auf etwa dieselbe Größe geschätzt wie für die Gebäude der ganzen Pfalz“ [ebd.].

Bewundernswert, wie sich auch viele Jahrhunderte nach dem letzten römischen Aquäduktbau dort immer noch Spezialisten bereithielten. Und sie konnten auch noch die uralten Fertigkeiten.

„Ihre Bautechnik entspricht aber in etwa der alten römischen Bauweise: ein aus heimischen Kalkbruchsteinen gemauerter Kanal, der durch einen Estrich (lat. opus signinum) innen abgedichtet war. Diesem Estrich war zur Verbesserung der Wasserundurchlässigkeit wie in der Antike Ziegelmehl und Ziegelgrus beigemischt, bei der Ingelheimer Leitung offenbar sogar aus Ziegeln alter römischer Produktion, wahrscheinlich aus römischen Ruinen“ [ebd.].

Schizophrenerweise hat der große Kaiser, der in Ingelheim bis zu den Römern zurückblickte, in Köln das Wesen einer Wasserleitung missverstanden:

„Der Kölner Chronist Gelenus berichtet im Jahre 1645, daß Karl der Große durch Schenkung von Gütern an das Gereonskloster zu Köln das Recht erwirkt hat, auf dessen Grund und Boden in der Pfarre von Kriel Marmor zu brechen. Da es weit und breit dort keinen natürlichen Marmor geben kann, die Leitung aber nur 1,2 km südöstlich der Krieler Kirche

vorbeilief, kann nur der Kanalsinter gemeint sein. Albrecht Dürer vermerkt in seinem Tagebuch von seiner Reise nach den Niederlanden, daß er in Aachen Säulen aus 'Gossenstein' gesehen habe. Auch damit wird der offensichtlich sehr geschätzte Kalksinter aus der Eifelleitung gemeint sein“ [Haberey, 110 f.]

„Dieser Sinterkalk wurde vermutlich *erstmal*s für die von Karl dem Großen gebaute Pfalzkapelle Aachen verwendet. Im 11. bis 13. Jahrhundert wurden mehrere romanische Kapellen in Köln mit Aquäduktenmarmor ausgeschmückt“ [wiki → Aquäduktenmarmor; Hvhg. HI].

Das ließe sich dahingehend interpretieren, dass Karl allen Sinter an sich zog und verfügte, dass frühestens 200 Jahre nach seinem Tod das Material auch für andere Bauwerke freigegeben werden sollte...

Aus hier vorgetragener Sicht ist Karl d. Gr. bei alledem so unbeteiligt wie am *Acquedotto Carolino*, der 1762 für den Palast von Caserta fertiggestellt wurde: 38 km lang, mit einer spektakulären, dreigeschossigen Talquerung von 529 m Länge und fast 56 m Höhe [wiki → Aquädukt von Vanvitelli]. Die 'Kölner' Sinterablagerungen sind erst ab dem 11. Jh. aus den Leitungen herausgebrochen und als Baumaterial zweitverwendet worden. Da zum Aquädukt auch zahlreiche Einbauten wie Sammelbecken oder Wasserkastelle gehörten, erhielt etwa die Pfarrkirche zu Münstereifel eine Altarplatte von 1,70 x 1,85 m Fläche [Haberey, 109]. Als für St. Georg in Köln Mitte des 12. Jh. ein neuer Westchor entstand, wurden in den vier Ecken bis zu 2,76 m hohe Halbsäulen aus Kanalsinter aufgestellt, ihre Rundung entspricht der Leitungssohle.

Die Karolinger haben sich in Ingelheim nicht weiter um 'ihre' Leitung gekümmert. Und die Ottonen, die die Pfalz erneuerten und erweiterten?

„Auch im Zuge der ottonischen Renovierung der Pfalz im 10. Jahrhundert, als die heutige Saalkirche gebaut wurde, befand man offenbar eine Reparatur dieser Wasserleitung nicht als nötig, vielleicht weil sich die Abläufe der Reichsversammlungen geändert hatten und man keine Klausurtagungen mehr abhielt“ [Geißler].

Ja, die ungeheuer viel Wasser verbrauchenden Klausurtagungen...

Gibt man der Ingelheimer Wasserleitung mit der 'Pfalz' den römischen Großbau, dann passt alles zusammen, auch wenn diese Lösung um und in Ingelheim nicht geduldet wird.

Und wie war das späterhin? In Bayern wurde nach dem Abzug der Franzosen, 1801, durch den späteren König Max I. ein „topographisches Bureau“ gegründet. Als Basis für alle Triangulationen diente die Sichtverbindungsline zwischen einem Turm der Münchner Frauenkirche und dem Kirchturm von Aufkirchen bei Erding. Der größte Linienteil wurde 'von Hand' gemessen:

„Mit Latten auf höhenverstellbaren Holzstativen wurde quer über Wiesen und Moore, Bäche und Gräben gemessen, der unzugängliche Rest wurde mittels Dreiecksmessungen berechnet. Das Ergebnis – 21 Kilometer, 653 Meter und 80 Zentimeter [damals 7419,267 bayerische Ruthen mit 1 Ruthe = 2,91859 m bzw. 10 Schuh] – errechneten die damaligen Ingenieure ziemlich exakt, das Verfahren nahm eine Vorreiterrolle der Vermessungstechnik ein. Die im Jahr 1921 erfolgte Überprüfung wich nur um 70 Zentimeter ab“ [Winkler-Schlang].

Das ergab die beachtliche Genauigkeit von 3/100000 [stmfh], die auch für die ganz ähnlich arbeitenden Römern erreichbar gewesen sein dürfte. Das rechtfertigt allemal, dass diese Basisstrecke mit zwei Obelisken festgelegt wurde und auf ihr ein Rad- und Wanderweg angelegt werden soll.

Literatur

Geißler, Hartmut (2017): *Die unterirdische karolingische Wasserleitung*; Historischer Verein Ingelheim, Stand 30. 01. 2017

<http://www.ingelheimer-geschichte.de/index.php?id=79>

Grewe, Klaus (2014): *Aquädukte – Wasser für Roms Städte*; Regionalia, Rheinbach
- (2010): *Vermessungsmethoden beim Bau von Fernwasserleitungen*; Artikel des Freundeskreises Römerkanal e. V. nach K. Grewe (2010): *Meisterwerke antiker Technik*; Mainz <http://www.freundeskreis-roemerkanal.de/Wissen-von-A-bis-Z/Vermessungsmethoden/vermessungsmethoden.html>

Haberey, Waldemar (†1972): *Die römischen Wasserleitungen nach Köln · Die Technik der Wasserversorgung einer antiken Stadt*; Führer des Rheinisches Landesmuseums in Bonn, Nr. 37 (†1971)

Illig, Heribert (2017): Von Apoll zum hl. Michael – über 4.000 km · Eine Rätsellinie; *Zeitensprünge* 29 (2) 302-318

- (†2014): *Aachen ohne Karl den Großen · Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelfing (†2011)

inspain = *Der Aquädukt von Segovia*;

<https://www.inspain.org/de/touristischeOrte/deraquaduktvonsegovia.asp>

Lamprecht, Heinz-Otto (†1996): *Opus Caementitium · Bautechnik der Römer*; Beton-Vlg, Düsseldorf

Liermann, Bernd (o. J.): *Antike Wasserversorgung*;

<http://www.antikefan.de/themen/wasser/wasser.html>

Röttel, Karl (ca. 1981): *Römische Vermessungskunst · Ihre Instrumente und Verfahren*; http://www.deutsches-museum.de/fileadmin/Content/data/Insel/Information/KT/hef_tarchiv/1981/5-3-179.pdf

stmfh = Bayerisches Staatsministerium der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat: *Geschichte der Vermessung* (gelesen 02. 11.)

https://www.stmfh.bayern.de/vermessung/geschichte_vermessung/

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Winkler-Schlang, Renate (2017): Einfach Spitze · Die Basispyramide nahe dem Föhrringer Ring ist ein Relikt aus der Zeit, als bayerische Ingenieure....; *SZ*, 28. 08.

Stippvisite im karolingerfreien Trier

Rund um einen Vortrag von Heribert Illig

26 Stunden in Trier, lächerlich wenig für diese Stadt, die aber dank der einstigen Stadtmauern doch so zentriert ist, dass sich zwischen Römerbrücke und St. Paulin alles erlaufen lässt, einschließlich zweier Museen.

Der Phantomzeit-Vortrag selbst fand im privaten Kreis in Oberbillig statt, hoch über dem gegenüberliegenden, bereits luxemburgischen Wasserbillig, während weder Welschbillig noch Scharfbillig zu sehen waren. Wenn man obendrein im Zug ein Buch von Susanne BILLIG rezensiert hat (s. S. 443), dann wird es dieses Wortes fast zu viel. Was die Trierer Umgebung betrifft, so steht der römische Ortsname Biliacum dahinter und dokumentiert die ungebrochene Präsenz der Römer; hinter Illig soll dagegen der hl. Ägidius stehen, wenn es nicht doch der hl. Eligius ist – beide aus dem erfundenen Mittelalter.

Zu Trier hat der hier geborene Karlheinz LEWIN [bisläng 2005 - 2015] bereits ausgiebig in den *Zeitensprüngen* publiziert. Insofern war ich auf unendlich viele Römerfunde und ein nur dürftig belegtes Frühmittelalter vorbereitet:

„In der seit der frühen römischen Kaiserzeit existierenden Stadt Trier gibt es nur spärliche Hinweise auf Bauwerke, die in die von Illig als »Phantomzeit« bezeichneten Jahrhunderte datiert werden. Die entsprechenden Baureste wurden zum großen Teil entweder nicht gefunden (»völlig zerstört«) oder wurden von den Archäologen in spätere Zeiten verbracht. Andere sind nur »vermutlich« in diese Zeit zu datieren bzw. »dürften« in diese Zeit gehören. [...] Damit ist die Baugeschichte Triers ein weiteres evidentes Indiz zur Bestätigung der Phantomzeitthese“ [Lewin 2006, 496].

Das bestätigte sich beim ersten Blick in Lambert DAHMS Buch [2015, 3], erworben im *Rheinischen Landesmuseum Trier*. Der Text beginnt mit dem Satz:

„So reich die Stadt Trier an Funden und Bauten aus römischer Zeit ist, so gering sind die Zeugnisse aus dem frühen Mittelalter, sieht man einmal von dem Weitergebrauch und der Umnutzung antiker Anlagen ab.“

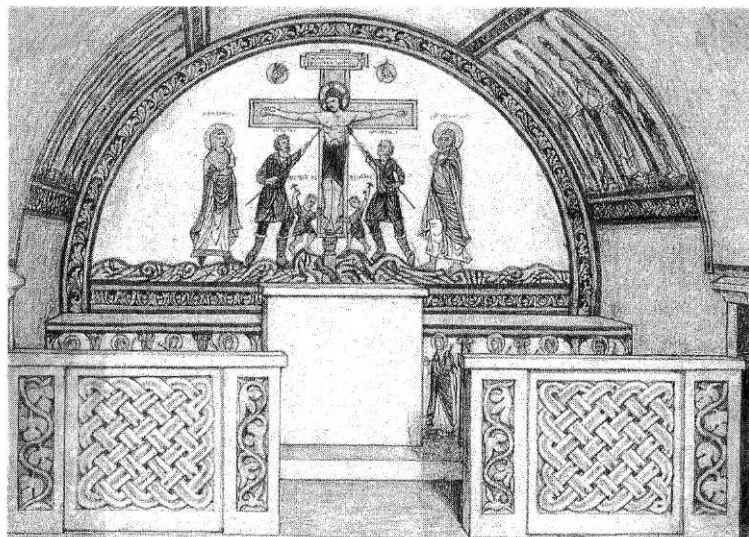
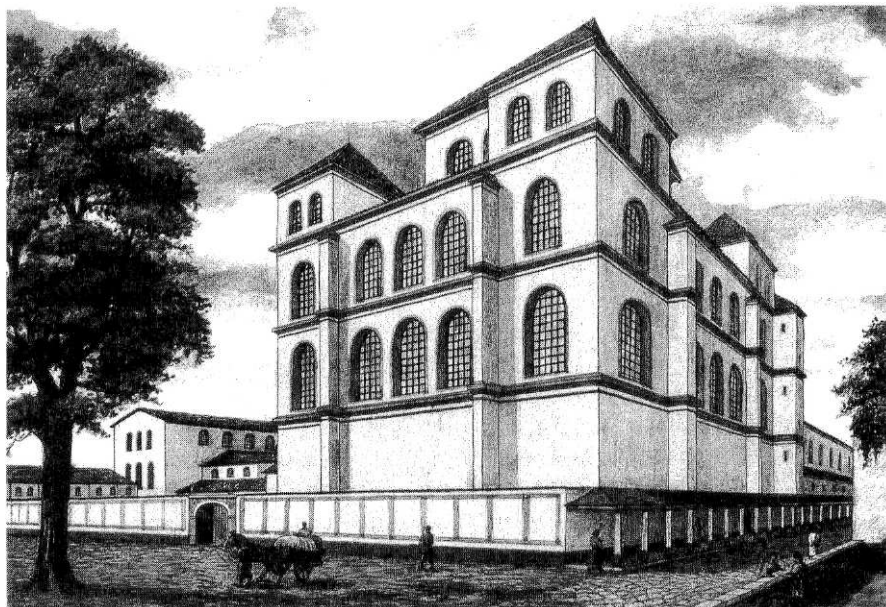
LEWINS Recherchen begannen beim *Dom*, dessen Baugeschichte er in 43 (!) Schritten wiedergibt [Lewin 2005, 672 f.]. „Ein Nachweis von Spuren aus dem »erfundene« Mittelalter ist nicht gelungen. [...] Die offizielle Baugeschichte kennt jedenfalls keinerlei Bautätigkeit in der Zeit von 550 bis 910“ [ebd. 679].

Auch das bestätigte sich sofort. Gleich nach der Ankunft konnte ich an der Domführung eines Spezialisten teilnehmen, der wie kein anderer die Bau-substanz des Domes kennt. Er wies als erstes auf das 41 m messende Quadrat

römischer Herkunft hin, die riesige Keimzelle des Baues von 370. Gerade auf der Nordseite ist sie noch sehr gut zu erkennen, auch wenn heute das dritte Stockwerk fehlt, mit dem der Bau über 30 m hoch gewesen war. Das Quadrat enthielt ein zweites, gebildet von vier riesigen Granitsäulen. Doch im frühen 5. Jh. eroberten die Franken Trier, der Dom brannte aus, die Granitsäulen barsten. Daraufhin ließ sie Bischof Nicetius (525–566) durch Spolien aus Kalkstein ersetzen. Unter Erzbischof Egbert (977–993) war die Stabilität nicht mehr gegeben; so ließ er die Säulen ummauern, womit sich kreuzförmige Pfeiler ergaben. An einer Stelle lässt sich noch in einer Mauerlücke eine der eingemauerten Säulen erspüren; auch stoßen noch drei der vier Kapitelle aus den Mauern heraus (illustrative Schnittzeichnung [Lewin 2005, 678]). Der aktuelle Domführer [Ronig, 5 f.] erwähnt ebenso wenig wie DAHM [5] jene Dom- und Stadtzerstörung durch die Wikinger von 882, die Trier sonst als einziges relevantes Datum aus dem erfundenen Mittelalter hochhält. Die erste romanische Erweiterung der Kirche erfolgte von 1040 bis 1075 [Peitz].

Mit Hilfe eines modernen Aufzuges gelangten wir bis unters Domdach. Von hier oben lassen sich die Maßnahmen am besten erkennen, mit denen ab 1969 der Dom vor dem Einsturz gerettet wurde, wobei es nicht nur um Spätfolgen der Kriegszerstörungen aus dem Zweiten Weltkrieg ging, sondern auch um die Behebung von Bausünden aus dem 19. Jh. Nötig wurde die Betonierung der vier Ecktürme und ihre Verbindung durch ein massives Gitterwerk aus T-Trägern oberhalb der Gewölbe. Es stützt natürlich den eisernen Dachstuhl, doch viel wichtiger: Von ihm laufen nachspannbare Stahltrossen schräg hinab zu den Seitenschiffen, in die schwere Widerlager eingebaut wurden, um die sich neigenden Wände zum Zentrum hin ziehen und drücken zu können. So lasten jetzt Hunderte von Tonnen Eisen und Beton auf den Mauern, die zuvor ertüchtigt und deren Fundamente mit ebenfalls Hunderten von Tonnen per Injektionen aufgefüllt worden sind. Im Inneren sehen nur Aufmerksame hoch oben kurze Abschnitte der Stahltrossen. Eine phantastische Sanierung. Sie war notwendig geworden, weil 'klügere' Vorgänger, die mehr Licht in den Dom leiten wollten, das dritte römische Geschoss des Quadrats abgebrochen und so die Außenmauern zu stark entlastet hatten.

So gibt es weiterhin das römische Quadrat mit seinen 1.680 m². Noch etwas größer ist die fast benachbarte Konstantinsbasilika mit ihren 1.750 m²; die nach dem Pantheon als größter heute noch gedeckter Raum der Römerzeit gilt. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt sie wegen der Brandschäden eine Spannbetondecke, an der die Holzverkleidung hängt. Bereits nach den Germaneneinfällen bis 455 fehlte dem Bau das Dach. Wenn gleichwohl der fränkische Gaugraf hier seinen Sitz nahm, heißt das nicht, dass er die Basilika nutzbar machen konnte, „fehlten [doch] unter den Franken [...] die technischen Möglichkeiten, das Dach wiederherzustellen“ [wiki → Konstantinsbasilika].



Der römische Quadratbau des 4. Jh., der im heutigen Dom bis zu einer Höhe von z.T. 25 m enthalten ist [Dahm, 25]. / St. Maximin: Rekonstruktion der Mittelkammer der Krypta, Kreuzigungsszene mit vier Schergen [Dahm, 45].

Das lässt sich bei einem Bau dieser Größe verstehen, weniger begreifen lässt sich, dass auch die römische Vorhalle, einstöckig mit einfachem Satteldach, von den neuen Machthaber nicht genutzt werden konnte. Doch Mitte des 7. Jh. „wären die Franken beim Wiederaufbau wohl technisch überfordert gewesen“ [Dahm, 70]. Da lässt sich staunen, wie sie 140 Jahre später ohne eine Zwischenstufe eine viel höhere Kirche mit komplexem Grundriss perfekt in Stein wölben konnten: die Aachener Pfalzkirche. In Trier lässt sich nur unterstellen, dass um 650 zwei andere Hallen von 24 m bzw. 16,20 m Länge unzerstört geblieben seien und der gräflichen Reputation dienlich konnten [Dahm, 72]. Ein unbelegbarer Wunschtraum.

Nicht nur für den Dom, sondern für vier, wenn nicht fünf Basiliken wurden ab ca. 326 mehrere Insulae der Innenstadt geplant. Von diesem nur mit Rom vergleichbaren Kirchenareal ist der Dom als Teil der Nordbasilika erhalten geblieben. Die direkt benachbarte, gotische *Liebfrauenkirche* aus dem 13. Jh. steht am Platz der römischen Südbasilika. Dementsprechend tief reicht ihre Stratigrafie. Ein Bodenfenster erlaubt einen Blick bis in ca. 3 m Tiefe (leider nicht im Kirchenführer [Ronig 2013] erwähnt). Die übereinander liegenden Schichten sind mit Täfelchen beschriftet:

11. Jh. / 10. Jh. / „Karolingisch (?)“ / 6. Jh., mit Brandspuren / 4. Jh. / Erstes Drittel 4. Jh. / Seitlich Schichtreste der Fundierung des 13. Jh.

Trotz scheinbar eindeutiger Lage wollte man sich weder auf die Karolinger noch auf das 8. oder 9. Jh. festlegen – das ist erstaunlich.

Unterm Dom lagen ältere römische Gebäude, direkt unter dem ‘Quadrat’ ein edler Raum mit freskierter Decke, deren 35.000 Fragmente tatsächlich zu spätantiken Fresken zusammengefügt werden konnten, der größte Schatz des *Museums am Dom*: in gerahmten Feldern sieben Erosenpaare, dazu Eros und Psyche, vier Frauen- und zwei Männerporträts. Auffällig, dass alle Frauen mit einem Nimbus geschmückt waren (schon bei LEWIN [2012, 139] erwähnt). Bislang sah ich Nimben erst im Ravenna des 6. Jh., bei Justinian und seiner Gattin Theodora. Hier also bereits vor 320. Eines der Porträts könnte Maxima Fausta zeigen, die seit 307 Gattin Konstantins war und 326 wegen Ehebruchs getötet wurde. Wurde deshalb dieser Raum, vielleicht Teil ihres Palastes, zum Fundament des riesigen Kirchenkomplexes degradiert?

Das *Museum am Dom* hütet noch ein weiteres, für uns relevantes Kunstwerk: *Fresken aus einer Grabkammer von St. Maximin*. Die spätere Reichsabtei leitet sich von einem fast 100 m langen und 17 m breiten Gebäude ab, das in der zweiten Hälfte des 4. Jh. über Vorgängerbauten und einem Gräberfeld des 2. Jh. errichtet worden ist.

„Dem großen Coemeterialgebäude gingen mehrere Bauperioden verschiedenen großer Grabhäuser und Bestattungsanlagen voraus, von denen noch

kleinere Bauteile im Mauerwerk des neuen Coemeterialgebäudes erhalten waren“ [Dahm, 36].

„Im späten 4. Jahrhundert wurden [...] drei Grabkammern inkorporiert“ [Dahm, 42, auch 38]. Eine wurde viel später ausgemalt, nach herrschender Lehre „um 900“ [Dahm, 44; so auch die Beschriftung der Fresken im Museum]. Julie MERCEICA [27] datiert auf 888 bis 935. Die Datierung rührt daher, dass im 10. Jh. eine ottonische Fundamentmauer diese Kammer verschloss. Die Fresken werden im Museum präsentiert. Dabei fällt sofort auf, dass die Kreuzigungsgruppe schwerlich der Zeit um 900 zugerechnet werden kann: Neben zwei Trauernenden zwei Männer, die Jesus den Essigschwamm vorhalten und ihn mit dem Speer in die Seite stechen – das entspricht dem Usus, doch dazu zwei weitere Schergen, die ihm gerade erst die Füße festnageln – das sind erweiternde Ausschmückungen, die bei dieser anfänglichen Gestaltung des Motivs zu früh kommen. Außerdem sind beide Hämmernden mit einem sehr, sehr frühen Kryptogramm bezeichnet: mit „«KXDFX(S)» und »KNFFLKX«“, das man nach „Judeus Infelix“ auflösen möchte [Mercieca, 26]. Auch derartige Kryptogramme kämen um 900 sehr früh. Insofern sollte die Datierung nach Schriftquellen, die von „bald nach 934“ für den Baubeginn und von Teilweihen 942, 949 und 952 sprechen [Dahm, 46], geprüft werden. Aber auch wenn sich die frühe Datierung bestätigt, kann die Freskomalerei ohne weitere Korrektur der Realzeit ab 911 zugesprochen werden.

Schließlich durfte ein Besuch im *Rheinischen Landesmuseum Trier* nicht fehlen. Ich glaubte, vom Palastgarten direkt durch das *Café Zeitsprung* ins Museum zu kommen und war auch schon bei der Hermenanlage von Welschbillig [vgl. Illig 2014, 51 f.], als mir eine japanische Angestellte bedeutete, dass dieser räumliche Sprung zum Zeitgewinn unerlaubt, vielmehr der Weg rund ums Museum bis zum Haupteingang zwingend sei. Also zurück durchs *Café Zeitsprung* und hin zum einzig zulässigen Entrée. Nun kam ich nach Passieren eiszeitlicher Funde rasch in die überbordende Römerzeit. Schließlich folgt ein länglicher Raum, der keinen Zeitsprung anbietet, aber ein rasches Vordringen auf dem Zeitstrahl, ist doch über verschiedenen Nischen und Vitrinen zu lesen: „Nach der Römerzeit / Siedeln in römischen Ruinen / Hospitalkeramik [8./9. Jh.] / Reliefbandamphore / Beten und Spielen [7. Jh.]“, bevor es noch im selben Raum mit dem hohen Mittelalter weitergeht.

Hans-Ulrich NIEMITZ beschäftigte sich 1994 mit der Trennung von Badorfer und Pingsdorfer Keramik, den beiden ‘karolingerzeitlichen’ Formen, und sprach auch die Trierer Hospitalkeramik an. Uwe LOBBEDEVY [1981, 68] hatte festgestellt, dass für sie „vom Befund her kein Datierungsanhalt vorliegt“. NIEMITZ konnte klären, dass zwar die Pingsdorfer Ware bis zu Anfang des 13. Jh. vertreten ist, aber ihre Anfänge schwer zu definieren sind, da sie je nach Forscher nur ganz kurz oder auch 200 Jahre lang zeitlich parallel mit der

Badorfer Keramik gelaufen wäre (die Reliefbandamphore gehört zu dieser Keramikgruppe). Solche Phänomene müssen auftreten, wenn versucht wird, von den beiden Rändern einer Phantomzeit Funde immer weiter in der noch leeren Zeit zu positionieren, um sie zumindest leidlich zu füllen.

Bei nüchterner Betrachtung verkörpert der Inhalt von drei, vier Vitrinen und eine frei stehende Reliefbandamphore die fraglichen drei Jahrhunderte in Trier. Das ist noch weniger als in Regensburg; dort bringt es das *Historische Museum* im Kreuzgang auf elf Vitrinen (Grabbeigaben, vorwiegend Gewandnadeln). Im Nürnberger *Germanischen Nationalmuseum* lässt sich die Fülle an fränkischen, bajuwarischen und sogar koptischen Artefakten in einem mäßig großen Raum in nur sieben Vitrinen präsentieren [vgl. Illig/Anwander, 102 f.]. Und schließlich Köln, die Rivalin Triers?

„Die jüngsten Funde des Römisch-Germanischen Museums stammen aus der Merowingerzeit (5. bis 7. Jahrhundert). Fränkische Bestattungen der städtischen Gesellschaft und dörflicher Gemeinschaften im Kölner Umland waren oft mit reichen Beigaben für das Leben im Jenseits ausgestattet. Die Grabbeigaben sind Zeugnisse der frühmittelalterlichen Kulturgeschichte“ [RGM].

Die beiden einschlägigen Vitrinen am Rundgangsende würden die Bezeichnung Römisch-Germanisches Museum zur Farce machen, hätte es nicht außer den Franken auch noch andere Germanen in Köln und Umkreis gegeben.

Wir wollen aber nicht aus dem Blick verlieren: Das römische Trier war *Roma secunda*, damals doppelt so groß wie Köln, allerdings nicht 1.300 Jahre vor Rom von einem Assyrer gegründet, wie eine Inschrift seit 1684 am Trierer Hauptmarkt verkündet. Von 293 bis 392 war es Hauptstadt neben Sirmium (Sremska Mitrovica/Syrmisch-Mitrowitz an der Save) und Mailand, ab 402 dann Ravenna. Wohl deshalb entstanden hier mit Kaiser- und Barbara-Thermen die größten Thermen außerhalb von Rom. Noch stehen die Pfeiler der römischen Moselbrücke, noch ist das Amphitheater zu besichtigen, ist auch die Porta Nigra von fast allen christlichen Überbauungen und Ergänzungen befreit und trotzdem die größte römische Toranlage überhaupt. Und danach? Fränkische Gaugrafen samt Untertanen ohne Gräber und materielle Hinterlassenschaften? Nichts.

Literatur

- Dahm, Lambert (2015): *Trier · Die Stadt im Mittelalter*; Vlg für Geschichte und Kultur; Trier
- Illig, Heribert (2014): Fluxus – Karl – geschwurbelt. Eine Bredekamp-Rezension; *Zeitensprünge* 26 (1) 45-54
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie*

widerlegt *Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie · Zwei Teile*; Mantis, Gräfelting

- Lewin, Karlheinz (2017): Die Ausgrabungen im Westteil der Trierer Kaiserthermen 1960 – 1966 (Trier V) · Ein Review; *Zeitensprünge* 29 (2) 203- 219
- (2015): Trierische Hinweise zu Konstantin (Trier IV); *Zeitensprünge* 27 (1) 89-93
 - (2012): Trierische Spätantike (Trier III). Noch unchristlich oder schon Phantomzeit? *Zeitensprünge* 24 (1) 125-154
 - (2006): 2.000 Jahre Trier – was blieb übrig? Eine Untersuchung der Baudenkmäler (Trier II); *Zeitensprünge* 18 (2) 483-496
 - (2005): Dom und Liebfrauen zu Trier · 1.690 Jahre Architekturgeschichte? (Trier I); *Zeitensprünge* 17 (3) 670-680
- Lobbedey, Uwe (1981): *Untersuchungen mittelalterlicher Keramik vornehmlich aus Südwestdeutschland*; de Gruyter, Berlin
- Mercieca, Julie (2017): La Cruxifixion : iconographie et spatialisation des peintures murales entre le IX^e et le début du XI^e siècle dans l'Occident chrétien; in *BUCEMA (Bulletin du centre d'études médiévales)*; Auxerres 21 (1) 1-50
<http://cem.revues.org/14642>
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 40-59
- Peitz, Alois (2017): *Dom Trier*; o. O.
- RGM = *Römisch-Germanisches Museum* (gelesen 30. 10.);
<http://www.roemisch-germanisches-museum.de/Staendige-Sammlung>
- Ronig, Franz (2013): *Die Liebfrauenkirche zu Trier*; Paulinus, Trier
- (2009): *Der Dom zu Trier*; Paulinus, Trier

Fritzlar – keine karolingische Kaiserpfalz

Heribert Illig

K/S = Kneipp, Jürgen / Schotten, Johann-Henrich (2017): *Auf den Spuren der Kaiserpfalz in Fritzlar*; Fritzlar (Sonderdruck als bearbeiteter Auszug aus der Festschrift „Die Burg als Bau und als Motiv“ vom Marburger Arbeitskreis für europäische Burgenforschung e.V. Burgenforschung · Europäisches Correspondenzblatt für interdisziplinäre Castellologie, Band 3)

Heuer haben zwei zuständige Archäologen darüber berichtet, welche Spuren bzw. Indizien es für eine karolingische Pfalz gibt, hier, wo sich fränkisches und sächsisches Siedlungsgebiet berühren. Zunächst: Es gibt in der Stadt noch zwei Bauwerke, die auf das 11. Jh. zurückgehen: das Rathaus als das älteste urkundlich erwähnte (1109) und noch heute als solches genutzte Amtshaus in Deutschland, während der »Dom« „in zwei romanischen Bauphasen vom späten 11. bis zum frühen 13. Jahrhundert entstand“. Und davor? Zunächst die aktuell-konventionelle Sicht:

„Die Bonifatius-Vita des Willibald erwähnt den Bau einer dem St. Peter geweihten Kirche und eines Klosters um 732 in Friedeslar (Fritzlar) unter dem Abt Wigbert [...]

Die Dom- und Kaiserstadt gilt als der Ort, an dem sowohl die Christianisierung Mittel- und Norddeutschlands (mit dem Fällen der Donareiche um 723 durch Bonifatius) als auch das mittelalterliche Deutsche Reich (mit der Wahl von Heinrich I. zum König der Deutschen auf dem Reichstag von 919) ihren Anfang nahmen. [...]

Die Kaiserpfalz, wahrscheinlich schon zur Zeit Karls des Großen errichtet, ist allerdings heute nicht mehr vorhanden“ [wiki ↔ Fritzlar].

Zudem ist Fritzlar in den Jahren 1079 (und 1232) zerstört worden, womit sich die Bauzeit der beiden oben genannten Bauten erklärt. Aber es könnte weitere, ältere Spuren geben, die Archäologen gefunden haben. Johann-Heinrich Schotten war von 1993 bis 2012 der wissenschaftliche Leiter am Regionalmuseum in Fritzlar, Jürgen Kneipp hatte diese Position noch vor seiner Promotion und vor Schotten inne.

Die karolingische Pfalz ist eher ein Desiderat ‘im Schatten der Donareiche’, denn sie wird erst für das Jahr 1001 schriftlich erwähnt [K/S 91]. Angenommen wird ihr Platz in der südlichen Altstadt. Etwas nördlich davon konnte 1999 das Grundstück Meydeweg 10 ergraben werden und erbrachte neben Hessens größtem Fachwerkhhaus (das Hochzeithaus um 1590, zugleich Sitz des Regionalmuseums) rasch Keramikfunde „vor der 2. Hälfte des 11.

Jahrhunderts“ [K/S 96]. In einer Basaltmauer steckten Topfscherben aus dem ottonischen 10./11. Jh. [K/S 98]; ihr vorgelagert war ein Sohlgraben mit einer planen Bodenfläche.

Einer tiefer gegründeten Basaltmauer können eine Wandscherbe und eine Randscherbe zugeordnet werden, beide spätes 9. oder frühes 10. Jh. [K/S 102], dito einige Kugeltopffragmente mit „Spätsächsischen Randfahnen“ derselben Zeitstellung [K/S 103]. Ab da ist „eine kontinuierliche Besiedlung des Platzes bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts“ belegt [K/S 104].

„Dass mit einer ottonisch-salischen Kaiserpfalz in Fritzlär tatsächlich zu rechnen ist, legen die historisch überlieferten Ereignisse wie die Königswahl von 919, die 953 und 1002 einberufenen Reichstage und das für den Herbst 1001 angesetzte Treffen von hohen geistlichen Würdenträgern nahe. Der archäologische Befund spricht dafür, dass der an der nördlichen Außenfront der Basaltmauer 2 angetroffene Brandhorizont aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammt“ [K/S 106].

Der »Dom« respektive die Stiftskirche St. Peter gilt zu Unrecht als im Grunde uraltes Bauwerk.

„Die jüngeren Forschungen [von Humbach, 2005] legen nahe, dass sich die Anfänge der Stiftskirche St. Peter anders darstellen als bisher in der lokalen Tradition vermutet. Innerhalb des Stiftes und auch der Stadt war die eigene Herleitung vom Kloster des 8. Jahrhunderts stets ein Teil des Selbstverständnisses. Die ältere Forschung ging ebenfalls immer davon aus, dass mit dem Platz des bonifatianischen Oratoriums (des frühmittelalterlichen Bethauses) 723/24 und der ersten Kirche und des Klosters um 732 auf dem Platz des dann im Jahre 774 unzerstörten Steinbaues Wigberts die Stelle der späteren Stiftskirche, des heutigen Domes identisch ist, wie es Jestädt nach den Ausgrabungen von Becker 1916 bekräftigte. Doch mit der neuerlichen Untersuchung am Ende der 1960er Jahre bot sich auf einmal ein anderes Bild: keine der zwei gefundenen Vorgängerkirchen, die durch eine Brand- und Schuttschicht getrennt übereinander lagen, waren als das überlieferte Bethaus oder Wigberts Klosterbau anzusprechen“ [K/S 113 f.].

Die ergrabene Kirche kann auch deutlich jünger sein. Das legt ein Vergleich mit der ca. 70 km entfernten Kirche von Helmarshausen nahe; das Kloster ist am 21. 4. 1000 zur Reichsabtei erhoben worden. Nebeneinander gehalten „ist ihre Verwandtschaft nicht zu leugnen“ [K/S 115] (Abb. S. 403). Dadurch kann „die Errichtung des ersten größeren Fritzlärer Gotteshauses“ in die Zeit von Otto III. und Heinrich II. rücken [ebd.], nicht aber in die karolingische Zeit.

Das eingangs erwähnte Rathaus, 1109 erstmals genannt, könnte das Amtshaus des Stiftes gewesen sein. Inwieweit es einen Vorgänger schon im 11. Jh. gab, war noch keine archäologische Fragestellung [K/S 116].

Hinter der „Waage“, dem ehemaligen Stiftssaal, stieß eine baubegleitende Notgrabung auf eine

„Trampelschicht [...] aus der einige »karolingische« keramische Fragmente geborgen wurden. [...] Die Unterlagen lassen eine genauere Ansprache nicht zu“ [K/S 116].

Der Oberbau der „Waage“ datiert wohl teilweise ins 13. Jh.

„Die während der Sanierungsarbeiten 1978/79 durchgeführte archäologische Ausgrabung zeigt, dass der Unterbau aus mindestens zwei Abschnitten besteht, deren baugeschichtliche Untersuchung im Osten einen frühromanischen Keller beschreibt, an den sich im Westen ein weiterer, tieferer anschließt. Daher bleiben zur ursprünglichen Architektur im Bereich des Grabens noch Fragen offen. Das Gebäude firmierte zeitweise auch als »curia dni. Ottonis de falckenberg«, was diverse bauliche Veränderungen nicht ausschließt“ [K/S 121].

Gegenkönig Rudolf von Schwaben hat dann 1079 die Pfalz mit ihren Einrichtungen verwüsten lassen. Und davor?

„Es bleibt also festzuhalten, dass es momentan noch zwei erkennbare oberirdische Baudenkmäler gibt, die an die Pfalzzeit vor 1079 erinnern: Die Stiftskirche und das Rathaus. Alle anderen Spuren sind nur indirekt zu erschließen“ [K/S 121 f.].

„Eine neueste baubegleitende Ausgrabung nördlich des heutigen Marktplatzes nährt den Verdacht, dass es eine solche frühe Bebauung, allerdings mit einem wohl völlig anders ausgerichteten Straßennetz, vielleicht tatsächlich schon zu dieser Zeit gegeben haben könnte. Auch die jüngsten baubegleitenden Grabungen in der Hundgasse deuten auf mögliche frühe Siedlungsstellen hin. Immerhin stammt die älteste, am 4. Juni 1970 während der Domgrabung gefundene Münze aus dem mittleren Drittel des 10. Jahrhunderts: ein Kölner Pfennig aus der Zeit von Otto I.“ [K/S 118]

1118 scheint der Ort wieder voll funktionstüchtig gewesen zu sein.

„Die Pfalz scheint allerdings hier nicht wieder aufgebaut, die Siedlung jedoch erweitert worden zu sein. Damit wurden die alten Befestigungsgräben des ehemaligen königlichen Zentrums obsolet und man konnte diese z. B. für den Einbau von Kellern nutzen“ [K/S 119].

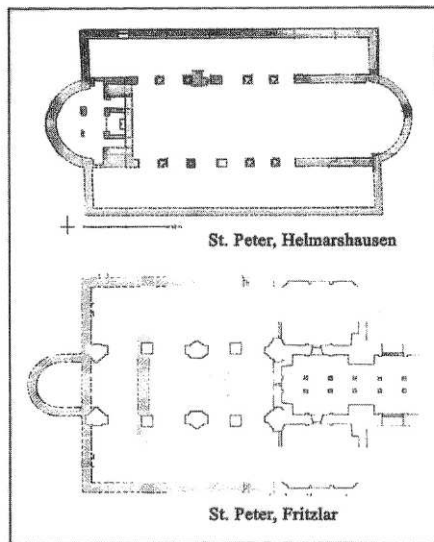
Die Reichenau und ihre Pfalz

Kneipp und Schotten stoßen bei ihrer Suche nach vergleichbaren Anlagen auf die Höfe bei Dreihausen und auf das Kloster Mitterzell der Reichenau. Seine Hochblüte fällt in die Regierungszeiten von Otto I. bis Otto III. Aber die Bibliothek wäre schon um 800 angelegt, noch davor etliche Klosteranlagen gebaut worden. Andernorts habe ich gerade die drei 'karolingischen' Kirchen

der Insel und das Kloster behandelt und gezeigt, dass es keine Lösung ist, die ottonischen Malereien ins 9. Jh. zu veralten, sondern vielmehr die Bauwerke ins 10. Jh. rücken müssen [vgl. Illig 2017b, 98 f.]. Nun wollten die beiden Autoren die karolingischen Mauern bestätigen, mussten jedoch feststellen:

„Angesichts der großen Bedeutung der Reichenau, die sie zum einen in der Kirchengeschichte, zum andern durch ihre architektonische Dimension und die verkehrsgeographische Lage auf dem Weg zwischen dem frühmittelalterlichen Deutschland und Italien gespielt haben mag, müsste man über sie eine Vielzahl von machtpolitischen Nachrichten finden können; das ist aber mitnichten so: abgesehen von der Überlieferung, dass der letzte karolingische Kaiser Karl III. im Jahre 888 auf der Reichenau beerdigt worden sei, finden sich keine Informationen, die sich auf säkulare Anlagen aus der Karolingerzeit beziehen“ [K/S 128].

Das stützt die von mir vertretene Ansicht, dass die Reichenau nicht von den Karolingern, sondern erst in ottonischer Zeit erbaut worden ist. Doch gibt es hier noch eine interessante Querverbindung. Die Pfalz bzw. Abtspfalz auf der Reichenau ist frühestens unter Abt Witigowo erbaut worden. In ihr gab es die (Stifts-)Kirche St. Pelagius. Die Verehrung dieses pannonischen Heiligen breitete sich im 10. Jh. in Deutschland aus, zurückzuführen auf die Umbet-



Spätottonenzeitliche „Kirchengrundrisse. Oben: Stiftskirche St. Peter in Helmarshausen bei Bad Karlshafen. Unten: Stiftskirche St. Peter in Fritzlär“ [K/S 115].

tung seines Leibes nach Konstanz, ob nun 850 oder 904 (in der Reformationszeit gingen die Reliquien verloren und wurden danach aus Rottweil ersetzt. Das erinnert wiederum an die Translation von San Marco, ebenfalls im 9. Jh. nach Venedig, die sich jedoch erst im 11. Jh. manifestierte; s. S. 408).

„Innerhalb der im Osten gelegenen Unterburg [bei Mitterzell] befand sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein Friedhof, wie wir ihn auch aus Fritzlar kennen. Die Hauptbebauung besteht jedoch aus einer weiteren Stiftskirche St. Johannes, deren vierkantiger Turm mit Sattelhelm aus dem 14. Jahrhundert eigenartigerweise die Basilika nach Osten hin abschließt. Das deutet auf eine ehemalige Westapsis, wie sie auch von der ersten Stiftskirche St. Peter in Fritzlar und aus Helmarshausen belegt ist. St. Johannes auf der Insel Reichenau gehört zu den Kirchen, für die ein Entstehungsdatum um das Jahr 1000 angenommen wird, womit eine weitere Parallele zu Fritzlar und Helmarshausen vorliegt. Auch die Maße scheinen schließlich mit der Fritzlarer Anlage vergleichbar zu sein“ [K/S 128].

So wird mein Gedanke unterstützt, dass auf der Reichenau keine karolingischen Mauern existiert haben, wie bislang auch keine in Fritzlar gefunden worden sind. Dazu aus der Zusammenfassung von Kneipp und Schotten:

„Zahlreiche archäologische und bauhistorische Untersuchungen in den letzten 35 Jahren in und um Fritzlar erbrachten eine breite Materialbasis, auf der es sinnvoll erschien, sich erneut mit der Frage nach der Lage, Zeitstellung, Geschichte und dem Aussehen einer Kaiser- oder Königspfalz vor Ort zu befassen. Dabei wurde deutlich, dass die bisher zutage gekommenen materiellen Hinterlassenschaften darauf hinweisen, dass in Fritzlar frühestens im späten 9. oder in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts eine Pfalz im Bereich des ehem. »Oberen und Unteren Friedhofs« bei der Stiftskirche St. Peter (volkstümlich »Dom« genannt) errichtet wurde“ [K/S 132].

So blieben alle Anstrengungen vergebens, eine weitere Karolingerpfalz dem Boden zu entreißen. Insofern wirkt die französische Methode, die Pfalzen gar nicht erst zu suchen [Illig 2017], durchaus zielführend...

Literatur

- Humbach, Rainer (2005): *Dom zu Fritzlar*; Petersberg
Illig, Heribert (2017b): *Des Kaisers leeres Bücherbrett. Wer bewahrte das antike Erbe?* Mantis, Gräfelfing
- (2017a): Frankreichs frühmittelalterliche Bauten · Eine Tour d’Horizon; *Zeitensprünge* 29 (2) 220-250
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.www.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Zeitensprünge in Venedigs Lagune

Flechtwerksteine nicht von Arianern

Heribert Illig

Jedem ist zu wünschen, dass er einmal Venedig so erreicht, wie sich das die Serenissima gedacht hat: von der Adria her. Also nicht durch den 'Lieferan-eneingang', sprich mittels Zug, Bus oder Auto über den Damm des 20. Jh., sondern durch das Einfahrtstor am Lido. Es geht dabei nicht um MO.S.E (*modulo sperimentale elettromeccanico*), das dort mittlerweile eingebaute Sperrtor gegen 'aqua alta' – es wird vermutlich gleichzeitig mit dem Berliner Flughafen in Betrieb genommen –, sondern um das phantastische Panorama aller Inseln. Darauf muss einfach hingewiesen werden. Ab da geht es um die Siedlungen 'im Meer', denen die Flut offenbar die Hinterlassenschaften der Phantomzeit weggespült hat. Und es geht um eine Altarschranke, die uns über den Zusammenhang mit Ketzerbewegungen Aufschluss gibt.

Altinum

Nahe dem heutigen Flughafen von Mestre gab es eine vorrömische wie eine römische Stadt, die 2007 mittels geophysikalischer Methoden geortet und vermessen worden ist und die u.a. eine Basilika von 60 m Länge und ein großes Amphitheater besaß [Filsler]. Hier lebten im 1./2. Jh. auf ca. 100 ha ca. 20.000 Menschen; dann setzte eine rückläufige Bewegung ein. Ende des 4. Jh. ist der erste Bischof ernannt worden [wiki → Altinum (Stadt)]. Von hier flüchtete die Bevölkerung vor Feinden in die Lagune. Relevante Ausgrabungen sind bislang nicht durchgeführt worden. Altinum

„wurde im 5. und 6. Jahrhundert nach den Überfällen der Hunnen und der Langobarden *partiell aufgegeben* und gilt als eine der Vorgängersiedlungen von Venedig. *Endgültig aufgegeben* wurde sie nach 900“ [wiki → Altinum (Stadt); Hvhg. HI].

Das jahrhundertelange Stagnieren im Verfall ist den *Ungarn* geschuldet, die um 900 das längst verlassene Altinum noch einmal zerstört haben sollen.

„Als dann um das Jahr 900 die Magyaren auf leichten Nachen aus Fellen, die über ein dürtiges Rahmengerippe gespannt waren, in den Lagunen erschienen, weniger um zu erobern, als um zu sengen und zu plündern, sah sich Venedig ganz auf sich selbst gestellt. [...] Der Feind, vom Anblick der hohen Kriegsschiffe vermutlich eingeschüchtert, konnte dort draußen auf dem schmalen Sandstreifen seine Hauptwaffe, die Reiterei, nicht ent-

wickeln. Die Magyaren zogen sich geschlagen aus dem Lagunenraum zurück. Zu eigentlichen Völkerschlachten, wie die sächsischen Herrscher sie dem östlichen Gegner lieferten, fehlten freilich in Venedig nach mancherlei Richtung die Voraussetzungen. Dennoch rief der Sieg über die unheimliche Gefahr gewaltiges Aufsehen hervor und wurde fast über Gebühr verherrlicht“ [Pölnitz, 68 f.].

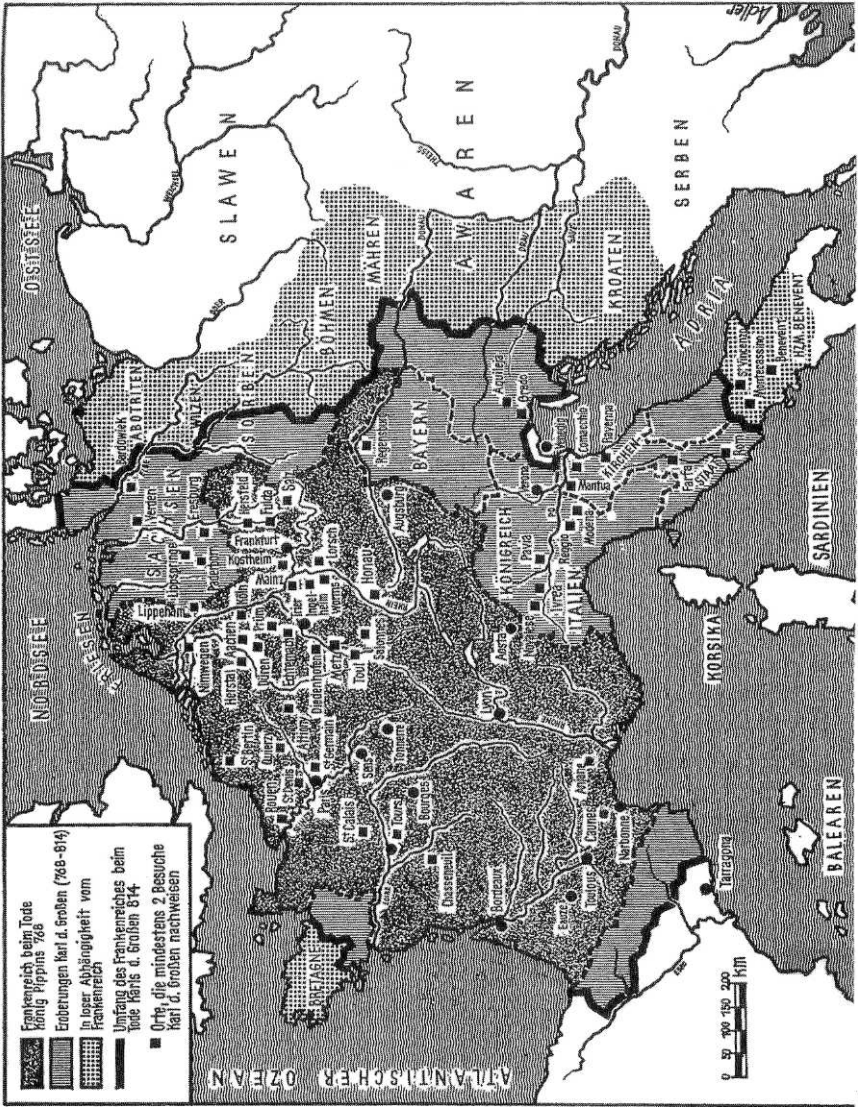
Wir lernen hier die phantomzeitlichen Ungarn als flinke Bootsbau-Imitatoren kennen, während sie gleichzeitig in Bayern als Landschaftspfleger aufgetreten sind, die nach ihren furchtbaren Zerstörungen sogar die ursprüngliche Schichtenlage im Boden wieder herstellten, wie Gerhard Anwander genüsslich feststellte [vgl. Illig/Anwander, 103]. Es ist ungeklärt, wie sie ihre Pferde mit den zerbrechlichen Nachen auf Lido brachten, nur um sie dort nicht verwenden zu können...

Später wechselte der Bischof von Altinum nach Heraclia (Heracliana, zunächst benannt nach Kaiser Heraklius, später als Grisolera, heute als Eraclea auf dem Festland, mit dem Strandgebiet Eraclea Mare), dann nach Malamocco auf dem Lido, danach auf die Insel Torcello. Nachdem Patriarchen in Aquileia und in Grado saßen, aber konkurrierend an ganz unterschiedlichen Orten residierten [vgl. Illig 2013], ergab sich eine weitere Bistumslinie über Olivolo (774–1092) und Castello (1092–1451). In diesem Jahr 1451 wurde das Patriarchat von Grado mit dem Bistum von Castello zusammengelegt und als Patriarchat von Venedig bezeichnet.

Venedig

Der Name Venezia taucht erst im 12. Jh. auf [Pölnitz, 66]; zuvor ging es eher um Rialto, zusammengezogen aus Rivus Altus. Die Inseln in der Lagune waren traditionell Fluchtorte bei Invasionen. Die der Westgoten (419), Hunnen (452) und Langobarden (569) trieben die Bevölkerung gewissermaßen aufs Meer. Deshalb wird als Gründungsdatum ‘Venedigs’ der 25. 3. 421 hochgehalten – im klaren Bewusstsein, dass es legendär ist. Nach Rückerobung unter Justinian I. – 552 durch seinen Feldherrn Narses – wird Ende des 6. Jh. das Exarchat von Ravenna errichtet, aus dem sich später der Kirchenstaat entwickelt. Es lassen sich in herkömmlicher Sicht einige Entwicklungsstadien Venedigs datieren, die allerdings auf schwankendem Boden gründen:

„Über die Anfangszeit berichten hauptsächlich Legenden und nur wenige historisch zuverlässige Quellen. Erst ab dem 13. Jahrhundert gibt es eine breite schriftliche Überlieferung, die dann aber vom Ausmaß mit der von Rom verglichen werden kann. Zur Legendenbildung hat die staatlich kontrollierte Geschichtsschreibung erheblich beigetragen. Sie projizierte die als wegweisend wahrgenommenen Eigenheiten der venezianischen Gesell-



Das Reich Karls des Großen, dessen Einflussphäre bis Dubrovnik/Ragusa gereicht haben soll, nicht aber bis Venedig und die Westküste Istriens, die erst nach 1000, meist erst im 12./13. Jh. venezianisch wurde [Illig 2007, 262 f.]. Abb. siehe [Häßler, 322, nach Braunfels 1968].

schaft oftmals in die Vergangenheit zurück. Dabei verschwieg sie vieles dessen, was den Idealen von Geschlossenheit, Gerechtigkeit und Machtbalance widersprach, oder deutete es um“ [wiki ↔ Republik Venedig].

- 697 Ernennung des ersten Dogen
8. Jh. Regierungssitz wird von Heraclea nach Malamocco auf der Insel Lido verlegt [Malamocco]. „Mitte des 12. Jahrhunderts wurde der Ort Malamocco durch ein Erdbeben und eine verheerende Sturmflut vollständig vernichtet“ [wiki ↔ Malamocco]. Insofern ist archäologisch nichts über den ‘Regierungssitz’ bekannt.
- 810 Pippin (Sohn Karls d. Gr.) belagert vergeblich ‘Venedig’, ohne Rivus Altus, das heutige Venedig, einnehmen zu können; dorthin war der Regierungssitz verlegt worden [Langewiesche, 36 f.]. Erste Markuskirche und erster Dogenpalast entstehen [ebd.]. Die Archäologen können sich nicht einig, ob diese erste Kirche eine Basilika oder ein Kreuzkuppelbau war.
- 812 Venedig gehört zu Byzanz.
- 828 Diebstahl der San-Marco-Reliquien in Alexandria; sie werden in der Markuskirche eingemauert und vergessen [Ackroyd, 68].
- 911 Dynastie der Partecipazii bis 942, zuvor bereits 810 bis 887. Damals war Venedig noch Teil des byzantinischen Reichs (Schriftquelle).
- 936 Venedig attackiert Capodistria/Koper an Istriens Küste.
- 976 Markus-Kirche brennt ab [Ackroyd, 68]. Sie wird anschließend wieder aufgebaut [wiki ↔ Markusdom]. Da es den Rekonstruktionsversuch für eine Basilika gibt [K. J.], ist ein Kreuzkuppelbau unwahrscheinlich.
- 996 Venedigs Herrschaft reicht bis Ragusa/Dubrovnik, umfasst die Westküste Istriens und Teilen Dalmatiens [Langewiesche, 41; Ackroyd, 246 f.].
- 1063 Bau des heutigen Markusdoms bis 1094 [wiki ↔ Markusdom]. Warum er dem Vorbild der damals 500 Jahre alten konstantinopolitanischen Apostelkirche (536–546) folgt, erscheint rätselhaft [wiki ↔ Markusdom].
- 1094 Säulenstumpf gibt bei Kirchenvollendung die Markus-Reliquien frei [Ackroyd, 68].
- 1100 Venedig stiehlt in Jaffa die Gebeine des hl. Teodoro. Gewinn weiterer dalmatinischer Gebiete im Kampf mit Ungarn [Ackroyd, 249 f.].
- 1104 Errichtung der staatlichen Schiffswerft, des Arsenal.
- 1202 Eroberung von Zara/Zadar [Ackroyd, 256].
- 1204 Mit dem 4. Kreuzzug (gegen Konstantinopel) wird Venedig reich.

Angesichts der „staatlich kontrollierten Geschichtsschreibung“ (s.o.) versteht es sich, dass Venedig bereits für das Frühmittelalter, hier für das 7. Jh., vieles von dem unterstellt wird, was es erst viel später auszeichnet:

„Seevenetien wird weder von Dogmen noch vom heiligen Buch des Islam, dem Koran, verwirrt. Sein Interesse gilt dem *Handel. Die Städte blühen auf*: Jesolo, Heraclea, Malamocco, Torcello, Caorle, Grado, Murano, Chioggia. Die Chronik von Altino erzählt, Jesolo habe 43 Kirchen mit Mosaikfußboden, Heraclea 42 Kirchen und Klöster besessen. *Geblieden ist nichts, kaum einmal ein Stückchen Ruine*“ [Langewiesche, 35; Hvhg. HI].

Und für das 9. Jh.:

„Unmittelbar nach der Übersiedlung [811] wurde mit dem Bau des Dogenpalasts begonnen und mit dem Bau der Markuskirche; also mit dem Palast des Staates und der Staatskirche des Staatsheiligen“ [ebd. 37].

Hier sind wir bereits bei der deutlich späteren Republica di San Marco angelangt, die nach Kräften mit Kirchen geschmückt wird. Für Pippins Feldzug gibt es sogar einen ‘Kriegsberichterstatter’:

„Durch ein genial angelegtes Manöver von Land- und Seestreitkräften erzwang Pippin 810 den Zugang zu den Lagunen. [Der Doge] Obelerius fiel mit seinen Brüdern den Siegern in die Hände. Der Regierungssitz Malamocco ging in Flammen auf. Dasselbe Geschick ereilte die meisten übrigen Seestädte. Heracliana sank nochmals in Trümmer, Chioggia wurde furchtbar verheert. Einer grauenhaften Springflut ähnlich, brauste der Sturm der fränkischen Heerbanns die Inselküsten Venetiens entlang. Was vergangene Generationen durch politischen Scharfsinn oder kaufmännischen Fleiß in mühsamer Arbeit zur Sicherung von Wohlstand und Handelsfreiheit, wie Dämme der Lagunen, aufgerichtet hatten, war mit elementarer Wucht jäh fortgespült. Rauchende Schutthaufen, Berge von Leichen türmten sich auf den unglücklichen Eilanden. Einzig das Wiederauftauchen der oströmischen Armada gebot dem fränkischen Vormarsch Einhalt“ [Pölnitz, 40 f.].

Freiherren von Pölnitz ist zugute zu halten, dass sein Venedig-Buch nur vier Jahre nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs gedruckt wurde. Auch wollte er keine Forschung, sondern Deutung bringen [ebd. 9]. Mittlerweile gibt es eine andere Sicht der Dinge, nämlich einen Sieg der Karolinger über ‘Venedig’:

„Indessen wuchs die Macht Karls des Großen unaufhaltsam und breitete sich auch auf byzantinische Besitzungen aus. Nachdem er schon zu Irenes Zeiten Istrien und mehrere dalmatinische Städte unterworfen hatte, brachte der junge König Pippin auch Venedig unter sein Zepter (810). Karl besaß nun ein Druckmittel, das seine Wirkung auf das inzwischen geschwächte Byzanz nicht verfehlen konnte. Gegen Rückerstattung der besetzten Gebiete fand sich die Regierung Michaels I. bereit, die Anerkennung der Kaiserwürde Karls des Großen auszusprechen: im Jahre 812

wurde Karl in Aachen von den byzantinischen Gesandten als Basileus begrüßt“ [Ostrogorsky, 161].

Ab da geht es mit Venedig steil aufwärts:

„So wurde nach Überwindung des ersten Schocks durch die rasch einsetzende Bautätigkeit, gemäß dem Willen der Partecipazii, die Übersiedlung von Malamocco nach Rialto als etwas Einmaliges und Endgültiges auch nach außen bekräftigt. Wie sicher aber der Doge sich seiner Sache fühlte, verriet sein Wagnis, nun auch Chioggia und Brondolo als Bindeglieder zum Festland wieder aufzubauen. Selbst Heracliana ließ Agnello aus der Asche neu erstehen“ [Pölnitz, 49].

Es versteht sich, dass auch von diesem Wiedererblühen bislang keine Ausgrabungen zeugen können. Weiter ventilieren Mediävisten eine Ausdehnung venezianischen Gebietes auf die istrianische Westküste (s. Karte). Doch das ist Wunschdenken zugunsten Karls d. Gr. Diese Ausdehnung geschieht nicht zum zweiten, sondern zum ersten Mal ab 996. Auch dann kann noch nicht die größere Hafenstadt Zara/Zadar erobert werden. Das gelingt erst zu Beginn des Vierten Kreuzzuges, 1204, den Venedig mit Schiffen und Proviant unterstützt und – um die Bezahlung der Schulden zu ermöglichen – gegen Konstantinopel lenkt. Seine frühe Seeherrschaft im 9. Jh. ist eine Chimäre.

Markusdom: Wenn heute vom venezianischen Markusdom und damit von einem Bischofssitz gesprochen wird, so gilt dies erst seit 1807; davor war es das Staatsheiligtum der Serenissima bzw. die ‘Hauskapelle’ des Dogen. Der heutige Bau ist 1063 begonnen worden. Nicht vielen ist bekannt, dass es unter ihm sogar eine Krypta gibt, die 1993 dem Wasser entrissen und wieder zugänglich gemacht worden ist [Detje]. Doch diese neuen Bauten reduzierten die Überreste beider Vorgängerbauten derart, dass nicht einmal ihre Grundrissformen bestimmt werden können. Ein erster Bau nach 811 gehört zum den Karolingern verpflichteten Wunschdenken.

Im 11. Jh. war übrigens Pisa ein großer Konkurrent, der seinen Dom – eine Basilika mit Vierungskuppel – nur drei Jahre später begonnen hat; Genua folgte 1100, während Amalfi als erste der vier großen Seerepubliken bereits ab 987 an seinen Dom arbeitete.

Die **Markuslegende** war noch nie etwas anderes als eine Legende. Die Geschichte mit den eingemauerten und daraufhin vergessenen Reliquien, die justament zum Abschluss des Kirchenbaus 1094 ans Tageslicht drängen, ist etwas für Menschen starken Glaubens. Seltsamerweise begnügten sich die Venezianer nicht mit den Gebeinen ihres Evangelisten, sondern raubten bald darauf auch die Gebeine des hl. Theodor, der doch eigentlich seit 828 als Stadtheiliger von San Marco abgelöst worden sein sollte. Auf jeden Fall wurden beide Heiligen auf der Piazzetta erhöht: Stand damals das Schafott zwi-

schen ihnen, fühlen sich heute die Touristen von ihnen empfangen. Auf antiken Granitsäulen aus Konstantinopel stehen der hl. Theodor auf einem Krokodil und der Markuslöwe [piazza]; die Säulenherkunft signalisiert eine Aufstellung nach 1204.

Murano und Burano

Von der Insel der Glaskunst ließe sich vielleicht Aufhellung für die dunklen Jahrhunderte erwarten. Doch das täuscht.

„Töpferwaren fanden sich aus dem späten 4. bis Mitte des 6. Jahrhunderts beim heutigen Museo Vetrario, dem Museum für die Glasmacherkunst. Ende des 6. Jahrhunderts kamen Flüchtlinge vom Festland nach Torcello und Murano, aber auch auf andere Inseln. Um 600 hatte die Insel mit dem steigenden Wasserspiegel der Lagune zu kämpfen, im 7. und 8. Jahrhundert setzten Aufschüttungen ein. Als das benachbarte Torcello nach und nach bis zum 12. Jahrhundert aufgegeben werden musste, zogen viele der Bewohner nach Murano.

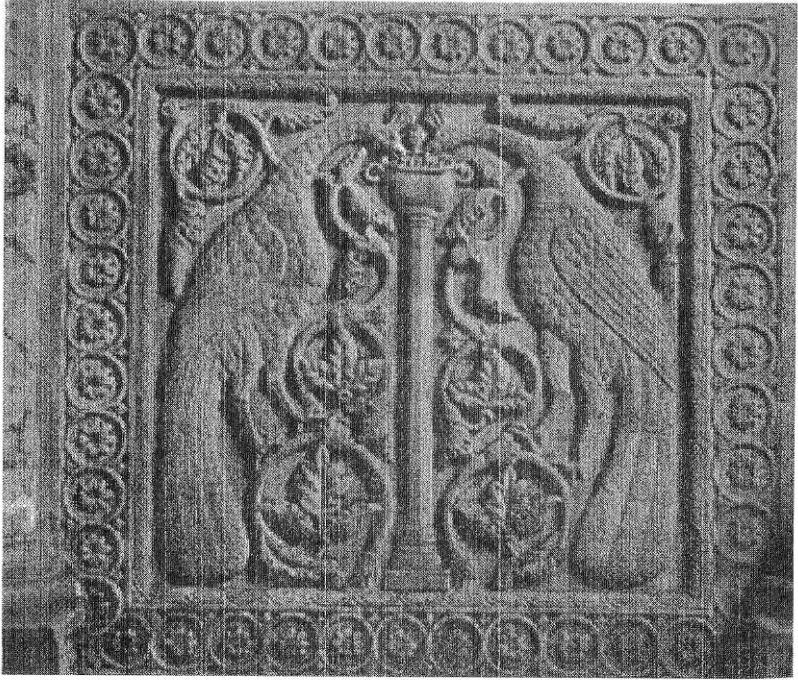
Im 11. Jahrhundert spielte die Salzgewinnung eine große Rolle. Im Zeitraum von 1000 bis 1049 befanden sich von den zwölf fondamenti, den Anlagen zur Salzgewinnung in der Lagune, allein fünf bei Murano“ [wiki → Murano].

Muranos bekannte Kirche *Santa Maria e San Donato* stammt aus dem 12. Jh. Immerhin werden ihr frühe Wurzeln zugeschrieben. „Sie wurde bereits im 7. Jahrhundert errichtet, später im 9. und wieder im 12. Jahrhundert umgebaut und 1140 in der heutigen Form vollendet“ [ebd.]. Die italienische *Wikipedia* sieht das deutlich nüchtern: „Fondata forse nella metà del X secolo“, also „vielleicht in der Mitte des 10. Jh. gegründet“ [it.wiki → Duomo di Murano]. In der goldenen Apsiskalotte steht ganz allein die hl. Maria, ein bewegender Anblick.

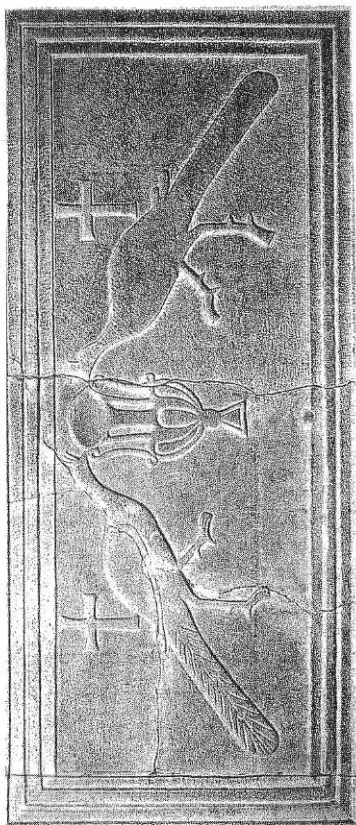
Burano, eigentlich vier Inseln, und seine Nachbarinsel Mazzorba „gehörten zu den frühesten Siedlungsplätzen in der Lagune von Venedig“ [wiki → Burano]. Doch damit ist der bekannte historische Hintergrund bereits ausgeschritten. Parallel dazu wird von Flüchtlingen aus Altinum ausgegangen, die sich hier angesiedelt haben. Danach geht es gleich mit dem Jahr 1000 weiter [it.wiki → Burano].

Torcello und seine Altarschranke

Auf der Insel leben heute nur noch 14 Einwohner. Dabei soll sie im 10. Jh. bedeutender als Venedig gewesen sein. Das zwingt uns, auch hier die scheinbar doppelten Ursprünge auszuleuchten.



Kathedrale von *Torcello*: Pfauen an der Altarschranke, 11. Jh. [*pluteus*]
Brescia, San Salvatore: Dreiecksplatte, vielleicht von einem Ambo-Aufgang, Pfau, um 750 [Stiegemann/Wemhoff, 83]. Das verschlungene Rankenwerk verbindet beide Kunstwerke, die sicher nicht durch drei Jahrhunderte getrennt sind.



Pavia, Musei Civici: Schrankenplatte mit Pfauen, 700–750; typisch lombardisch mit Flechtwerkknoten; in hier vertretener Sicht 10. Jh. [Stiegemann/Wemhoff, 83]
Grado, Santa Eufemia, Pfauen, um 550 [Romanelli, 7]

Traditionell soll Torcellos Besiedlung im 7. Jh. einsetzen. Allerdings kann ein Grundstein mit der Jahreszahl 639 für Santa Maria [Storti, 7] nicht überzeugen, war doch damals noch nirgends die Zeitrechnung nach Christi Geburt in Gebrauch. Mittlerweile ist ein römisches Mosaik gefunden worden, womit eine Besiedlung ab dem +1. Jh. plausibel wird [wiki → Torcello; vgl. Ferri/Conrad, 18 f.]. Für das 8. Jh. gibt es (nur) schriftliche Hinweise auf die Kathedrale, eine weitere Kirche und ein Kloster, wobei die Kathedrale bereits 639 gebaut worden sein soll und bis 689 Sitz des Bischofs gewesen wäre.

Bezeichnend ist Torcellos Verfallsgeschichte, die durch mähliches Verschlammten des Hafens ab dem 3. Jh. eingeleitet wird. Um 400 wird sie noch Bischofssitz, der um 639 nach Torcello verlegt worden wäre. Die Langobarden haben ab 568 die Stadt erstmals attackiert, dann erobert, bevor Franken und Byzantiner sie zurückerobert hätten, um 640 endgültig an die Langobarden zu fallen [ebd.]. Für die von mir unterstellte Realzeit ab 911 sieht es besser aus:

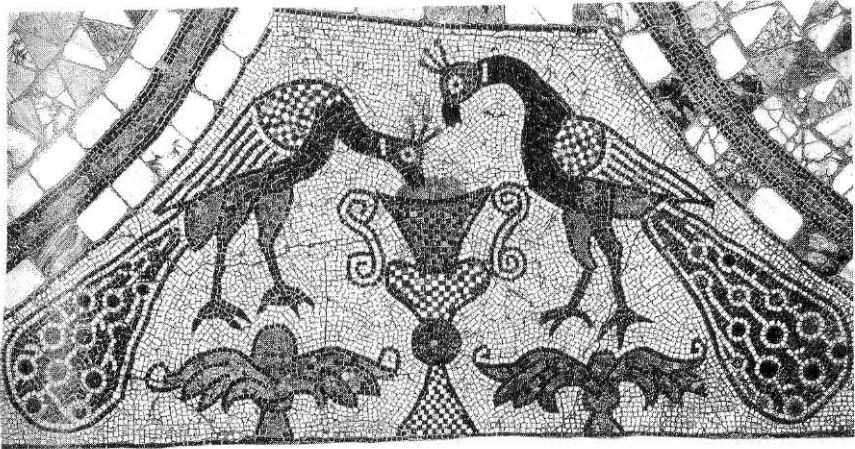
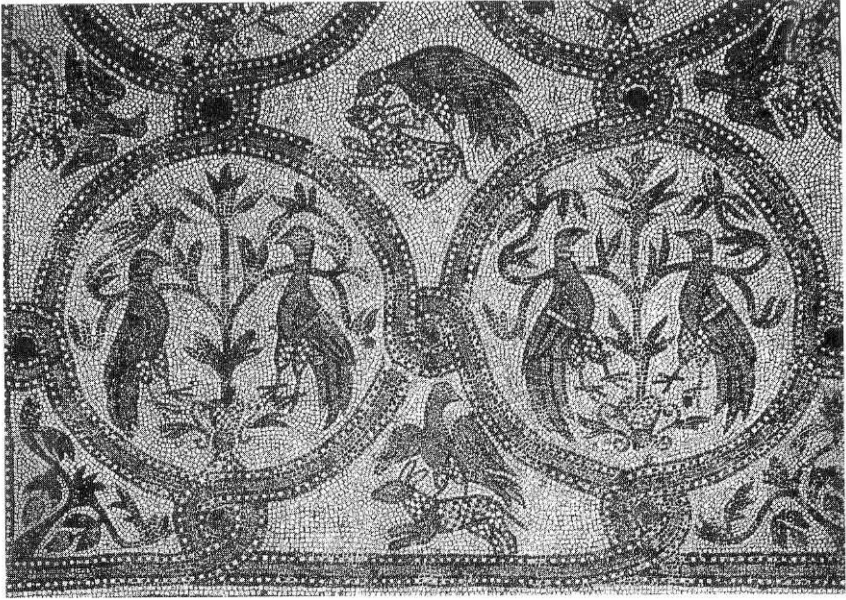
„Bei Grabungen, die zwischen November 2012 und März 2013 auf einem Areal nahe der Kirche Santa Maria Assunta [= Kathedrale] durchgeführt wurden, ließ sich ein Dorf aus Holzhäusern des 10. und 11. Jahrhunderts nachweisen. Dabei blickten die Häuser auf Kanäle. Sie waren voneinander durch Innenhöfe mit Zisternen getrennt. Zahlreiche Öfen deuten auf die Produktion von Glas hin, auch wurden Knochen und Hörner der Ziegen verarbeitet, um daraus Beschläge, Knöpfe, Nadeln oder Käämme herzustellen. Zudem wurden Schweine, Schafe und Rinder gehalten“ [wiki → Torcello].

Für das 10. Jh. geht man von „vielleicht 10.000–20.000 Einwohner[n]“ aus und vermerkt, dass Torcello damals größer und reicher als Venedig war [ebd.]. Das bringt ins Grübeln, griff doch der karolingische König Pippin 810 nicht Torcello an, sondern die Inseln um Lido und Rivus Altus. Demnach hatte Venedig bereits Torcello den Rang abgelaufen, als die einschlägige Chronik geschrieben worden ist.

„Nach dem 12. Jahrhundert endete diese Blütezeit, und der Ort sank zur Bedeutungslosigkeit herab. Die Lagune um Torcello versumpfte, Malariaepidemien drohten. Die Einwohner verließen die Insel nach Venedig oder Murano und nahmen alles mit, was sich als Baustoff verwerten ließ, so dass die Stadt fast komplett abgetragen wurde“ [wiki → Torcello].

Der *Dom* ist 1008 geweiht worden, kurz darauf wurde auch der Campanile errichtet – der nicht widerlegt, dass Kirchtürme erst ab der Zeit um 1000 gebaut worden sind. Direkt daneben wurde *Santa Fosca* als typisch byzantinischer Zentralbau errichtet, etwas später, aber im selben 11. Jh.

Das Innere des *Domes Santa Maria Assunta* wird von der Maria Hodegetria (Maria mit dem Kind) beherrscht, die zierlich und ganz allein vor einem



Bodenmosaiken mit Pfauen: *Venedig*, San Marco, wohl kurz vor 1100 [Romanelli, 37];
Murano, Santa Maria e Donato, inschriftlich auf 1141 datiert [Romanelli, 27]

Goldhintergrund in der Apsiskalotte abgebildet ist. Hier interessiert uns ein weiterer Teil der Ausstattung:

„Die Kirche besitzt eine Altarschranke, eine sog. *Ikonostasis aus dem 15. Jahrhundert*. Durch eine solche Ikonostasis wurde in der griechisch-orthodoxen Kirche des Mittelalters der Bereich des Allerheiligsten um den Altar herum vom Gemeinderaum abgetrennt. Ursprünglich gab es in den byzantinisch beeinflussten Kirchen an dieser Stelle eine halbohohe Brüstung nach Art der altchristlichen Chorschranken“ [wiki ↔ Torcello; Hvhg. III].

Die Zeitangabe „15. Jh.“ ist für den ursprünglichen Einbau nicht korrekt:

„Die Ikonostasis mit sechs schlanken Säulen und Schrankenplatten aus Marmor mit gegenständigen Pfauen und Löwen ist auf das *11. Jahrhundert* zu datieren, während die Tafelbilder, die die Madonna und die zwölf Apostel darstellen, aus dem 15. Jahrhundert stammen“ [W. Dorigo in Romanelli, 20].

Diese Altarschranke wird durch sechs Säulen gegliedert, deren korinthische Kapitelle mit denen der Hauptschiffsäulen verwandt sind. Zwischen ihnen sind vier Reliefplatten eingefügt, die je zweimal in einer (bereits zu) gekonnten Manier das Motiv des Lebensbaums und der beiden Pfauen bringen (s. S. 412). In diesem Fall sind auf zwei Platten je zwei Pfauen dargestellt, die (antithetisch) aus einem säulenartigen Gefäß trinken. Sie fußen auf einem Rankenwerk, das die Platten ausfüllt. Umgeben sind sie von einem umlaufenden Fries aus Rosetten in Kreisen. Hier ist kein Flechtwerk angestrebt; die Ausführung zeigt, wie weit sich der Künstler von der spätantiken Ausführung desselben Motivs entfernt hat. Eine entsprechende Platte aus Grado, *Santa Eufemia*, bringt im 6. Jh. ebenfalls die trinkenden Pfauen; aber ihr Federkleid ist viel einfacher dargestellt, auch ist die Platte noch ganz einfach gerahmt. Dafür ist als Gefäß noch ein antiker Kantharos gewählt (s. Abb. 413). Dasselbe Motiv taucht auf dem Boden der Kirche *Santi Maria e Donato* in Murano auf. Dort ist das Pfauengefieder ebenso reich gestaltet wie bei der Platte von Torcello, auch das Gefäß ist größer als das antike Vorbild dargestellt. Diese Bodenintarsie (Opus sectile) ist durch eine Inschrift datiert, die das Jahr 1141 nennt (s. S. 415). Von daher lässt sich die Pfauentafel von Torcello sogar bis in die Mitte des 12. Jh. rücken.

Diese Datierung gilt auch für das zweite Plattenpaar der Altarschranke. Es zeigt jeweils zwei Löwen in einem Rankenwerk; die Darstellung umläuft ein Pflanzenornament, das dem laufenden Hund antiker Darstellungen entspricht. Auch hier ist die Ausführung mit den frontal gezeigten Löwen handwerklich so gut gelungen, dass wir von der Mitte jenes 12. Jh. ausgehen, zu der in Frankreich bewegende Kapitelle für die Kreuzgänge ausgeführt worden sind.

Herrschende Lehre beschäftigt sich ungen und deshalb selten mit dieser Schmuckform. Obwohl in Venedig und Umgebung vielfach frühchristliche

Steinplatten, Flechtwerke und andere Schmuckformen zutage treten, werden sie hier allenfalls herangezogen, um die als unangenehm empfundene Fundament der dunklen Ära zu kaschieren.

„Weit davon entfernt, sich als eine römische oder byzantinische Insel inmitten eines Meeres der Barbarei zu isolieren, erscheint die venetische Kunst vom 7. bis zum 10. Jahrhundert als wesentlicher Bestandteil der italienischen Kultur, die sogar in den finstersten Phasen des 7. Jahrhunderts nicht aufgehört hat, das Erbe der frühchristlichen Kunst mit ihrer reichen Symbolsprache weiterzugeben“ [W. Dorigo in Romanelli, 11].

Andernorts ließ sich zeigen, dass die auf derartigen Platten häufig auftretende Flechtwerkunst vor 614 einsetzt, sich nach 911 fortsetzt und im 11. Jh. zu einem ersten Höhepunkt führt [Illig/Anwander, 256-258]. Die Darstellung ist naturalistisch vom Flechtwerk aus Weidenruten übernommen, um dann immer kunstfertiger, aber auch künstlerisch perfekt und schließlich steril zu werden, hin zu einem nichtssagenden Ornament und Flächenfüller. Diese Stufe ist im 12. Jh. erreicht, in dem es ubiquitär auftritt.

Chorschrankenanlage und Lettner

Nach dem Großen Morgenländischen Schisma von 1054 zerbröckelte offenbar im Westen das Bedürfnis, gemäß den byzantinischen Regeln den Kirchenraum mit einer Altarschranke abzuteilen. Im Osten entwickelte sich die Tendenz, diese Altarschranke immer weiter nach oben fortzusetzen, indem in ein Holzgerüst Ikonen eingehängt wurden und somit die Sicht auf den Chor mit dem Hochaltar versperrt wurde. Den Priestern vorbehalten blieb ein kleiner oder auch drei schmale Durchgänge. Sie werden bis heute durch einen Vorhang geschützt, hinter dem die Geistlichen wesentliche Teile des heiligen Ritus zelebrieren.

Im Westen wurden hingegen die Altarschranken abgebrochen und die zahlreichen Steinplatten und sonstigen Fragmente in der Kirche vermauert. Doch schon bald regte sich erneut das Bedürfnis nach einer Schranke innerhalb der Kirchen. Diesmal ging es um die Trennung von Geistlichkeit und Laien oder – in Klosterkirchen – zwischen Mönchen und Konversen. Bei dieser Bauform gibt es keine abschränkenden Platten mehr, sondern torartige, zunehmend breiter werdende Durchgänge zwischen den einzelnen Bereichen, während darüber ein Platz für die Lesungen gewonnen wird. Die romanischen Beispiele werden ab ca. 1200, wie in Giengen oder Andernach, gebaut [Untermann, 83]; sie sind fast ausschließlich archäologisch nachgewiesen. An gotischen Exemplaren haben sich hingegen etliche erhalten. In dieser Formulierung steckt bereits, dass fast alle dieser Abtrennungen früher oder später wieder aus den Kirchen Mitteleuropas entfernt worden sind. In keinem Fall

wurde versucht, mit Bildern ein Äquivalent zur Ikonostase der Ostkirche zu gestalten.

Diese Fundsituation lässt sich mit dem besterhaltenen bayerischen Fundensemble bestätigen, das aus Immünster stammt (35 km nördlich von München). Die Platten und Steinpfosten der Chorschrankenanlage wurden für das Fundament des romanischen Lettners aus dem 13. Jh. benutzt, der nur archäologisch nachgewiesen ist. Die dortigen Platten mit vielfach variiertem Flechtwerk werden als karolingisch gesehen und der „Zeit »um 780« bis »um 800«“ zugewiesen [Dannheimer, 9-11, 21]. Auch wenn diese Architektur-Teile von mir entschieden dem 10. Jh. zugewiesen werden, bleibt das Urteil gültig: Sie „stehen ganz am Anfang der mittelalterlichen Bildhauerei in Stein“ [ebd. 21]. Damit wird auch einem Missstand abgeholfen:

„Es muß aber noch einmal betont werden, daß gesicherte Aussagen [über die Anfänge des Klosters von Immünster] nicht gemacht werden können, auch nicht über Äbte Immünsters, die es möglicherweise gar nicht gab“

[W. Störmer in Dannheimer, 37].

In Spanien wurde die Idee eines abgegrenzten Binnenraums für die Geistlichkeit entscheidend weiterentwickelt. Er umfasst etwa in der Kathedrale von Burgos acht von zehn Jochen des Mittelschiffs (die Vierung dazugezählt), während der Gläubige nur die ersten beiden Joche betreten kann und dann in die Seitenschiffe wechseln muss. Der Blick durchs Mittelschiff auf den eigentlichen Chor ist verwehrt, wurde doch ein schweres, hohes, geschnitztes Chorgestühl im Mittelschiff platziert, das mit seinen eigenen Orgeln eine Kirche in der Kirche bildet. Dementsprechend abgewiesen fühlen sich nördliche Besucher. In der französischsten aller spanischen Kathedralen, in der von León, gibt es wenigstens in der trennenden Querwand ein mit Glastüren verschlossenes Portal, das den Blick bis zum Hochaltar leidlich freigibt. (Wer an einen ganz ähnlichen Einbau in der Zisterzienserabtei von Pontigny denkt – er ist für diesen Orden atypisch und wurde erst im 17./18. Jh. eingebaut.)

Insofern lässt sich die Altarschranke der Kathedrale von Torcello so interpretieren: Im 11., vielleicht 12. Jh. wurde hier eine Altarschranke errichtet und später mit einer Bilderreihe zur Ikonostase erweitert. Damit wird klar: Wir bewegen uns im westlichsten Bereich byzantinischen Einflusses: dem Exarchat von Ravenna, den Laguneninseln rings um Venedig, bis nach Chioggia und Grado. Hier wurde auch nach 1054 noch dem Ritus der Ostkirche entsprechen.

Flechtwerk in Stein

Damit löst sich ein Rätsel, das von mir immer wieder angesprochen wurde, dessen Lösung ich aber immer in einer falschen Richtung gesucht habe. Die

mit diesen Altarschränken so häufig verbundenen Flechtwerksteine verweisen in keiner Weise auf arianischen Glauben! Sie sind nicht aus den Kirchen entfernt worden, weil sie einen überwundenen, verbotenen Glauben illustrierten, sondern weil die römisch-katholische Kirche sich von byzantinischem Einfluss befreite.

Die Hinweise auf arianische Ursprünge entnahm ich Büchern wie dem von Rudolf Kutzli [1974], die von langobardischem und damit arianischem Flechtwerk sprachen, obwohl es gleichzeitig östlich der Adria auftrat, wo niemals Langobarden gesichtet worden sind. Immerhin setzte ich in dem Kapitel über Flechtwerkfunde in Bayern und Österreich [Illig/Anwander, 227-259] bereits ein Fragezeichen hinter „Langobardisches Flechtwerk?“ [ebd. 239]. Und es war tatsächlich die falsche Fährte, obwohl sie mindestens seit 1856 gelegt ist [vgl. Heider/Eitelberger/Hieser, 123 f.].

Deutliche Zweifel keimten wegen Reaktionen auf das Buch von Franz Glaser [1997], in dem von dicht beieinander liegenden katholischen und arianischen Gotteshäusern die Rede war. Volker Bierbrauer [1998] erkannte sofort die präsumptiven arianischen Kirchen im Alpenraum als Wunschdenken, geweckt durch mehrere benachbarte Kirchen(fundamente) in einst dörflichen Kommunen [vgl. Illig/Anwander, 254]. Wir kennen eigentlich nur zwei kirchliche Bauten, die explizit den Arianern zugeordnet werden, beide in Ravenna: die Kirche Sant'Apollinare Nuovo als einstige arianische Hofkirche direkt neben der Residenz Theoderichs und das *arianische Baptisterium* (kurz vor 500). Gerade dieses unterscheidet sich vom orthodoxen Baptisterium (Mosaik zwischen 451 und 475) architektonisch in keiner Weise. Und die Mosaik? Wir sehen an der Decke den Übergang vom älteren blauen zum nun goldenen Himmel, aber das Zentralmotiv bleibt gleich und der Antike verbunden: Der Täufling Jesus steht erkennbar nackt im Wasser des Jordan, flankiert von Johannes dem Täufer und dem personifizierten Flussgott. In beiden Fällen geht es um Jesus als Mensch; aber das ist kein klarer Hinweis darauf, dass Jesus – aus arianischer Sicht – nur eine menschliche Natur besessen hätte.

In der Kirche *Sant'Apollinare Nuovo* sehen wir die weltberühmten Prozessionsreihen der Märtyrerinnen und Heiligen, angeführt von den drei Weisen aus dem Morgenland mit ihren phrygischen Mützen. Welche Mosaik ihnen weichen mussten, lässt sich nur dank einiger übrig gebliebener Hände an den Säulen des Palatiums erahnen.

Ein Argument für „arianisches Flechtwerk“ war immer, dass vielerorts Flechtwerkplatten in Kirchenwänden zu sehen sind, erkennbar aus jedem Zusammenhang gerissen, häufig kopfunter fixiert, als ob eine Häresie zu überwinden und zu verdammen gewesen wäre [vgl. Illig/Anwander, 250]. Es ist aber viel einfacher gewesen: Die aus den Kirchen entfernten Altarschränken

wurden nicht bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen und entsorgt, sondern als Steinmaterial wiederverwendet: entweder als Fundament – deshalb kann das exquisite Ensemble von Immmünster in der *Archäologischen Staatssammlung* in München gezeigt werden – oder in eine Mauer eingefügt. Es gibt jedoch auch Ensembles, die ohne jede Zerstörung überdauert haben, so in der Kapelle von Split. Sie ist im Nordturm von Diokletians Palastummauerung eingerichtet worden [vgl. Illig 2003, Abb. S. 165].

Auch für die ensembleszerreißende Weiterverwendung bietet die ehemalige Kathedrale von Torcello eine Antwort. Die im 12. Jh. zu dicht an die Altarschranke gestellte Kanzel benötigte einen gewinkelten Aufstieg, der aus antiken Platten gesägt worden ist. Da wurden antike, schön bearbeitete Marmorplatten den Stufen folgend abgetreppelt behauen, da wurden frühchristliche Darstellungen, etwa ein Rhombus mit einbeschriebenem Kreuz, an den Rändern kupiert und eingefügt. Offenbar störte sich niemand an diesem rohen Umgang mit plastischen Arbeiten der römischen Antike und des eigenen Glaubens. Insofern hat sich auch dieses Argument erledigt und es kann gelten: Die häufig mit Flechtwerkarbeiten geschmückten Altarschranken sind nicht als Zeugen einer als Häresie verdamnten Glaubensrichtung zerstört oder vereinzelt eingemauert worden. Das geschah vielmehr nach der Trennung von römisch-katholischem und orthodoxem Glauben, 1054, die in den byzantinisch beeinflussten Gebieten an der nördlichen Adria länger gedauert hat. 1081/82 kämpften Byzanz und Venedig noch gemeinsam gegen die Normannen [Ostrogorsky, 299]. Das brachte Venedig Privilegien, die Byzanz 1126 bestätigen musste [ebd. 318]. Zur Mitte des 12. Jh. trennte sich dann Venedig von Byzanz [ebd. 327]. Bald schaukelte sich ein massiver Konflikt auf [ebd. 331], der 1204 mit dem abendländischen Kreuzzug gegen Byzanz entschieden worden ist.

Zwei Ergänzungen

Grado

Die kleine Stadt liegt ebenfalls auf einem Lido, also auf einem schmalen, durch Fluss- und Meeresanschwemmungen entstandenen Inselstreifen. Sie war ursprünglich, vielleicht bereits ab dem -2. Jh., der Seehafen von Aquileia, genannt *Ad Aquas Gradatas*, auch wenn es dafür zumindest bis 1994 keine archäologischen Belege gegeben hat [Zimmermann/Theil, 78]. Dann wurde sie Refugium für die Bevölkerung vom Festland: nach dem Markomannensturm (180) und nach dem Hunnensturm (452) auch für den Patriarchen und Erzbischof von Aquileia, der sich später nach Venedig verabschiedete. Mehrere Kirchen entstanden ab dem 4. Jh., darunter Santa Maria delle Grazie, dazu

der Bischofspalast. Doch nach dem Dom (St. Eufemia) und dem zugehörigen Baptisterium hört die Bautätigkeit 579 scheinbar für Jahrhunderte auf; nur innerhalb des Bischofspalast sollen einige Umbauten aus dem 7./8. Jh. stammen. Es dauert bis zum Ende des 10. Jh., dass mit dem Palazzo Pubblico wieder ein öffentliches Bauwerk entsteht [vgl. Illig 2013, 372-381]. Hier muss gar nichts umdatiert werden, wenn man davon ausgeht, dass einige eingezogene Mauern im Bischofspalast ohnehin nicht gut datiert werden können.

Chioggia

Die kleine, 'arme' Schwester von Venedig ist ebenfalls von Kanälen durchzogen, liegt auf Inseln in Verlängerung des Lidos und war häufig mit der Sere-nissima liiert. Aber so wie die Stadt nur einen einzigen Tintoretto besitzt, während allein in Venedigs *Scuola Grande di San Rocco* 56 seiner Meisterwerke hängen, so wenig kann sie für die Frühzeit beisteuern. Neben der Kirche *Sant'Andrea* steht ein romanischer Turm, der aus dem 11./12. Jh. stammen soll, während die Kirche *San Domenico* im 13. Jh. erbaut worden ist. Demnach können alle Datierungen bleiben, wie sie sind [it.wiki ↔ Chioggia].

Dubrovnik / Ragusa

Diese Stadt genoss lange einen besonderen Status: Ursprünglich von Byzanz geschützt, pflegte sie zeitweilig auch Bündnisse mit Bosnien und Venedig. 1358 erkannte sie die Oberhoheit der kroatisch-ungarischen Könige an und erlangte noch im 14. Jh. ihren Rang als selbständige Republik Ragusa. Auch hier zeigt der *Wikipedia*-Eintrag unmittelbar die Sprungstelle an: vom Anfang des 7. Jh. bis in die Regierungszeit Konstantin VII.:

„Mit der Neuordnung des Römischen Reiches und insbesondere der kirchenadministrativen Verhältnisse in der Mitte des 6. Jahrhunderts wurde der Felsen um 550/560 unter Justinian I. befestigt sowie eine als Bischofs-sitz gedachte Basilika mit größeren Ausmaßen (31 m × 18 m) auf dem Platz der jetzigen Kathedrale errichtet. Doch schon während der Goten-kriege 533/534 scheint Ragusa in den Operationen Belisars eine Rolle gespielt zu haben. Frühestens zu Anfang des 7. Jahrhunderts siedelten infolge der Slaweneinfälle die Bewohner des zerstörten Epidaurum (das heutige Cavtat) auf die befestigte Insel über.

Mittelalter

Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos (905–959, reg. 945–959) beschreibt in seinem Werk *De Administrando Imperio* alle Völker des Kaiserreiches, wie auch jene, die an das Reich grenzen, deren Herkunft und die Geschichte der Städte in diesem Raum“ [wiki ↔ Dubrovnik; dortige Hvhg.].

Erst im 12. Jh. wird die romanisch besiedelte Insel mit der gegenüber gegrün-deteten Slawensiedlung durch eine Aufschüttung verbunden. Die Republik

Ragusa / *Dubrovačka Republika* entsteht erst im 14. Jh. Insofern hat die dortige, 1418 aufgerichtete Rolandsäule nichts, aber auch gar nichts mit Karl d. Gr. zu tun. Gleichwohl wird dem erhofften Bezug entschieden Rechnung getragen, indem seine Oberherrschaft über die Slawen mit einem kühnen Strich auf der Landkarte bis Ragusa/Dubrovnik angedeutet wird (s. Abb. S. 407). Genauso äußerte sich auch der Rolandsäulen-Spezialist Hans Rempel [82]: „Aber Innerdalmatien und die unerhört feste Seestadt Ragusa verblieben im fränkischen Machtbereich.“ Diese geradezu hochstaplerische Machtausdehnung war bereits 1996 Thema [Illig, 383 f.]. So führte ein fiktiver Kaiser noch im 20. Jh. zu erstaunlicher Hybris bei seinen Verehrern.

Literatur

- Ackroyd, Peter (2012): *Venedig · Die Biographie*; btb, München
- Bierbrauer, Volker (1998): Arianische Kirchen im Noricum mediterraneum und Raetia II? *Bayerische Vorgeschichtsblätter*, Jg. 63, 205-226
- Dannheimer, Hermann (1989): *Die Chorschranken von Immünster*; Schnell & Steiner, München
- Detje, Robin (1993): Wunder und Technik · Venedig: Wie die Krypta von San Marco restauriert wurde und viele Reporter grüne Uhren bekamen; *ZEIT Online*, 31. 12.
- Ferri, Jean-Yves / Conrad, Didier (2017): *Asterix in Italien*; Egmont, Berlin [Bd. 37]
- Filser, Hubert (2010): Venedigs Vorgängerin; *SZ*, 17. 05.
- Glaser, Franz (1997): *Frühes Christentum im Alpenraum · Eine archäologische Entdeckungsreise*; WBG, Darmstadt
- Häßler, Hans-Jürgen (2002): *Ur- und Frühgeschichte in Niedersachsen*; Nicol, Hamburg
- Heider, Gustav / Eitelberger, Rudolf v. / Hieser, J. (Hg. 1856): *Mittelalterliche Kunstdenkmale des Österreichischen Kaiserstaates*; Ebner & Seubert, Stuttgart
- Illig, Heribert (2013): Aquileia und Grado. Zwei konkurrierende Bistümer vom frühen Christentum bis zum Hochmittelalter; *Zeitensprünge* 25 (2) 353-382
- : (2007): Istrianisches als Jahrestreffensurrogat; *Zeitensprünge* 19 (2) 247-271
- (2003): Split und die Rätsel Altkroatiens; *Zeitensprünge* 15 (1) 161-190
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf (gleiche Seitenzahlen in allen Folgeauflagen)
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern in der Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie in zwei Teilen*; Mantis, Gräfelting
- Johannson-Meery, Barbara (1993): *Karolingerzeitliche Flechtwerksteine aus dem Herzogtum Baiern und aus Bayerisch-Schwaben* (Prähistorische Staatssammlung München); Lassleben, Kallmünz
- K.J. (o. J., 2017): *Die Basilica di San Marco*; http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/fm/i/institut/arbeitsbereiche/ab_esders/lehre/Exkursionen/monumente/San_Marco.html (Arbeitsbereich Prof. Stefan Esders)
- Kutzli, Rudolf (1974): *Langobardische Kunst · Die Sprache der Flechtbänder*; Urachhaus, Stuttgart

- Langewiesche, Marianne (1962): *Venedig · Geschichte und Kunst*; Rowohlt, Reinbek
 malamocco = *Venedig · Stadt in der Lagune*; <http://www.venediginformationen.eu/inseln-der-lagune/lido/malamocco/malamocco.htm>
 piazza = *Piazza San Marco*; <http://venedig.jc-r.net/campi/markusplatz.htm>
- Ostrogorsky, Georg (1996): *Byzantinische Geschichte 324–1453*; Beck, München
 pluteus = <https://www.architecture.com/image-library/ribapix/image-information/poster/cathedral-of-santa-maria-assunta-torcello-pluteus/posterid/RIBA27217.html>
- Pölnitz, Götz Freiherr von (1949): *Venedig*; Rinn, München
- Rempel, Hans (1989): *Die Rolandstatuen · Herkunft und geschichtliche Wandlung*; WBG, Darmstadt
- Romanelli, Giandomenico (Hg. 2007): *Venedig · Kunst und Architektur*. Spätere, identische Fassung der ersten Buchhälfte = (2012): *Venedig · Die goldenen Jahrhunderte*; Tandem, Potsdam (it. '1997)
- Scheuermann, Leif (2016): *Von Aquileia bis zum Frauenberg - Das frühe Christentum im Ostalpenraum*; Tagungsankündigung für Universität Graz
<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-30689>
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 · Kunst und Kultur der Karolingerzeit · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn* · [Zweibändiger] *Katalog der Ausstellung Paderborn 1999*; Zabern, Mainz
- Storti = Edizione Storti (1961): *Venedig und seine Kunstschatze*; Venedig
- Untermann, Matthias (1996): Chorschranken und Lettner in südwestdeutschen Stadtkirchen - Beobachtungen zu einer Typologie mittelalterlicher Pfarrkirchen; *Architektur Geschichten · Festschrift für Günther Binding*; Köln, 73-90
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel
- Zimmermann, Klaus / Theil, Andrea C. (1994): *Friaul und Triest · Eine Kulturlandschaft zwischen Alpen und Adria*; DuMont, Köln

Paphos auf Zypern im erfundenen Mittelalter

Heribert Illig

Herrn Dr. Hugo Godschalk, Frankfurt, zugeeignet, der mich darauf hinwies

Vorab: Die offizielle deutsche Schriftversion ist weiterhin „Zypern“, auch wenn immer mehr deutsche Bücher über „Cypern“ erscheinen. Die einheimische, also griechische Fassung lautet „Kypros“, die Türken schreiben „Kıbrıs“. Die Insel liegt 830 km vom griechischen und damit europäischen Festland entfernt. Auch wenn die schaumgeborene Aphrodite in Zypern – vielleicht sogar bei Paphos [mdr] – an Land stieg, bleibt es mutig, Zypern zu Europa zu zählen, betrat doch die von Zeus in Stiergestalt entführte phönizische Königstochter Europa den östlichsten Punkt ‘ihres’ Kontinents in Kreta, über 500 km westlich von Zypern. Ungeachtet solcher Quisquilien war die Stadt Paphos heuer *Kulturhauptstadt Europas*.

Diese Stadt wurde mehr von Erdbeben als von Kriegen erschüttert; so wurde 78/79 ihr Aphrodite-Heiligtum zerstört. Der Wiederaufbau als Neu-Paphos umfasste auch das Heiligtum, das eines der berühmtesten im Mittelmeerraum blieb. Sein konischer Stein anstelle eines Kultbildes [Maier 1982, 71] nimmt in seiner Abstraktheit den schwarzen Stein von Mekka vorweg. Im Jahr 325 besaß Zypern bereits drei Bischofssitze. Trotz zweier zerstörerischer Erdbeben, 332 und 342, stieg bis zur Mitte dieses Jahrhunderts ihre Zahl auf zwölf [ebd. 78]. Damals wurde Neu-Paphos als Gouverneurssitz, Handelsmetropole und Bischofssitz von Salamis überholt [ebd. 75].

„Die Bautätigkeit in den Städten zeugte vor allem im 5. und 6. Jahrhundert für einen beträchtlichen Wohlstand Cyperns. Das gilt nicht nur für Salamis/Constantia“ [ebd. 76],

sondern auch für Neu-Paphos. Dort wurde der wiederaufgebaute Palast

„zumindest bis zum Ende des 5. Jahrhunderts bewohnt: ein ausgedehnter Baukomplex, der um einen großen Kolonnadenhof alle Elemente einer spätromischen Residenz vereinigte und mit aufwendigen Mosaikböden geschmückt war“ [ebd. 77].

Im 6. Jh. wurde in Paphos die siebenschiffige Basilika des 4. Jh. auf fünf Schiffe reduziert [Maier 1982, 81]. Generell blühte das Leben [ebd. 82]:

„Wie der Silberschatz der Bischöfe von Lapethos aus dem 6./7. Jahrhundert oder der große Baukomplex von Hag[ios] Georghios/Kap Drepanon (vier Basiliken, Thermen und Baptisterium, mit Bodenmosaiken antiochenischen Stils) aus dem späten 5. und 6. Jahrhundert zeugen sie vom Wohl-

stand und der lebhaften Bautätigkeit dieser Jahrhunderte, aber auch vom kirchlichen Charakter und den orientalischen Traditionen der Kultur“.

Zwar scheint ihr Aphrodite-Tempel bereits Ende des 4. Jh. zerstört worden zu sein. Da aber damals Frieden herrschte, erstreckte sich die Stadt bis in die Küstenebene. Sie scheint bis „mindestens in das 7. Jahrhundert n. Chr. bewohnt“. Christen sind durch mit dem Chi-Rho-Symbol geschmückten Tonlampen des späten 4. Jh. und frühen 5. Jh. belegt. Die Forschung geht aber nicht von einer christlichen Tempelzerstörung aus, weil sich Christen „an der Wiederbelegung heidnischer Gräber beteiligten.

Vom 8.–10. Jahrhundert fehlt bisher jedes literarische oder archäologische Zeugnis für ein Weiterleben von Alt-Paphos. Da die Lage in deutlicher Entfernung von der Küste der Stadt einen gewissen Schutz gewährte, lässt sich diese Siedlungslücke kaum mit den arabischen Angriffen des späteren 7. Jahrhunderts erklären, die für andere Siedlungen in Cypern das Ende bedeuteten. Wahrscheinlicher ist es, dass diese scheinbare Siedlungslücke auf unsere sehr unvollkommene Kenntnis der lokalen mittelbyzantinischen Keramik zurückgeht.

In der mittelbyzantinischen Zeit sank Paphos vermutlich zu einem unbedeutenden Dorf herab, doch seit dem 12. Jahrhundert mehren sich die Zeugnisse für eine bedeutende Siedlung. Das erneute Aufblühen von Alt-Paphos im Mittelalter unter dem Namen Couvoucle (oder Conuglia) war wesentlich bedingt durch die Rohrzuckerproduktion“ [Maier 2006, 28 f.].



Zypern mit der Markierung für Paphos an der Südwestküste [Google Map]

Die „scheinbare Siedlungslücke“ wirkt für das frühe Mittelalter vertraut. Es gibt ergänzende Angaben durch Ralph-Johannes Lilie [72]. Er sieht, dass zwar die Kathedrale von Paphos 653 zerstört worden sei, aber bereits 655 wieder aufgebaut werden konnte. Die Araber hätten damals sogar eine Gedenktafel erlaubt, die auf die arabischen Angriffe hinwies. Ebenfalls 655 gab es auf Zypern ein Bischofstreffen, bei dem der Bischof von Gortyn aus Kreta teilnehmen durfte. Da

„spricht diese Bewegungsfreiheit auf der Insel doch gegen eine drückende arabische Besatzung. Selbst das Bistum dürfte weiter existiert haben [...] obwohl diese Stadt das Zentrum der muslimischen Herrschaft auf Zypern bildete“ [Lilie, 72 f.].

Denn die Araber stationierten „wahrscheinlich bei Paphos“ eine 12.000 Mann starke Garnison, umgeben von syrischen Zivilisten [Lilie, 67]. Nach den nächsten beiden Angriffen, 649 und 653, „wurde die Insel arabisch“ [ebd. 67] und entmilitarisiert [ebd. 71], d.h. die Garnison wurde 683 abgezogen [wiki ↔ Geschichte Zyperns]. Es gibt keine schriftlichen oder archäologischen Hinweise auf eine dauerhafte Anwesenheit muslimischer Siedler [ebd. 72].

„Selbst während der direkten arabischen Herrschaft im 7. Jahrhundert, nach 653 und vor dem Vertrag von 688, scheint es im religiösen Leben der Zyprioten kaum Einschränkungen gegeben zu haben“ [Lilie, 72].

Und so ist es bis gegen 800 geblieben, nahmen doch zypriotische Bischöfe an Konzilien teil (680/81, 787) und stellten 780 bis 784 einen Patriarchen von Konstantinopel [ebd. 73]. Hier wäre also der Islam äußerst tolerant gewesen.

„Anders war es mit dem politischen Zustand, der eher unklar ist. Gab es zwei Verwaltungen auf der Insel, eine byzantinische und eine arabische? Wenn ja, wie arbeiteten sie zusammen, und wie wurde die Steuererhebung geregelt? Hierüber sagen die Quellen nichts“ [ebd. 73].

Lilie führt aus, dass weder eine gemeinsame noch zwei getrennte Verwaltungen auf der Insel vorstellbar sind, zumal weil

„der muslimische Bevölkerungsanteil, wenn es denn überhaupt einen gegeben haben sollte, allenfalls punktuell und überhaupt so gering gewesen sein, daß er kaum die Basis für eine solche Aufteilung abgegeben haben könnte. [...]

Es bleibt daher eigentlich nur übrig, daß Zypern mehr oder weniger autonom gewesen ist und daß die Inselbewohner sich selbst verwaltet haben. Wie dies im einzelnen vor sich gegangen ist, läßt sich nicht mehr sagen. [...] Tatsächlich dokumentiert sind [von den 14 Bistümern] nur acht, und auch diese nur äußerst spärlich“ [ebd. 73 f.].

Ähnlich unverständlich sind die ausgehandelten Tribute. Laut Vertrag von 649 mussten die Zyprioten jährlich 7.200 Dinare an den Kalifen zahlen, und

vermutlich dieselbe Summe an den byzantinischen Kaiser. Ab 659 galt ein ganz anderer Vertrag: Nun hätte Mu'awiya, ab 661 erster Kalif der Umayyaden, jährlich 365.000 Solidi an Byzanz zahlen sollen; der Passus über die entmilitarisierte Insel sei zugleich erneuert worden [wiki → Geschichte Zyperns].

Genau genommen war es eine Insel der Seligen, denn der hl. Willibald berichtet für 723/24:

„Zyprioten wohnen zwischen den Griechen und den Sarazenen (inter Graecos et Saracenos). Sie sind ohne Waffen, weil seit langem Frieden und Aussöhnung zwischen den Sarazenen und Griechen herrscht“ [Eickels].

Anders ausgedrückt: Die Zyprioten lebten unbehelligt, weil die dort Genannten fehlten: Es scheint weder einen muslimischen Bevölkerungsanteil noch byzantinische Beamte zu geben, „die – selten genug – auf Zypern nachweisbar sind“ [Lilie, 74], aber auch keine Araber, obwohl Zypern der „Sammel­punkt für die Flotte“ war [Maier 1982, 84] – ohne islamische Hafenlogistik und Bevölkerung? In der Zeit

„der arabischen Expansion wie in der Epoche des Grenzkrieges war es [Zypern] ständig umkämpft; die Jahre von 632 bis 965 bedeuteten für die Insel drei düstere Jahrhunderte eines dauernden Kriegszustandes“ [ebd. 84].

In dieser Zeit gab es angeblich 24 Invasionen bzw. arabische Flottenoperationen, die letzte bezeichnenderweise 911 oder 912 [Maier, 84; wiki → Geschichte Zyperns]. Das Jahr 965 steht für die Rückeroberung durch Byzanz, das ab da zwei Jahrhunderte lang die Insel beherrschte [Maier 1982, 87]. Und wunder­samerweise kehrte alles scheinbar Verlorene rapide zurück:

„Die Insel, die für Jahrhunderte wirtschaftlich paralysiert gewesen war, erholte sich erstaunlich rasch wieder. Der zu neuem Wohlstand führende Aufschwung von Wirtschaft und Handel unter den Makedonen wie die geistige und künstlerische Renaissance des ›zweiten goldenen Zeitalters‹ von Byzanz haben hier offenbar als mächtiges Stimulans gewirkt. Die Landwirtschaft Cyperns wurde neu belebt; Wein bildete neben dem bei Larnaca gewonnenen Salz ein Hauptausfuhrgut“ [ebd. 87].

Das führt zu einer knappen Zusammenfassung unter der Prämisse eines erfundenen Mittelalters: Die Kathedrale von Paphos wurde nicht 653 zerstört und gleich wieder, noch dazu unter arabischer Herrschaft, aufgebaut, sondern überdauerte unbeschädigt. Die Insel zahlte nicht zunächst dem Kalifen, dann der Kalif dem byzantinischen Kaiser Tribut; die Insel war nicht gleichzeitig kriegsgeschüttelt und entmilitarisiert, auch nicht Treffpunkt der islamischen Flotte ohne zuständigen Hafen. So werden einer falschen Chronologie geschuldete Schwierigkeiten beseitigt:

„Mitte des 7. Jahrhunderts wurde die Stadt von den Arabern geplündert. In der Kathedrale Panagia Limeniotissa fanden sich arabische Inschriften. In byzantinischer Zeit verfiel die Stadt.

König Erik I. von Dänemark starb 1103 in Paphos auf dem Weg nach Jerusalem anlässlich einer Pilgerreise. Er wurde in Paphos beigesetzt.“

[ebd.]

Demnach wäre die Stadt dermaßen verfallen, dass nun ein König Station in Paphos machen konnte... Offene Widersprüche beiseite: Zypern wurde nach 911 von islamischer Seite erobert und 958 von Byzanz zurückerobert. So erklären sich die nur spärlichen Spuren islamischer Kultur auf der Insel. Denn zu sehen sind in und um Paphos, dessen Ruinen 1980 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt worden sind, Überreste nur *fast* aller Zeiten:

- Aus dem -15. bis +3. Jh. Goldschmuck,
- aus dem -3. Jh. Königsgräber von Nea Paphos (Ptolemäerzeit),
- aus dem 2./3. Jh. römische Villen mit Bodenmosaiken,
- aus frühchristlicher Zeit eine Basilika,
- aus dem hohen Mittelalter das venezianische Kastell,
- Ikonen vom 12. bis zum 18. Jh.,
- aus dem Spätmittelalter: die spätbyzantinische Kreuzkuppelkirche Agia Kyriaki und die Franziskanerkirche,
- Alltagsgegenstände aus den letzten Jahrhunderten [wiki → Paphos].

Keine andere These als die vom erfundenen Mittelalter, präsumptiv mit 297 fiktiven Jahren, erklärt diese Lücke.

Literatur

Deckers, Johannes G. / Mitsou, Marie-Elisabeth / Rogge, Sabine (Hg. 2005): *Beiträge zur Kulturgeschichte Zyperns von der Spätantike bis zur Neuzeit*; Waxmann, Münster u. a.

Eickels, Klaus van (2006): *Schnittpunkte der Kulturen Europas · Sizilien und Zypern im Mittelalter*; https://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/fakultaeten/ggeo_lehrstuehle/mittelalterliche_geschichte/Dateien/klaus/Materialien/vorlesung/sizilien_und_zypern_03.pdf

Lilie, Ralph-Johannes (2005): *Zypern zwischen Byzantinern und Arabern (7.-10. Jahrhundert)*; in *Deckers/Mitsou/Rogge*, 65-90

Maier, Franz Georg (2006): *Führer durch Alt-Paphos (Kouklia)*; Kulturstiftung der Bank of Cyprus, Nikosia

- (1982): *Cypern · Insel am Kreuzweg der Geschichte*; Beck, München

mdr (2017) = Paphos: Europäische Kulturhauptstadt 2017. Paphos - Mittlerin zwischen den Kulturen; *mdr (Mitteldeutscher Rundfunk)*, 13. 01.

<http://www.mdr.de/kultur/kulturhauptstadt-paphos-zypern-archaeologie-mythologie-teilung-100.html>

Rogge, Sabine (Hg. 2000): *Zypern · Insel im Brennpunkt der Kulturen*; Waxmann, Münster u. a.

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Über das Lagern von Elfenbein

Monika Vandory – (Heribert Illig)

Ein *Zeitensprünge*-Heft hat auf das Etschmiadsin-Evangeliar hingewiesen [Illig 2014, 409]; nun hatte ich Gelegenheit, es selbst zu sehen. Es wird in Jerevan in der Matenadaran, dem Zentralarchiv für alte armenische Handschriften, wie eine nationale Reliquie verwahrt. Seine Pergamentseiten sind um 989 im Kloster Bgheno-Norawank beschrieben worden, sein Einband ist dagegen mit byzantinischen Elfenbeinarbeiten aus dem 6. Jh. geschmückt – „das wertvollste Elfenbeinobjekt in einem armenischen Museum“ [wiki → Etschmiadsin-Evangeliar]. Das ist auffällig, aber nicht unerklärlich. Wenn es ein 400 Jahre älteres Evangeliar gegeben hat, das auf irgendeine Weise zu Schaden gekommen ist, dann wäre es verständlich – so Stil, Ausführung und Erhaltungszustand es rechtfertigen –, ein neu geschriebenes Evangeliar mit den alten Elfenbeinarbeiten zu schmücken. Zudem galten in Armenien Handschriften „als heilig und mussten in den Klöstern stehend aufbewahrt werden, um sie von weltlichen Gegenständen zu unterscheiden“ [ebd.]. Doch es gibt noch mehr Auffälligkeiten.

Edschmiadsin-Evangeliar

Vor den 224 Textblättern stehen Kanontafeln, die zeitgleich, also um 989 gemalt worden sind. Im Text finden sich Randzeichnungen aus dem 11./12. Jh., die von späterer Nutzung und Ehrerbietung zeugen. Außerdem finden sich „vier ganzseitige Miniaturen am Schluss, die Ende des 6. oder Anfang des 7. Jahrhunderts datiert werden. Sie sind die ältesten erhaltenen armenischen Buchmalereien“ [ebd.]. Diese akzeptierten Datierungen sind von Sirarpie Der Nersessian (1933/46) erarbeitet worden [ebd.]. Das ergibt auch für diese vier Miniaturen einen auffällig weiten Sprung von knapp 400 Jahren.

Von den vier angefügten Miniaturen – die beiden Blätter sind erkennbar nachträglich eingenäht – zeigt eine die Anbetung der Magier. Sie sind hier nicht mit phrygischen Mützen dargestellt, sondern tragen

„flach um den Kopf gebundene Hauben, die mit Perlen verziert sind und deren Schleifen lose auf die Schultern herabhängen. Nach Thomas F. Mathews verweist diese Kopfbedeckung zu den Magern, den Priestern des zoroastrischen Kults, wie sie auf sassanidischen Siegeln abgebildet sind“ [ebd.].

Demnach wird hier eigentlich das Jesuskind durch sassanidisch-zoroastrische Priester verehrt. Das erklärt, warum die Magier keine phrygischen Mützen



Lorsch Evangeliar, Einband, Elfenbeintafeln um 810 [Stiegemann/Wemhoff, 735]



Edschmiadsin-Evangeliar, Elfenbein 6. Jh. [*aurora*]; auffälliger zeitlicher Abstand

tragen; die später im Abendland obligatorischen Kronen kommen erst in der Zeit um 1000 auf [Illig 2014, 410 f.]. Die erste Phase der armenischen Buchmalerei muss übrigens vom 6. Jh. bis gegen 1100 reichen; ihre ältesten Werke sind die vier angehängten Bilder des Etschmiadsin-Evangeliars, das Evangeliar der Königin Milke (862), einige Blätter des Lasarev-Evangeliars (872) und das Etschmiadsin-Evangeliar selbst (989) [Brentjes, 241]. Das sind an die fünf Jahrhunderte, von denen die ersten vier nur sehr schlecht belegt sind. Das ist auffällig angesichts der Tatsache, dass weltweit rund 50.000 armenische Handschriften erhalten sind, allein im Matenadaran 11.000 Codices [Buschhausen, 191]. Die zweite Phase umfasst nur noch das 12. bis 14. Jh.

Es geht in diesem Zusammenhang um die Darstellung von Christus in einem Medaillon, Schild oder Clipeus, flankiert von zwei Engeln. Dieser Typus tritt bereits vorchristlich an römischen Sarkophagen auf (um 200), die den Verstorbenen in einem Medaillon zeigen, das von geflügelten Erosen gehalten wird [*alamy*]. Dieser Typus wird von der christlichen Bestattungskunst adaptiert, wenn etwa im 5. Jh. Engel den Clipeus mit dem Chi-Rho-Symbol auf Sarkophagen präsentieren [Schulz-Wackenbarth]. Diese Darstellung reicht zumindest bis 1300, wie ein Exponat im Wiener Kunsthistorischen Museum beweist. Soweit die Ausführungen in Marmor.

„Die Elfenbeindeckel [des Etschmiadsin-Evangeliars] stammen nach einhelliger Ansicht aus dem 6. Jahrhundert und nach heutiger Erkenntnis aus einem Teil des Byzantinischen Reiches. Die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts angestellten Mutmaßungen über die Herkunft aufgrund der ikonografischen Analysen reichten von Ravenna [...], Syrien [...] und aus dem [recte: bis zum] östlichen Byzanz [...] Ferner wurden Ägypten und Kleinasien genannt“ [wiki ↔ Etschmiadsin-Evangeliar].

Allerdings steht in dem bereits zitierten *Wikipedia*-Artikel: „Vermutlich 1173 wurde die Handschrift neu gebunden und erhielt ihre heutigen Elfenbeindeckel.“ Dieser Widerspruch zu 989 lässt sich zunächst nicht aufklären, ändert aber nichts am Alter des Elfenbeins.

Die mittlere der fünf Platten zeigt Maria mit zwei Engeln, umgeben von vier Episoden der Verkündigung. Quer über den Deckel läuft unten die Szene mit den drei Magiern, oben halten in spätantiker Manier zwei Engel ein Medaillon mit Kreuz – eine Art Templerkreuz, doch von jenen erst gegen Ende des 12. Jh. übernommen –, das von einem Triumphkranz umschlossen wird. Die Elfenbeintafel der Rückseite ist identisch aufgebaut; hier ist im Zentrum Christus dargestellt, der auf ein Buch hinweist, umgeben von fünf Szenen, überhöht durch eine weitere Engel-Clipeus-Darstellung.

Sie war im 6. Jh. gängig; etwa beim vorangehenden *Barberini-Diptychon* (das übrigens auf der Rückseite eine austrasische Königsliste trägt, die bis

613 reicht [wiki ↔ Barberini-Diptychon]). Für das *Diptychon von Murano* gibt es Datierungen ins 5. Jh. [Bovini, 138] und ins 6. Jh.: Dieser

„im vierten Jahrhundert hergestellte Zusammenhang zwischen Kaiser- und Christusbild blieb auch in der Folgezeit wirksam. So erscheinen nun in der Denkmälergruppe der fünfteiligen Elfenbeindiptychen des sechsten Jahrhunderts, für die hier beispielhaft das bekannte Diptychon aus Murano genannt sei, statt des Kaisers das Thronbild Christ und Mariae“ [Reudenbach, 404].

Die *Vatikanischen Museen* verwahren das *Diptychon von Rambona* (ohne Evangeliar). Auch hier wird die Engel-Clipeus-Darstellung wie eine Überschrift zur Kreuzigungsszene benutzt, unter der – wohl einmalig – die Wölfin Romulus und Remus säugt. Auf dem rechten Tableau wird die thronende Gottesmutter gezeigt, darunter drei Heilige und ein Engel. Das Museum gibt als Zeitstellung „um 900“ an [*museivaticani*], andere sprechen von Anfang 10. Jh. Damit wird bereits deutlich, dass die Darstellungsform direkt vor wie nach der Phantomzeit präsent ist. Aber der Clipeus mit Engeln tritt auch beim Lorschener Evangeliar, mitten in der Phantomzeit, auf.

Das Lorschener Evangeliar

Für die Forschung lag auf der Hand, dass dieses wertvolle Evangeliar um 810 in der Hofschule Karls des Großen entstanden sein muss, auch wenn sie sich nie greifen ließ. Später ist es zerteilt worden: Seine Textteile liegen in der *Vatikanischen Bibliothek* und im rumänischen Alba Julia (*Biblioteca Batthyáneum*), die Elfenbeintafeln des Buchdeckels im *Victoria and Albert Museum*, London, und in den *Vatikanischen Museen*. Es war den Ausstellungsmachern von 1999 in Paderborn ein großes Anliegen, alle Teile wenigstens für Monate zu vereinen [Stiegemann/Wemhoff, II: 727-736].

Die Londoner Elfenbeintafel ist ähnlich wie das vordere Elfenbein des Etschmiadsin-Evangeliers gestaltet: In der Mitte wieder Maria mit Kind (Hodegetria), doch hier flankiert von Johannes dem Täufer und Zacharias. Im unteren Querband drei Details der Geburtsgeschichte: Stall, Krippe mit Ochs und Esel, Verkündigung der Hirten. Im oberen Querband treten erneut die beiden Engel auf, die hier Christus als Weltenrichter in einem kreisförmigen Medaillon umfassen. Nachdem das Evangeliar in allen Teilen als karolingisch gilt, wäre hier eine antike Form nach gut zwei Jahrhunderten zurückgekehrt. Hermann Fillitz [615] als exzellenter Kenner weiß mehr dazu:

„Es müssen am Hofe Karls des Großen spätantike Arbeiten gesammelt worden sein. Offensichtlich hat man dabei sehr wohl auch zwischen Kunstwerken unterschieden, die man schätzte, aufbewahrte und als Vorbilder benutzte, und solchen, die man nur als Rohmaterial verwendete“.

Fillitz stellte fest, dass „die Differenz der stilistischen Erscheinung zwischen dem frühchristlichen Vorbild und den karolingischen Reliefs“ zunehmend überwunden wird.

„Einen Höhepunkt findet diese Annäherung an die Spätantike in den beiden Deckeln des Lorscher Evangeliars um 810. [...] Das geht so weit, daß sich der wissenschaftliche Bearbeiter der Elfenbeine im Museo Sacro des Vatikan, Charles Rufus Morey, 1936 bei der Analyse des Lorscher Deckels von der Fähigkeit zur Annäherung an das Vorbild täuschen ließ und *irrigerweise* die obere Leiste des fünfteiligen Deckels mit der Darstellung der beiden Engel, die die *crux gemmata* in einem Clipeus tragen, für ein *frühchristliches Werk* hielt, das im Rahmen des Lorscher Buchdeckels wiederverwendet und mit den karolingischen Teilen zusammengefügt worden sei“ [Fillitz, 618; Hvhg. MV].

Dem hat sich Paul Williamson im zugehörigen Ausstellungskatalog entgegen gestellt. Für ihn könnte der obere Elfenbeinstreifen trotzdem antik sein:

„Sicher ist jedoch, daß es sich zumindest bei einer der Platten um eine Spolie des 6. Jahrhunderts aus Konstantinopel handelt, die wiederverwendet und neu beschnitzt wurde“ [Williamson, 736].

Andererseits hat Gert Zeising [1999, 473 f.] den klaren Beweis geführt, dass der Evangelist Johannes des Lorscher Evangeliars der entsprechenden Darstellung im Gero-Codex von 969 *gefolgt sein muss*. Illig hat diesen Vergleich weiter ausgeführt und insbesondere mit der Entwicklung perspektivischer Darstellung begründet [Illig 2017, 183]. Ihm zufolge stammen die Schriftseiten des Lorscher Evangeliars aus der Zeit um 1010.

Was lässt sich daraus schließen? Zunächst, dass es zwischen 550 und 910 in herrschender Chronologie bei Elfenbeinarbeiten nur wenig Entwicklung gegeben hätte. Und dass die Lorscher Schnitzarbeiten durchaus spätantik sein und dem 6. Jh. zugehören könnten. Was ergibt sich?

- Konventionell datiert: *Lorscher Evangeliar* von 810, Elfenbein von 810.
- *Evangeliar von Saint-Lupicin*, das im 9. Jh. Elfenbeinschmuck aus dem späten 6. Jh. für seinen Bucheinband erhielt; aufbewahrt in der Bibliothèque Nationale, Paris [Arnulf]. Auf Vorder- wie Rückseite prangt der von Engeln flankierte Clipeus – analog zum Etschmiadsin-Evangeliar – mit dem ‘Templerkreuz’ [Abb. bei Krasotkyn].
- *Etschmiadsin-Evangeliar* von 989, mit Elfenbein aus dem 6. Jh.
- Neu datiert: *Lorscher Evangeliar* von 1010, mit Elfenbein aus dem 6. Jh.;
- das Gegenstück von *Rambona*, nach 900, ist nur eine provinzielle Arbeit.

Demnach hätten die weit voneinander entfernten Kunstschulen in Armenien und am Rhein direkt Arbeiten von römisch-spätantiken Künstlern übernommen. In beiden Fällen, obendrein bei der Arbeit von Saint-Lupicin, würde das

Verständnis deutlich besser, wenn sich die Abstände zwischen Geschriebenem und Geschnitztem von bis über 400 auf gut 100 Jahre reduzieren.

Literatur

- alamy* = <http://www.alamy.de/stockfoto-marmor-sarkophag-mit-fliegenden-erotes-...>
- Arnulf, Arwed (1994): Die Namensliste des Berliner Christus-Maria Diptychon; in: *Jahrbuch für Antike und Christentum 1993* Bd. 36, 134-139
- aurora* = <https://auroraprize.com/embed/post.aspx?id=203330862>
- Bovini, Guisepppe (2013): *Ravenna · Kunst und Geschichte*; Longo, Ravenna
- Brentjes, Burchard / Mnazakanjan, Stepan / Stepanjan, Nona (1982): *Kunst des Mittelalters in Armenien*; Schroll, Wien
- Buschhausen, Heide und Helmut (1995): Das illuminierte Buch Armeniens; in: Platt, Kristin (Red. 1995): *Armenien · 5000 Jahre Kunst und Kultur* (zur Ausstellung in Bochum); Wasmuth, Tübingen, 191-210
- Fillitz, Hermann (1999): Die Elfenbeinarbeiten des Hofes Karls des Großen; in: Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 · Kunst und Kultur der Karolingerzeit · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn · Beiträge zum Katalog der Ausstellung Paderborn 1999*; Zabern, Mainz
- Illig, Heribert (2017): *Des Kaisers leeres Bücherbrett. Wer bewahrte das antike Erbe?* Mantis, Gräfelfing
- (2014): Mithras mit der phrygischen Mütze. Drei Betrachtungen; *Zeitensprünge* 26 (2) 407-427
- Krasotkin, Nikolay (2014): *Iconature - 2.) Image cycles with deeds of exceptional individuals*; <http://iconature.blogspot.de/2014/12/museivaticani>
- museivaticani* = <http://www.museivaticani.va/content/museivaticani/de/collezioni/musei/museo-cristiano/sala-degli-indirizzi/artista-longobardo--dittico-in-avorio.html>
- Reudenbach, Bruno (1994): Die Lorscher Elfenbeintafeln · Zur Aufnahme spätantiker Herrscherikonographie in karolingischer Kunst; in: Keller, Hagen / Staubach, Nikolaus (1994): *Iconologia sacra · Mythos, Bildkunst und Dichtung in der Religions- und Sozialgeschichte Alteuropas · Festschrift für Karl Hauck zum 75. Geburtstag*; de Gruyter, Berlin, S. 403-416
- Schulz-Wackerbarth, Wiebke (o.J.): *Geflügelte Boten*; <https://www.schulz-wackerbarth.de/veranstaltungen/buegenhagen-hochschule/gefl%C3%BCgelte-boten/>
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 · Kunst und Kultur der Karolingerzeit · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn · Katalog der Ausstellung Paderborn 1999*; Zabern, Mainz
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Zeising, Gert (1999): Zwischen den Zeiten“ oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; *Zeitensprünge* 11 (3) 459-479

Monika Vandory vandory@gmx.net
Dr. Heribert Illig mantisillig@gmx.de

Der allgegenwärtige Karl 'Begegnungen', mit Heribert Illig

Karl in Warendorf

Der Ort wird erst 1277 urkundlich genannt. Da ist es für die Archäologen eine Herausforderung, ihn bis in die Zeiten Karls zu veralten. Dafür ist sogar eine Pflasterung recht, die nicht weiter beschrieben wird, aber wenn nicht ohnehin karolingisch, so doch älter als das 15. Jh. ist:

„Die Ausgrabungen haben teilweise nicht nur lokale, sondern auch deutschlandweite Bedeutung. Denn durch Warendorf führte die wichtige Fernstraße von Frankfurt nach Osnabrück, deren exakter Verlauf bislang nur vermutet werden konnte. »Mit den Warendorfer Marktplatzgrabungen liegen hierzu erstmals konkrete archäologische Anhaltspunkte vor.« Eine Pflasterung aus dem 15. Jahrhundert ist entdeckt worden, und auch in den Jahrhunderten zuvor *habe* es ähnliche Wegebefestigungen gegeben. »Sie deuten auf die große Bedeutung Warendorfs als karolingische Neugründung während der Sachsenkriege Karls des Großen hin«, erläutert der LWL [Landwirtschaftsverband Westfalen Lippe].“ [N.n.; Hvhg. HI]

N.n. (2017): Funde belegen die Bedeutung Warendorfs; *Die Glocke Online*, 02. 09.

*

Karl in Altenerding

Hier wurde vor 50 Jahren ein profaniertes Kircherl abgerissen. Jetzt wird es rückwirkend zur Pfalzkirche deklariert – auch wenn die Bausubstanz aus dem 13. Jh. stammte –, aber es könnte ja ein älterer Steinbau und ein noch älterer Holzbau darunter gelegen haben.

Bluhme, Regina (2017): Es gibt nur wenige Quellen · Auf den Spuren der Peterskirche von Altenerding · Archäologen sind so gut wie sicher: Das ehemalige Kirchlein gehört zum frühmittelalterlichen Königshof am Gaugrafenweg...; *SZ.de*, 01. 09.

*

Karl beim Gipfeltreffen im Wendenland

„Übrigens sagten die Slawen Kral, wenn sie König meinten. Das rührt von jener Begegnung des Jahres 789 her, als der spätere Kaiser Karl der Große einen slawischen König namens Dragovit traf. Zum Treffen auf dieser höchsten Ebene kam es in slawischen Landen. Dragovit soll so beeindruckt gewesen sein von diesem Karl, dass sich seither der Name des fränkischen Oberhaupts als slawischer Begriff für König ausformte, allerdings mit Kral statt Karl. Im 8. Jahrhundert war aber noch nicht von Wen-

den die Rede, sondern von den Wilzen und ihrem König, in einer fränkischen Quelle und auf Latein als »rex wilzorum« bezeichnet.

Es ist tatsächlich auch noch nicht wissenschaftlich geklärt, wo jenes Gipfeltreffen stattfand und demnach auch noch nicht, wo der »rex wilzorum« residierte. Ein Teil der Historiker tendiert zu Demmin in Mecklenburg, ein anderer Teil zum Havelland.“ [Wernitz]

Wernitz, René (2017): Wendenkreuzzug vor 870 Jahren: Auslöschung der Nation gefordert; *Märkische Onlinezeitung*, 02. 09

*

Karl im Kloster Ebersbach

Bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jh. hinein wurde vielfach die Rebsorte Gelber Orleans angebaut, dann kam sie aus der Mode. Vor 30 Jahren fand man an einer Klostermauer noch eine alte Rebe. Sie wurde vermehrt; seit einiger Zeit lassen sich Erträge abfüllen.

„Wie der Name schon andeutet, handelt es sich um einen »Einwanderer«. Karl der Große soll die Sorte aus Frankreich an den Rhein gebracht haben.“ [Schröder]

Schröder, Torben (2017): Edle Entdeckung – Gelber Orleans in Hahnheim; *Allgemeine Zeitung*, 02. 09.

*

Jetzt: der Karls-Euro

Nicht immer nur eine Gedenkprägung zu 10 oder sogar 100 Euro, sondern als richtiges amtliches Geld. Am 27. 09. war es soweit. Der große Karl zeigt sich auf einer Euro-Prägung, auf einer 2-Euro-Gedenkprägung Andorras. Auf ihr sind einige Noten der Nationalhymne abgebildet, die vor 100 Jahren dazu bestimmt worden ist. Ihr Text beginnt mit „El Gran Carlemany“ (Wir berichteten [2/2006, 268]). Nicht fehlen darf der Schriftzug „100 anys de l’himne d’Andorra“. Nun braucht niemand mehr auf eine Spezialprägung zu Ehren Charlemagnes aus Vanuatu zurückgreifen. War dieser Pazifikstaat, Silbermünzenprägung 2014, auch einmal karolingisch?

mr (2017): Andorra: Thema und Motiv der andorranischen 2-Euro-Gedenkmünze bekanntgegeben; *Roller.de*, 27. 09.

*

Endlich: der gigantischste Denar

Es geht natürlich auch größer und protziger: mit der „Gigantenprägung »Karl der Große«. Eine Privatedition bringt stolze 110 gr auf die Waage, während 1 Euro nur 7,5 gr wiegt, deshalb „ein besonders eindrucksvolles und rares Erinnerungsstück zu Ehren der Geburtsstunde des Pfennigs, um das Sie jeder

beneiden wird“. Gewürdigt wird der Vater des Pfennigs alias Silberdenar, von denen 12 einen Schilling ergaben, und 20 Schillinge ein Pfund. Pikant: Eigentlich wird Karls Münzreform heute mehrheitlich dem Jahr 794 zugeordnet. Doch auf der Münzrückseite steht „Deutsche Münzgeschichte · 1000 Jahre“. Wäre demnach Karl erst im Jahr 1017 aktiv geworden? Das *Bayerische Münzkontor* wird wissen, warum es die Geschichte korrigiert.

Gigantenprägung „Karl der Große“; *Bayerisches Münzkontor*

<https://www.muenzkontor.de/gigantenpraegung-karl-der-grosse-8455601-01.html>

*

Seit langem: die wirrste Karlsprägung

2010 kam ein Karls-Denar zur Versteigerung, bei dem die Bezeichnung ‘verwildert’ nicht übertrieben wirkt. Der Spezialist liest „CARO/LVS“ und „SCS / S-TF“, das er zu Sanctus Stefanus auflöst, worauf er Bourges als Prägungsort erschließt, ist doch die dortige gotische Kathedrale dem hl. Stephanus geweiht. Unter den Karolingern lagen dessen Reliquien allerdings in der Kirche Saint-Ursin [wiki ↔ Ursinus von Bourges], die Stadt wurde auf anderen karolingischen Münzen BITVRICES genannt. „Anhand dieser Münze wird erneut deutlich, dass die Münzprägung des Frühmittelalters dem Numismatiker noch viele Rätsel aufgeben wird“ [Steinbach].



Steinbach, Sebastian (2010) = Seltene Mittelaltermünze in der nächsten Künker-Auktion - Ein unedierter Denar Karls des Großen (768-814) aus Bourges; [MünzenWoche]

*

Ältestes deutsches Volksfest?

„Vielen Bürgerinnen und Bürgern ist es wohl bekannt, viele »Herschfeller« und Menschen aus der Region wissen aber nicht, dass Lullus im 8. Jahrhundert Mönch im Benediktinerkloster von Malmesbury war. Von dort aus kam Lullus nach Germanien, um als Gefährte von St. Bonifatius

die heidnische Bevölkerung zum Christentum zu bekehren. 769 n.Chr. gründete Lullus das Benediktinerkloster in Hersfeld als Gegenkloster zu Fulda. 775 wurde das Kloster durch König Karl (später Kaiser Karl der Große) zur Reichsabtei erhoben. An seinen Todestag am 16. Oktober wird jährlich durch das Lullusfest, das älteste deutsche Volksfest, erinnert“ [Schmidl].

Tatsächlich wird das Lullusfest aber erst 1326 schriftlich genannt [wiki → Lullusfest]. Hauptkonkurrent ist das Liborifest in Paderborn, das auf die Reliquienheimführung von 836 zurückgehen soll. „Das Fest fand ab dem 9. Jahrhundert statt, die spätere Liborikirmes geht auf den »Magdalenenmarkt« (1521) zurück“ [wiki → Libori] – was immer das für den Ursprung bedeuten mag.

Schmidl, Gudrun (2017): Ohne Lullus, den Mönch aus England, wäre Bad Hersfeld gar nicht da; *Osthessen News*, 05. 10.

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

*

Neue Disziplin: Neuzeit veralten

„Mit Beginn der frühen Neuzeit waren zwar aus den wilden Germanenhäufen, als den [sic] der Römer Tacitus die kämpferischen, trinkfesten, kulturell etwas zurückgebliebenen Einwohner Mitteleuropas bezeichnet hatte, Glieder eines Reiches geworden. Karl der Große gründete im Jahr 800 ein Imperium, das wir heute als »Heiliges Römisches Reich deutscher Nation« kennen.“ [Götz]

So schnell lässt sich Karl der Neuzeit inkorporieren, vielleicht sogar als ihr eigentlicher Begründer ausmachen. Wenn man nur ein wenig darüber nachdenkt, wirkt das sogar äußerst plausibel...

Götz, Eva Maria (2017): Deutsche Nation · Optimistischer Blick auf die Geschichte; *Deutschlandfunk*, 05. 10.

*

„**Meister des Missing Links** [sic]

Mit seiner umstrittenen These, das Mittelalter sei erfunden, ist Heribert Illig bekannt worden. Nun legt er nach“ ...

SZ.de, 06. 11. 2017

*

Alte Musik in der Klosterbasilika Knechtsteden

„Samstag, 16. September, 20 Uhr, ebenfalls in der Klosterbasilika, findet ein weiteres Konzert statt: »Gregorianische Nacht. Karl der Große - Musik der Karolinger«“ [www.rp-online.de, 14. 09].

*

Karl und Luther

Das Lutherjahr hat sich geneigt und Ernüchterung gezeitigt. Die großen Ausstellungen in Berlin oder Wittenberg hatten nicht den erhofften Zuspruch. Dagegen zeigt man sich in Ingelheims Kaiserpfalz mit Luthers Ausstrahlung zufrieden. Dabei war auch die Sonderausstellung in Ingelheims Museum zu Sebastian Münster und Martin Luther kein Erfolg. Es bleibt offen, ob nun Karl oder Münster und/oder Luther Besuchermagnete waren.

Krentosch, Julia (2017): Nachrichten Ingelheim · Dem Lutherjahr fehlen die Besucher – warum der Reformator in Ingelheim trotzdem gut läuft; *Allgemeine Zeitung · Rhein Main Presse*, 08.10.

*

„Karl, der große Russe“

Ein slawisch-warägisches-mongolisches Kulturträger „soll Karl der Große gewesen sein, der von Formenko [!] über seinen Vornamen (slawisch »kral« oder »korol« (für König) zum Russen gemacht wird.“ [Thiel]

Es geht um Anatolij T. Fomenko, den Thomas Thiel als „Alexej Formenko“ samt „Formenkismus“ in der F.A.Z. präsentiert und sich selbst blamiert hat.

„In der Fachwelt findet der Formenkismus [!] außerhalb der eigenen Kreise keine Anerkennung, viele seiner Hypothesen wurden widerlegt. [...] Anders als im Fall des Publizisten und Verlegers Herbert [!] Illig, der deutsche Historiker 1991 mit der These verblüffte, die ersten dreihundert Jahre des Mittelalters seine reine Fiktion, und der darüber bald wieder in Vergessenheit geriet, ist die Neue Chronologie nicht das Werk eines akademisch isolierten Einzelgängers. Laut [Prof. Felix Philipp] Ingold [2017] ist sie eine »eigenständige historische Disziplin, die weitgehend in den staatlichen Wissenschaftsbetrieb integriert ist und über beträchtliche finanzielle und persönliche Ressourcen verfügt«. Ingold sieht in ihrem Wachstum eine ernstliche Gefahr für das russische Geschichtsbewusstseins [!] und Bildungswesens [!]“ [Thiel].

Sollte Thiel seine Lese- und Abschreibschwäche überwinden, könnte er das bereits in den *Zeitensprüngen* von 1995 nachlesen und vielleicht auch das Rätsel auflösen, warum der Fomenkismus nur in den eigenen Kreisen anerkannt, zugleich aber weitgehend in den staatlichen Wissenschaftsbetrieb integriert ist und somit von keinem akademisch isolierten Einzelgänger stammt. Das lässt sich auch direkt bei Ingold nachlesen, der allerdings Fomenko nicht seit 1994, sondern erst seit 2003 auf Englisch publizieren lässt und obendrein einen promovierten „Einzelgänger“ in die Esoterik abdrängt:

„Wohl sind auch außerhalb Russlands (vorwiegend im deutschsprachigen Kulturraum) diverse Neochronologen am Werk, die mit ähnlichen Hypothesen aufwarten wie die Fomenkisten, doch handelt es sich dabei um Ein-

zelgänger und Einzelkämpfer, die ihren fehlenden wissenschaftlichen Leistungsnachweis durch esoterische oder ideologische Spekulationen kompensieren.“

Illig, Heribert (1995): Fomenko - der große, statistische Wurf? Rezension und Standortbestimmung; *Zeitensprünge* 7 (2) 104-121

Ingold, Felix Philipp (2017): Das Geschichtsbild der neuen Chronologie · An der Moskauer Staatsuniversität wird die historische Zeitrechnung radikal revidiert; *Merkur* Nr. 819, 28. 07. [am 11. 11. noch im Netz]

Thiel, Thomas (2017): Karl, der große Russe · Geschichte in Putins Sinn: Die neue Chronologie; *F.A.Z.*, 16. 08.

*

Karl und Kloster Admont

In einer Fragmentenmappe der dortigen Bibliothek fand Martin Haltrich zwei handtellergroße Pergamentstücke, die einem Wörterbuch wie dem *Abrogans* entstammen, dem ältesten Buch in (althoch-)deutscher Sprache. Der nicht erhaltene Urtext wird dem 8. Jh. zugewiesen, die beiden Fragmente der Zeit um 800. Nach dem erfundenen Mittelalter sind sie im 10. Jh. anzusetzen.

Regitnig-Tillian, Norbert (2017): Sensation aus der Mappe; *Der Spiegel*, (20) 104 f.

*

Karl, der Meteorit und die Fossa Carolina

„Die Experten bohren mit Spezialgerät zehn bis 40 Meter in die Tiefe und holen dabei Gestein aus dem Boden, um es vor Ort zu analysieren. So soll beispielsweise festgestellt werden, ob der Karlsgraben bei Treuchtlingen stabil war oder ob er nie ernsthaft funktioniert hat. [...]

Außerdem wollen die Wissenschaftler bei den Bohrungen dem Rätsel um einen riesigen See auf die Spur kommen. Dieser verschwundene See war vor Millionen von Jahren durch einen Meteoriteneinschlag entstanden. Man hofft, durch die Bohrungen noch Spuren des Sees am Karlsgraben bei Treuchtlingen zu finden und gegebenenfalls Informationen über die Ausdehnung des Gewässers in Mittelfranken.“

Wollte Karl den Meteoriten-See etwa mit seiner Fossa ableiten?

Mrosek, Claudia (2017): Forschungsbohrungen am Karlsgraben · Am Karlsgraben beim Treuchtlinger Ortsteil Graben wird drei Tage lang für die Forschung gebohrt. Geologen und Archäologen erhoffen sich dabei weitere Erkenntnisse zur Funktion und Bauweise des mittelalterlichen Kanals; *Bayer. Rundfunk*, 06. 10.

*

Karls Fossa als Main-Donau-Kanal

Vor 25 Jahren wurde ein nie lebendes Fossil eingeweiht. Als „zukunftsweisende Antwort auf den internationalen Gütertausch“ von Franz Josef

Strauß gepuscht und von Max Streibl eingeweiht, konnte er sich nie gegen den ebenfalls gepuschten LKW-Verkehr durchsetzen, liegt heute bei einem Viertel des damals prognostizierten Güteraufkommens, hat aber bleibende Naturschäden auf 171 km Länge verursacht. Jetzt wird er gelobt, weil er Flusskreuzfahrten und Wasserüberleitung von Oberbayern ins trockene Franken ermöglicht. Die erste Schrift *Karl der Fiktive* erschien als „Entmystifizierung zur Einweihung des neuen Rhein-Main-Donau-Kanals am 25. 9. 1992“ und wurde von einem dezidierten Urteil gefolgt:

„Wenn Sebastian Münster 1544 schreibt: »Man sieht noch bei Weißenburg die alten Fußtritte der unnützen Arbeit«, so meint er freilich den alten Kanalbauversuch und nicht den ebenso einzuschätzenden, kürzlich eröffneten Nachfolgebau unseres Jahrhunderts“ [Illig 1994, 101].

Illig, Heribert (1994): *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit* Mantis, Gräfelfing

- (1992): *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große · Als Herrscher zu groß, als Realität zu klein*; Mantis, Gräfelfing

Sebald, Christian (2017): Erwartungen nie erfüllt · Der Main-Donau-Kanal wird 25 Jahre alt. Das Frachtaufkommen hat einen Tiefpunkt erreicht. Trotzdem feiern die Anliegergemeinden; *SZ*, 17. 07.

*

85-Jähriger zweifelt an Legende und wird angeklagt

„Sulak Sivaraksa aus Thailand wollte sich keinen Elefanten aufbinden lassen. Der 85 Jahre alte Mann hinterfragte in einem Vortrag, ob ein thailändisches Oberhaupt vor mehr als 400 Jahren einen Feind auf dem Rücken eines Kriegselefanten besiegte. Am Montag eskortierte die Polizei Sivaraksa wegen Beleidigung des Königshauses zum Militärgericht. [...]

Die Klage stützt sich auf das Gesetz gegen Majestätsbeleidigung, das bei Verstößen drei bis 15 Jahre Haft vorsieht. Allerdings werden im Gesetz nur die ranghöchsten Mitglieder des Königshauses erwähnt und keine toten Monarchen. Das Gesetz wird in der Praxis allerdings weit ausgelegt.“

Dank T. R. Erdoğan wissen wir, dass in Deutschland bis zum 31. 12. 2017 noch der § 103 des StGB gilt: ‘Majestätsbeleidigung’. Er galt auch für ungekrönte Staatsoberhäupter, Regierungsvertreter und Diplomaten. Ob im Namen Karls und seines Kriegselefanten noch hätte geklagt werden können...?

Ein Fund von Ulrich Becker, München

RND/AP (2017): 85-Jähriger zweifelt an Legende und wird angeklagt; *Neue Presse*, Hannover, 09. 10.

*

Piri Reis im Mahlstrom

Susanne Billig formuliert Fuat Sezgins Vermächtnis

Eine Rezension von Heribert Illig

„Irrtümer haben ihren Wert; jedoch nur hie und da.
Nicht jeder, der nach Indien fährt, entdeckt Amerika.“
Erich Kästner

B = Billig, Susanne (2017): *Die Karte des Piri Re'is · Das vergessene Wissen der Araber und die Entdeckung Amerikas*; Beck, München, 303 S., zahlreiche S.-W.-Abbildungen

Fürwahr ein seltsames Buch. Eine Wissenschaftsjournalistin schreibt einen Text, der nur die Meinung eines einzelnen Wissenschaftlers wiedergibt, die von *Fuat Sezgin* (* 1924). Nach dem Militärputsch in der Türkei von 1960 lehrte er an der Universität Frankfurt a. M., begründete und leitete bis September das dortige *Institut für Geschichte der Arabisch-Islamischen Wissenschaften* – die Querelen zwischen der Türkei und Deutschland haben seine Arbeiten abgebrochen [N.N.]. Dort schrieb er ein 17-bändiges Werk über die *Geschichte des arabischen Schrifttums*. Von da her ist er prädestiniert dafür, vergessenes Wissen aus diesem Kulturkreis aufzudecken. Warum passiert das aber in der Form, dass praktisch ausschließlich seine Meinungen präsentiert werden? Einmal vertreten „einige Wissenschaftshistoriker“ eine andere Meinung, bleiben jedoch anonym [B. 263]. Bei der Karte von Juan de la Cosa, die von 1500 stammen soll, gibt es eine zweite Nicht-Namensnennung:

„Entweder die Karte ist falsch datiert und ist in Wirklichkeit jüngerer Datums, eine Theorie, die *manche Wissenschaftshistoriker* tatsächlich favorisiert haben. Oder die Karte stammt aus arabisch-islamischer Hand und bezeugt eine präkolumbianische Entdeckungsgeschichte Amerikas“ [B. 275; Hvhg. HI].

Da praktisch kein lebender Autor erwähnt, geschweige denn zitiert wird, lässt mich das von Vermächtnis sprechen; zugleich wundere ich mich, dass der Beck Verlag das überaus einseitige Vorhaben unterstützt hat.

Sezgin hat schon vor vier Jahren die These vertreten, Seefahrer aus dem islamischen Kulturkreis hätten wesentliche Teile der Kontinente und Inseln entdeckt und sogar kartiert [Sezgin 2013a,b]. Diese These wurde 2014 sofort von Recep Tayyip Erdoğan aufgegriffen. Für den türkischen Präsidenten haben muslimische Seefahrer Amerika um 1178 entdeckt, für den Forscher Joussef

Mroueh gab Kalif Hischam II. von Córdoba 996 den Auftrag, nach Westen aufzubrechen, für Sezgin geschah das bald nach 1300 von Mali aus [Stark]. Im aktuellen Buch ist von Mali keine Rede, trotzdem benennt Sezgins Mitarbeiter *Detlev Quintern* den Aufbruch nach Westen mit: „vorsichtiges »höchstwahrscheinlich«, Billig mit ein „in der Tat so gut wie sicher“ [B. 13, 26]. Und es gibt ein ‘Glaubensbekenntnis’:

„Heute ist er [Fuat Sezgin] davon überzeugt dass muslimische Seefahrer schon etwa zu Beginn des 15. Jahrhunderts, möglicherweise sogar schon früher, das amerikanische Festland erreichten. Sie taten dies vor Spaniern, Portugiesen und Italienern – sie waren es auch, die als Erste die Umriss amerikanischer Küsten kartierten“ [B. 259].

Doch die Höchstwahrscheinlichkeit ist nur ein dünner Indizienbeweis:

„Arabische Originaldokumente und -karten, die zweifelsfrei belegen könnten, dass arabische Seefahrer mit der Küste Brasiliens und einigen karibischen Inseln in Kontakt kamen, existieren leider nicht mehr“ [B. 262].

Es existieren im Übrigen auch keine Berichte von islamischen Erkundungsreisen, geschweige denn Überreste von hochseetauglichen Schiffen. Aber Sezgins Staatspräsident zitiert ihn in nationaler Angelegenheit, hat auch Sezgins Institut und Bibliothek gefördert, was heuer zu Problemen führte [Kehler]. Insofern bleibt Unbehagen. Um im Strudel möglicher Propagandaaktionen nicht die Orientierung zu verlieren, ist Billigs Buch zu prüfen.

Es soll erklärtermaßen den „verkannten Beitrag der arabisch-islamischen Geografie“ ins abendländische Bewusstsein heben [B. 23]. Das hat meinen Beifall, habe ich mich doch in meinem jüngsten Buch dafür stark gemacht, die Beeinflussung Europas durch arabische Texte und Übersetzungen gerade im 12. Jh. nicht zu unterschätzen [B. 30; Illig 2017, 232 ff., 248 ff.]. Anders als Sezgin spreche ich im Weiteren einfach vom islamischen Kulturraum, weil es zum Geringsten Araber waren, die hier Zeichen setzten, sondern Perser, Syrer, Ägypter und Nordafrikaner, Nubier, auch arabisch schreibende Juden.

Andere Atlantiküberquerer wie nordspanische Kelten im +1. Jh. [Giffhorn; vgl. Otte], Wikinger um 1000 oder Chinesen im 15. Jh. [Menziès; vgl. Illig 2008; 2013] werden in Billigs Buch nicht erwähnt. Sie könnten tatsächlich insofern übergangen werden, als aus diesen Kontakten keine dauerhaften Beziehungen entstanden sind, doch gilt das genauso für die von Sezgin postulierten islamischen Amerikaentdecker, gibt es doch weder detaillierte Reiseberichte noch Schiffsfunde noch Ortsnamen islamischen Ursprungs in Amerika noch islamische Stadt- oder gar Staatsgebilde, hingegen in Südamerika beliebig viele Ortsnamen spanischen, portugiesischen oder lateinischen Ursprungs!

Rettet man einen scheinbar verkannten Beitrag, indem man alle anderen verkennt?

Obendrein möchte Sezgin mehr. Er will das Eingeständnis, dass hierzulande massive Widerstände und sogar eine ganz typische Arroganz [B. 221] gegen islamischen Kultureinfluss bestehen. In diesem Zusammenhang verweist er auf die 200 blutigen Jahre der Kreuzzüge – zu Recht [B. 253]. Leider erwähnt er nicht, dass – im herrschenden Geschichtsbild – islamische Krieger bereits im frühen 8. Jh. Spanien erobert und Frankreich gerne erobert hätten, dass sie sich in Andalusien, an der Côte d’Azur und in Sizilien für Jahrhunderte festgesetzt, außerdem Zypern, Kreta und Rhodos zeitweilig besetzt haben; nicht gerechnet die zahllosen Attacken gegen Nordspanien, Südfrankreich, Unter- und Mittelitalien einschließlich Rom sowie griechische Städte und Inseln. Noch gravierender: Die kriegerische türkische Expansion nach Westen wird nur mit einem Wort angesprochen: „Eroberung Konstantinopels“ [B. 256]. Ansonsten scheinen die Türken diplomatisches Geschick bewiesen zu haben:

„Die Osmanen zeigten sich politisch in der Lage, ihre Herrschaft über weite Teile des Mittelmeerraums, den Balkan, das Gebiet um das Schwarze Meer mitsamt Ukraine und Kaukasus sowie über die arabischen Länder bis zur Arabischen Halbinsel und Nordafrika auszudehnen. Auch in diesem Reich fehlte es bis zum Ende des 16. Jahrhunderts nicht an wissenschaftlicher Kreativität“ ... [B. 257].

Dahinter verbirgt sich die blutige Realität der islamischen Eroberungskriege: 1354 wird mit Gallipoli die erste Stadt auf europäischem Festland erobert; 1453 fällt schließlich Byzanz mit Konstantinopel, das zu Istanbul wird. 1463 wird Venedig tributpflichtig. Später werden Bulgarien, Rumänien, Moldawien, Ukraine, die Krim, Albanien, Serbien und Bosnien (beide teilweise) von den Türken erobert. Im 16. Jh. gewinnen sie Belgrad, Rhodos und Ungarn und belagern 1529 erstmals Wien. Danach gibt es unentwegt Kämpfe um Italien, Malta, Korsika und Elba; Andalusien und Zypern werden erneut ins Visier genommen. Im indischen Ozean und im Roten Meer jagen sie den Portugiesen weite Gebiete ab. Attackiert werden auch Polen und selbst Russland. Erst bei der zweiten Belagerung Wiens, 1683, wird die massive, auf ganz Europa zielende türkische Expansion gestoppt und die Gegenbewegung eingeleitet (etwa 1717 die Eroberung von Belgrad durch Prinz Eugen). Bei Billig darf erst bei den ausnahmsweise vereinigten Europäern ein Krieg wieder Krieg genannt werden:

„Schließlich konnten sie in Kriegen, die mehr als fünfzig Jahre andauern sollten, die geschwächten arabischen und später die türkisch-osmanischen Flotten zerschlagen. [...] Sie verheerten [...] Ab Mitte des 16. Jahrhunderts bemächtigten sich die Portugiesen des Indischen Ozeans“ [B. 258].

Wegen dieses parteiischen Blicks entstehen Sätze wie: „Ab dem 14. Jahrhundert griff im Westen ein geradezu aggressiver Antiarabismus um sich“ [B. 115],

„Diese Feindseligkeit hatte schon im 13. Jahrhundert begonnen“ [B. 114]. Die Beschreibung mag richtig sein, unterschlägt aber die Ursachen: Damals begann das Osmanische Reich, auf den europäischen Kontinent vorzudringen und sich festzusetzen, die Türkengefahr ließ zunehmend alle christlichen Staaten zittern. Dass Länder wie die Türkei, Syrien, Ägypten und der Maghreb einst christlich waren, sollte auch nicht unter den Tisch gekehrt werden. Da Sezgin unsere Scheuklappen kritisiert, doch seine eigenen nicht bemerkt, geschweige denn ablegt, ist er leider nicht der richtige Mann für das Anliegen wissenschaftlicher Verständigung.

Die verfrühte islamische Wissenschaft

Für ein zweites Moment kann er nichts: Die islamische Wissensbewegung soll schon im 7. Jh. eingesetzt und bereits „fast alle Wissensgebiete ihrer Zeit“ umfasst haben [B. 31]. Während also die islamischen Völker 6.000 km nach West und Ost militärisch ausgreifen, rätselhaft schnell zu Seefahrern werden, gleichzeitig im Innern mehrere Kalifen ermordet werden (Omar I. 644, Othman, 656, Ali 661), sei keine Blutfehde, sondern der Wissensdurst erwacht. In meiner Sicht beginnt dieser Wissensdurst im 10. Jh., vielleicht mit einem kurzen Vorlauf im 7.||10. Jh. Dadurch rücken die wissenschaftlichen Fortschritte unter Kalif al-Mamun (813–833) in spätere Zeiten, ohne dass sie ihre befruchtende Wirkung auf die abendländische Wissenschaft einbüßen.

Wie lang hielt die morgenländische Wissbegier an? Sezgin sieht laut Billig „Wachstum und Kreativität der arabischen Wissenschaft“ zunächst bis ca. 1250 [B. 38], bald darauf ins 14. Jh. reichen, schließlich im 15. Jh. einen Höhepunkt erreichen [B. 63], „in einigen Disziplinen [blühte sie] sogar bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“ [B. 252]. Tatsächlich wurde noch 1577 in Istanbul eine Sternwarte errichtet; ihr Konstrukteur Taqi ad-Din hätte u.a. auch die Dampfturbine erfunden [B. 78]. Erst ab 1585 beginnen für Sezgin die islamischen Wissenschaften zu stagnieren [B. 80, 257]. Das dürfte nur noch für die Sternwarten zutreffen, setzen doch in den östlichen Reichsteilen geistige Stagnation und Versteinerung bereits um 1100 ein [vgl. Illig 2017, 245]. Dass die islamische Religion eine oder gar die zentrale Ursache war, lehnt Sezgin ab.

„Die tatsächlichen Ursachen für die Stagnation der arabisch-islamischen Wissenschaftskultur haben mehr mit der Politik des Westens zu tun als mit der Religion des Ostens“ [B. 253].

Ab da mangelt es an Stringenz. Zwar hätten die Kreuzzüge Wirtschaft und wissenschaftliche Entwicklung behindert.

„Dabei waren die Muslime ihren Besatzern damals technisch und wissenschaftlich weit überlegen, was auch für die arabische Waffentechnik galt. Unter dem Druck der Kriege verfeinerten und verbesserten die Araber ihre Kriegsgeräte immer weiter“ [B. 253].

Das hätten sie nach 1272, als auch der siebte Kreuzzug den Christen nichts mehr einbrachte, ungehindert fortsetzen können. Doch nun zeigt sich ein neues Phänomen:

„Die europäische Kultur übernahm und verbreitete praktische technische Geräte sehr viel rascher als theoretisches Wissen. Infolgedessen konnte Europa die islamische Welt auf technischem Gebiet früher überholen als in der Entwicklung und Entfaltung theoretischen Wissens. Zudem verstanden sich die Europäer – warum auch immer – besser auf das perspektivische Zeichnen“ [B. 255].

Beschränkt, aber praktisch veranlagt. Das hat wenig Überzeugungskraft, hätten doch die geistig so wendigen Moslems sich munter weiter entwickeln können, wurden sie doch nicht mehr attackiert. Doch sie realisierten den Wert einer Erfindung nicht, der sie in Ost und West begegnet sind.

„Möglicherweise hätte die Kreativität der islamischen Kultur und Wissenschaften noch eine Zeitlang angehalten, hätten die Muslime den Buchdruck früher übernommen“ [B. 255].

In Korea erschien 1377 das erste Buch, das mit beweglichen Metalllettern gedruckt worden ist. Aber die Unzahl von Schriftzeichen in China, Japan oder Korea bremste dort den Buchdruck bis ins 19. Jh., während allein im Italien des 15. Jh. Druckereien in 77 Städten eingerichtet wurden [wiki].

„Sultan Bajasid II. untersagte daher [aus religiösen Gründen] 1483 die Errichtung von Druckereien unter Todesstrafe. Ausnahmen gab es nur für jüdische und später auch christliche Minderheiten, solange sie nicht in arabischer Sprache und Schrift druckten. Erst 1727 wurde auch den islamischen Untertanen der Buchdruck erlaubt. Aber die Buchproduktion blieb weiterhin [bis ins 19. Jh.] äußerst spärlich“ [Sandgruber].

Das kümmerte allerdings die Druckereien in Venedig nicht, die keineswegs nur Antiqua-Lettern schnitten, sondern auch griechische, aramäische oder arabische Buchstaben [wiki → Buchdruck in Venedig]. Demnach hat hier die Religion staatliche Entscheidungen gelenkt. Kurz vor 1600 fehlte es für Sezzgin

„nicht an wissenschaftlicher Kreativität, weil die politische Führung Bildung und Forschung wünschte und unterstützte. Doch was eine Führungsrolle in der Weltpolitik anging, standen die Osmanen letztlich auf verlorenem Posten, denn die islamische Welt hatte ihre zentrale geografische Position in der alten Welt verloren“ [B. 257]

Stimmt das? Der Wunsch nach wissenschaftlicher Kreativität müsste erst für diese Zeit noch nachgewiesen werden. Gemäß gültiger Kartenwerke hatte das Reich nach der Seeschlacht von Lepanto (1571) zwar die uneingeschränkte Seemacht im Mittelmeer verloren, beherrschte aber das östliche Mittelmeer mit Ausnahme des venezianischen Kreta, besaß den Balkan bis 50 km vor

Rijeka (nicht die vorgelagerten Inseln) und die gesamte nordafrikanische Küste bis Marokko. Das Reich blieb also im Schnittpunkt von Ost und West, es blieb auf Position – contra Billig. Und in der neuen Welt?

Die Karte des Piri Reis

Historische Karten sind ein schwieriges Beweismaterial. Allzu viele gingen verloren, nicht zuletzt durch Schiffbruch. Noch gravierender: Karten waren als Planungsinstrumente politisch hochbrisant, wurden (z.B. in Lissabons *Tre-souraria*) schwer bewacht und oft bewusst falsch gezeichnet (bis hin zu DDR-Karten für die Grenzregionen). Ähnliches wissen wir von den doppelten Logbüchern des Kolumbus. Neue Routen wurden bewusst verschleiert und selbstverständlich auch Geheimfahrten durchgeführt, von deren Erfolgen nur Admiralität und Königshaus erfuhren.

Insofern beklagt auch Sezgin, dass zu viele islamische Karten fehlen, um zweifelsfrei zu belegen, „dass arabische Seefahrer mit der Küste Brasiliens und einigen karibischen Inseln in Kontakt kamen“ [B. 262]. Derartige Zweifel sollten nicht dazu verleiten, eine einzelne Karte, nämlich die im Buchtitel angesprochene Karte des Piri-Reis, unkritisch überzubewerten [Abb. ↪ Internet].

Laut Sezgin stellt sie den eindeutigen Hinweis „auf eine präkolumbianische arabische Entdeckung Amerikas“ dar und bestätige, dass sich Kolumbus auf arabisches Wissen und auf eine arabische Karte stützte [B. 262].

„Die Karte zeigt die südamerikanische Küste – von den südlichen Gestaden der Karibik bis etwa 50° südlich des Äquators – mit einer erstaunlichen, für die Verhältnisse damaliger abendländischer Seefahrer und Kartografen *unvorstellbaren Exaktheit*“ [B. 227].

„Die Karte präsentiert eine erstaunliche, für die Verhältnisse damaliger europäischer Seefahrer und Kartografen *unvorstellbare Exaktheit*. [...] Besonders verblüffend ist das Ergebnis, wenn man *in digitaler Projektion* die Karte des Piri Re’is und den modernen Atlas übereinander legt. [...] Mit anderen Worten: Die Karte aus dem Jahr 1513 konfrontiert uns mit *einer Genauigkeit*, wie sie die abendländische Kartografie vor dem 18. Jahrhundert gar nicht zu erzeugen wusste!“ [B. 264].

„Die geografischen Proportionen der Karte von Piri Re’is sind nun aber *so verblüffend exakt*, ihre Küstenlinien stimmen *so präzise* mit modernen Karten überein, dass wir den Ursprung dieser Karte nur dort suchen können, wo die mathematisch-astronomischen und kartografischen Fähigkeiten vorhanden waren“ [B. 267; Hvhg. HI].

Während für Sezgin als Urheber „allein der arabische Kulturraum“ in Frage kommt [ebd.], gibt es – nachdem islamische Karten des 15. und beginnenden 16. Jh. extrem rar sind – auch die Möglichkeit einer Fälschung, wenn der-

artige Präzision vor dem 19. Jh. kaum erwartet werden kann. 1989 [22-24] habe ich diesen Verdacht in einem Postskriptum geäußert: „Piri Reis - Zur Unzeit gefundene Karten“. Damals gab es Widerspruch von Peter Hertel [1990, 50], der sich auf ein Gutachten des Direktors der Kartenabteilung der Staatsbibliothek (Berlin-Ost) berief. In seinem einschlägigen Buch wies er allerdings darauf hin [Hertel/Hertel, 57], dass Burchard Brentjes bereits 1980 [95 f.] von einer Fälschung gesprochen hatte.

In dem Jahr 1989 war das berühmt-berüchtigte Buch von Charles Hapgood [1966] Thema, das sich primär mit zwei markanten Kartendetails beschäftigte: Einmal mit einer großen, roten Insel, die vor der brasilianischen Küste liegt und möglicherweise den Thesen von Ignatius Donnelly zum untergegangenen Atlantis entspräche. Die eigentliche Sensation zeigte sich im Süden: Auf der Piri-Reis-Karte schwingt die Küste Südamerikas nicht nach Südwesten, sondern fast in einem 90°-Winkel nach Osten und setzt sich so bis zum Rand des Fragments fort. Als erster hatte Arlington Mallery 1956 behauptet, hier wäre in direkter Verbindung die Antarktis mit subglazialen Bergspitzen dargestellt, was auf eine Entstehungszeit der Karte vor Vereisung der Antarktis hindeuten würde [Hapgood, 2]. Eine tollkühne Schlussfolgerung, die längere Zeit diskutiert worden ist. So titelte Erich von Däniken: „11.000 Jahre alte Landkarten“, sah sie als Resultate von Fotografien aus sehr großer Höhe – und verlegte die Kartenauffindung vom 20. ins 18. Jh. zurück, damit keine modernen Kartierungsmethoden für eine Fälschung bereitstünden [Däniken, 33-35]. Diese ‘außerirdische’ Phantasie ignoriert Sezgin mit nur zu gutem Recht.

Hier geht es jedoch um die Zeit kurz nach 1500 und um weitere Indizien für eine eventuelle Fälschung. 1929 ordnete Präsident Mustafa Kemal Atatürk eine Inventur der osmanischen Palastbibliothek an. In altgriechischen Texten tauchte eine osmanische Seekarte auf. Es wurde der Orientalist Paul Kahle konsultiert, „der sich zufällig in Istanbul aufhielt und erst kürzlich ein Werk über die osmanische Seefahrt verfasst hatte und somit die Karte schnell identifizierte“ [wiki ↔ Karte des Piri Reis]. Nun war die Gelehrtenwelt von dieser Karte fasziniert. Hätte es es auch weniger wissenschaftliche Motive gegeben?

„1929 erlebten die Türken unter der Führerschaft von Kemal eine Phase intensiven Nationalismus, und sie waren entzückt, eine frühe Amerika-karte von einem türkischen Geographen zu finden“ [Hapgood, 1].

Demnach gab es damals nationale Minderwertigkeitsgefühle, denen heute mit Erdoğan ein anderer Staatspräsident erneut Ausdruck verleiht. Obwohl es sich bei dieser Karte auf Kamelhaut nur um ein Fragment handelt, enthält es gerade die zentralen Informationen:

„Diese Karte ist vom armen Mann Piri ben Hadji Mohammed, bekannt als Neffe des Kemal Reis, in der Stadt Gelibolu (Gallipoli) gezeichnet wor-

den – möge sich Gott der beiden erbarmen – im Monat Muharram des Jahres 919.“ [wiki → Karte des Piri Reis]

Dieser Hedschra-Datierung entspricht das Jahr 1513 n. Chr. Die Karte soll aus einem Buch von Piri Reis stammen, das in zwei Redaktionen von 1521 und 1524 vorliegt. ‘In Südamerika’, also in den dort unerforschten Gebieten steht eine überlange Kartenlegende auf Türkisch, nur drei Zeilen sind Arabisch. Unter den zahlreichen Details amüsiert gleich der zweite Punkt: „Dieses Land ist unbewohnt. Die ganze Bevölkerung geht nackt“ [Hapgood, 207; Überstzg. hier und im Weiteren HI]. Sehr detailliert wird ausgerechnet über Christoph Kolumbus berichtet. Er habe diese Küsten entdeckt; er habe ein Buch besessen, in dem von Ländern im Westen die Rede ist, aber auch von dem Wert, der Glasperlen dort zugemessen werde. Kolumbus sei erst in Genua, dann in Spanien vorstellig gewesen, bis er zwei Schiffe bekommen habe. Der verstorbene Gazi Kemal habe einen spanischen Sklaven gehabt, der nach eigenen Angaben an drei Reisen des Kolumbus teilnahm. Nach 4.000 Meilen hätten sie eine erste Insel erreicht.

In der Kartenlegende folgen vertraute Klischees der Spanier und Portugiesen über die Neue Welt, dazu Seemannsgarn: Hier leben Kannibalen; das Gold der Eingeborenen lässt sich mit Glasperlen eintauschen, es gibt Goldminen und Erzlager in den Bergen; es wird emsig christlich (nicht islamisch) missioniert, es gibt Ochsen mit sechs, aber auch mit nur einem Horn, dazu weißhaarige Ungeheuer. Vier portugiesische Schiffe machten sich von dort über Abyssinia auf den Weg nach China. Ein Genueser Schiff habe es von Flandern hierher verschlagen. Die Teilung der Welt 1493/94 in eine spanische und eine portugiesische Hälfte ist dem Schreiber bekannt. Und es gibt auf der Karte eine Zeichnung von St. Brendan, der auf s/einem Fisch landet. Diese sagenhafte irische Gestalt des 6. Jh., die weit gen Westen geschifft sein soll, stammt schwerlich von einer islamischen Karte.

Und jetzt im Konzentrat: Es geht um Piri Reis, d.h. den türkischen Admiral (= Reis; 1470–1554), mit vollem Namen Muhiddin Piri b. Hacı Mehmed, Neffe des Seeräubers Kemal Reis; er habe die Kolumbuskarte des Westmeeres von seinem christlichen Sklaven erhalten, der drei der vier Reisen des Kolumbus mitgemacht habe. Piri schrieb von 1511 bis 1525 sein „*Seefahrer-Buch*“ und zeichnete 1513 seine erste, 1528 seine zweite Weltkarte. Er kämpfte mit den Portugiesen um Aden, Maskat und Hormuz. Wegen einer Aktion im persischen Golf wurde er von einem politischen Gegenspieler denunziert und verlor seinen Kopf. Die 1929 gefundene Karte soll von seiner Hand stammen.

In der Kartenlegende folgt eine souveräne Selbsteinschätzung und eine verblüffend genaue Genese der extraordinären Karte: „In diesem Jahrhundert

gibt es keine Karte wie diese Karte im Besitz von irgendjemand.“ Dieser überraschenden Selbstauskunft des „armen Manns“ folgend wurde die Piri-Reis-Karte aus über 20 Karten und Weltkarten konstruiert; eine stammt aus der Zeit von Alexander, dem Herrn der beiden Hörner (vielleicht des Apisstieres), weitere stammen von Portugiesen für China und Indien, nur eine *einzige* arabische zeigt Indien, eine von Kolumbus die westliche Region.

„Indem alle diese Karten auf einen Maßstab reduziert worden sind, entstand die endgültige Form. Somit ist diese Karte so korrekt und zuverlässig für die sieben Meere, wie die Karte für unsere eigenen Länder von Seeleuten als korrekt und zuverlässig erachtet wird.“

Alle Zitate entstammen Hapgoods Übersetzung der Kartenlegende [Hapgood, 207-211], auch der Satz: „Kolumbus, der diese Region eröffnet und die Inseln bekannt gemacht hat“ – da bleibt kein Spielraum für eine arabische Vor-Entdeckung. Unabhängig von dem geäußerten Fälschungsverdacht ist dieser Text gerade *kein* Beleg für irgendwelche arabischen Entdeckungsreisen nach Westen. Die einzige von Piri benutzte arabische Karte hätte Indien gezeigt, doch alle östlichen Kartenteile sind verloren oder haben nie existiert. Und die westlichen Inseln hat Kolumbus entdeckt und auf einer dem Urheber der Piri-Reis-Karte vorliegenden Karte festgehalten.

Zeitversetzung

Wenn Sezgin sein Wissen über die astronomische Entwicklung ausbreiten lässt, dann fällt wiederum [vgl. Illig 2010, 453] die Zeitversetzung bei Übersetzungen auf, für mich ein wichtiges Kapitel.

Lupitus von Barcelona greift gegen 980 auf das Astrolabium-Büchlein von al-Chwarizmi zurück (seine Wirkungszeit: bis 833) [B. 107], sein Buch über Gleichungen (al-Kitab) wird erst ab dem 12. Jh. übersetzt. Minimalabstand von 830 bis 970 immerhin 140 Jahre.

Das Äquatorium, ein aus beweglichen Scheiben bestehendes Modell zur Bestimmung der Planetenstände im Tierkreis wurde im 10. Jh. von al-Chazin erfunden und erreichte das außerspanische Europa nach 1250 [B. 97, 108; wiki ↔ Äquatorium]. Minimalabstand 250 Jahre.

Campanus von Novara verfasst um 1260 sein Buch über Planetenbewegung und stützt sich auf Literatur zu Äquatorien, „die allerdings schon veraltet waren“ [B. 109]. Eine andere seiner Schriften geht auf Alhazen (Ibn al-Hait-ham) zurück [B. 115], der nach 1040 starb. Minimalabstand ca. 200 Jahre.

Al-Biruni vermisst vor 1050 die Strecke zwischen Bagdad und Ghazna, das nicht weit vom Indus entfernt liegt, auf 45 Bogenminuten genau [B. 202, 225]. Dass das sich auf seine Arbeiten stützende Projekt bereits Ende des 10.

Jh. aufs Mittelmeer ausgedehnt worden war [B. 205], muss ein Druckfehler sein. Erst nach 1272 wurden präzise Messungen von Toledo bis Ghazna, von Rom bis zum indischen Daibul angestellt [B. 213], also auch das Mittelmeer von islamischen Gelehrten vermessen. Erst im 16. Jh. kam Indien an die Reihe [B. 225]. Minimalabstand zwischen 1050 und 1272: 220 Jahre.

Der Jakobsstab wurde im Osten im 9. Jh. erfunden [B. 133], im Westen erst im 13. Jh. eingeführt, noch später – im 15. Jh. – auch gerne benutzt.

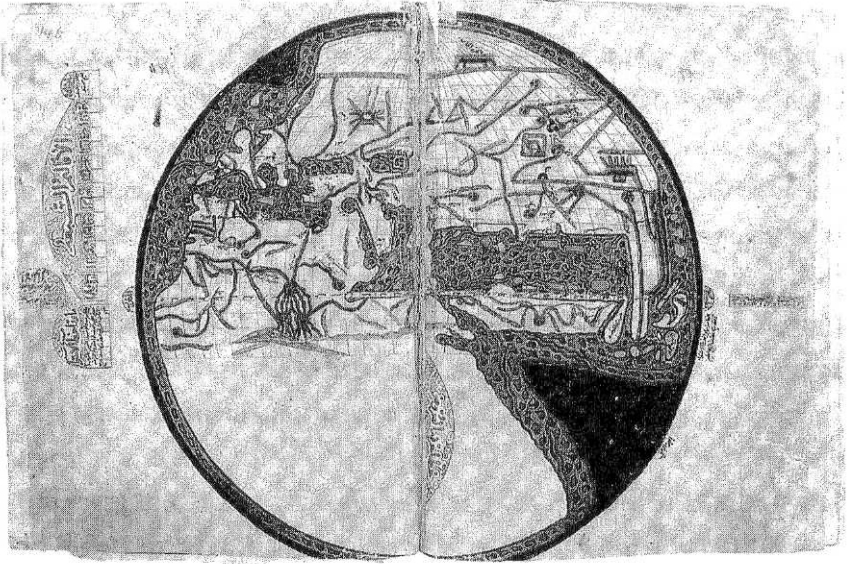
Den (nassen) Kompass, bei dem sich Splitter von Magneteisenstein im Wasser drehen, hätten die arabischen Kapitäne schon im 9. oder 10. Jh. von Chinesen übernommen und als erste systematisch eingesetzt [B. 134]. Anderen Studien zufolge kannten die Chinesen diesen Kompass erst seit der Jahrtausendwende, die Araber erst danach [wiki ↔ Kompass].

Die größte Zeitlücke klafft zwischen Mauerquadrant und Sextant von Tycho Brahe (um 1587), also bei Instrumenten, die im islamischen Raum schon im 10. Jh. betrieben worden seien [B. 112].

Zwei ältere Beispiele: 1.) Giovanni Carnevale schloss aus einer Grundriss-ähnlichkeit zwischen der Kirche *San Claudio al Chiente* (ab 1030; bei Macerata) und dem Frigidarium von Khirbet al Mafjar (743), dass die frühromanische Kirche eigentlich aus dem 8. Jh. stamme und das eigentliche Aquisgrana Karls d. Gr. gewesen sei [Carnevale 1996, 15 (mit HI); 1999, 192 f. (ohne HI); vgl. Illig 1996, 304]. Mit gleichem oder besserem Recht ließe sich dieser Umayyadenpalast ins frühe 11. Jh. verjüngen. 2.) Zwischen Tell Aviv und Jerusalem ist die *Zisterne von Ramla* mit klaren Spitzbögen gebaut worden, wie sie nach 1100 die Gotik und einige ihrer Vorgängerbauten bestimmen. Doch das abbasidische Ramla wird auf 789 datiert [vgl. Illig 2013, 198 f.].

Aus ähnlichen Beispielen habe ich bereits geschlossen, dass die frühe islamische Wissenschaft wegen ihrer Anbindung an ein anderes Hedschra-Datum ein bis zwei Jahrhunderte zu früh datiert wird [Illig 2016]. Doch das ändert, wie bereits dort hinzugefügt, nichts an den islamischen Prioritäten bei wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Schwieriger wird es mit der islamischen Seefahrt und Nautik. Sie ist um ähnliche Zeitabstände voraus, doch ist ihre beeinflussende Wirkung viel schwerer nachzuweisen. So ist die Rede von regem Handel zwischen China und Marokko bereits um 900 [B. 120, 162]. Doch werden die Nachrichten dazu auch später nicht glaubwürdig, wenn ein Pater aus dem frühen 14. Jh. zitiert wird. Guillaume Adam berichtete, dass von der ostafrikanischen Küste bei ca. 23° „Handelsschiffe bis zu einem Punkt zu fahren pflegten, »wo der Südpol 54° hoch steht« [B. 271], das entspricht 54° südlicher Breite. Das hätte Handel allenfalls mit den Kerguelen bedeutet, die noch nie außer in einer Forschungs-



Karte des Ma'mun-Geografen von 1340, angeblich nach einem Original des frühen 9. Jh. [B. 197] / **Karte des Al-Idrisi** von 1154, hier genordet, weshalb die lateinische (im Original arabische) Schrift auf dem Kopf steht [Mahieu, 29]. In beiden Fällen gibt es noch keine Kenntnis von Indien, kaum eine vom Horn Afrikas.

station Bewohner hatten, von Pinguinen und See-Elefanten einmal abgesehen. Das verlangt auch den Hinweis, dass der indische Ozean von der Südspitze Afrikas bei 35° und von Tasmanien bei 45° begrenzt wird. Adam sei die älteste unter den Quellen, „die eine solche Bekanntschaft der Araber mit der Antarktis bezeugen“ [B. 270]. Ich will aber Forschungs-, nicht Handelsfahrten nicht ausschließen, bildet doch Hapgood [70, 92] zwei sehr frühe Karten der Antarktis ab: von 1532 die ungemein präzise durch Oronteus Finaeus, und von 1538 die Weltkarte von Gerhard Mercator. Weil diese Karten

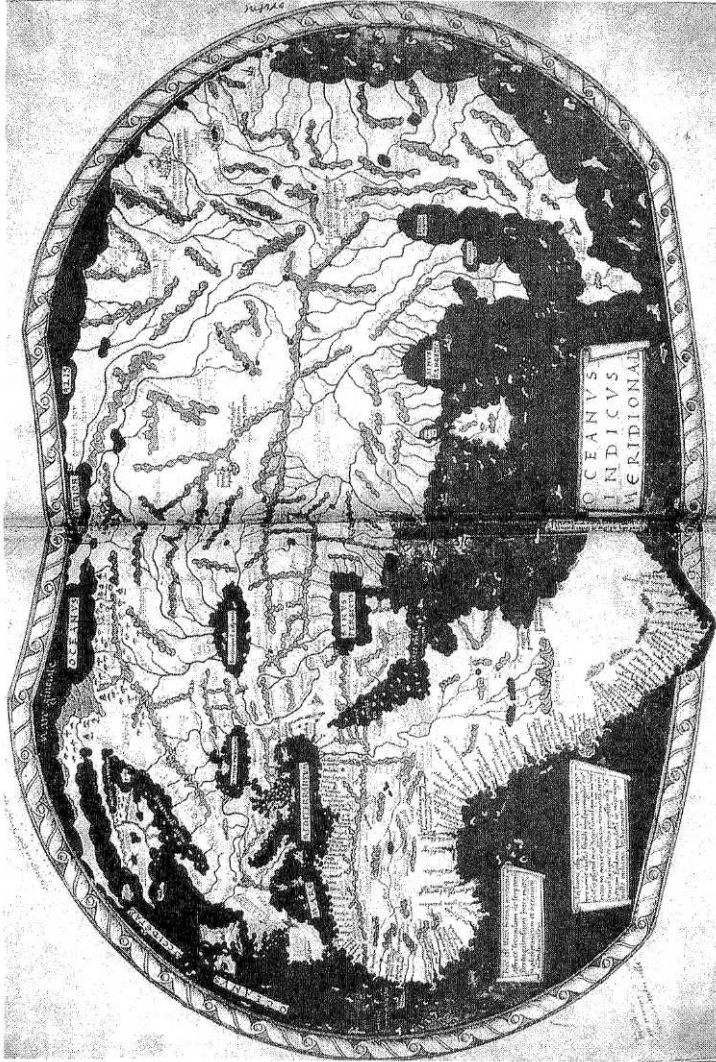
„gewisse Ähnlichkeiten mit der tatsächlichen Lage und Form der Antarktis aufweisen, gibt es Autoren, die vermuten, dass die Antarktis bereits lange vor dem offiziellen Datum 1820 entdeckt wurde“ [wiki → Antarktis; dort auch eine Abbildung der Finaeus-Karte].

‘Jenen Autoren’ ist beizupflichten. Ob allerdings diese beiden europäischen Karten von arabischen Exkursionen profitierten, dürfte schwer zu beweisen sein. Sie werden auch bei Hans Wolff [150, 167] im Zusammenhang mit Waldseemüllers Karten und Globen abgebildet und sogar um eine Südpolkarte von Jobst Amann (um 1564) ergänzt [ebd. 78], ohne dass die zugehörigen Texte mit auch nur einem Wort auf die ‘viel zu früh’ abgebildete Antarktis eingehen. Offiziell ist der sechste Kontinent erst 1820 entdeckt worden [wiki → Antarktis].

See- und Weltkarten

1984 hat Sezgin in der Bibliothek des Topkapi-Palastes in einem Geographie-Band von al-Umari (gest. 1349) eine Karte „vom Beginn des 9. Jahrhunderts“ gefunden [B. 173, 193], benannt nach dem Kalifen al-Ma'mun (813–833). Tatsächlich handele es sich um eine Kopie von 1340; die sensationelle Datierung ins frühe 9. Jh. wird nicht begründet [B. 195], sehr wohl aber behauptet, die nie aufgefundene Karte sei von „einem globularen Gradnetz überzogen“ gewesen [B. 198]. Mit ihrer Hilfe werden die Fortschritte der Kartografie gegenüber Ptolemäus (+2. Jh.) unterstrichen, nämlich der Rückgriff auf das Bild des noch älteren erdumspannenden Okeanos, der eine Umschiffbarkeit aller Kontinente und damit auch Afrikas bedeutete. Allerdings vermerkt Billig zu recht, dass es von dem Astronomen Ptolemäus gar keine Karte gibt, sondern nur Koordinaten, vorzugsweise für Ansiedlungen. Die zugehörige Karte sei erst gegen 1300 von Maximus Planudes erstellt und dann vielfach, etwa 1513 gezeichnet worden [B. 185, 241].

Billig bringt auch eine deutlich jüngere und besser datierte Karte des aus Andalusien stammenden, in Ceuta geborenen *al-Idrisi*, der am Hof von Roger II., dem Normannenkönig, in Palermo weilte. Seine Karte [B. 208] kann deshalb mit deutlich höherer Sicherheit datiert werden: auf 1154. Sie demonstriert eine noch sehr beschränkte Sicht der islamischen Welt im 12. Jh.: Das



Weltkarte des Henricus Martellus Germanus, 1478 [Wolff, 14], leichter wiederzugeben als Waldseemüllers Riesenkarte von 1507 (diese kennt Afrika ganz, Indiens Halbinsel nicht, dafür einen riesigen Drachenschwanz). 1478 ist die Westküste Afrikas viel besser bekannt als die Ostküste, Indiens Halbinsel unbekannt, nur ein riesiges Ceylon; östlich der malaysischen Halbinsel der Sinus magnus und der Drachenschwanz = Südamerika. Arabische Karten als eventuelle Vorläufer hätten unbedingt Ostafrika und Indien besser kennen müssen.

Mittelmeer mit Schwarzem und Kaspischem Meer ist leidlich getroffen, auch wenn der italienische 'Stiefel' noch kaum erkennbar ist. Die Nordwestgebiete Europas sind vage, Skandinavien ist noch unbekannt. Die arabische Halbinsel wird richtig getroffen, doch südlich und westlich ist noch alles schemenhaft: Indien existiert als Beschriftung, doch nicht als Halbinsel, die südostasiatische Inselwelt ist angedeutet, China nur via „chinesisches Meer“ präsent. Von Afrika ist festgehalten, dass zahlreiche Quellarme des Nils aus einem Gebirge fließen und sich über drei Seen zum Strom vereinen (sehr ähnlich zu der Karte aus dem '9. Jh.'), während der Sudan nördlich der Sahara liegt und im Osten allenfalls noch das Horn von Afrika bekannt ist; darunter (da die Karte gesüdet ist, eigentlich: darüber) liegt Terra incognita, vom Ozean umgeben. Diese Karte dokumentiert eindeutig, dass die von Sezgin beschworene kartografische Meisterschaft der Muslime zur Mitte des 12. Jh. noch in keiner Weise existierte.

Sezgin fällt nicht auf, dass sich zwischen 830 und 1150 für den Kartografen sehr wenig geändert hätte. Vor allem geht es auch um Indien, das selbst keine Seefahrernation war. Indien ist hier kein Subkontinent, nicht einmal eine Halbinsel, dafür wird vor der Küste eine Insel eingezeichnet, die in Karten späterer Zeit als Ceylon, heute als Sri Lanka bezeichnet wird und so große Ausmaße annehmen kann, dass sie gewissermaßen die Halbinsel ersetzt. Diese Kümmerform Indiens hat sich auf europäischen Karten bis ins 16. Jh. hinein gehalten, trotz der Indienfahrt von Vasco da Gama, trotz Vermessungsarbeiten von al-Biruni vor 1050 und vieler auf ihn folgenden Gelehrten! [B. 225] Erinnert sei an die berühmte Karte von Waldseemüller, die „Geburtskunde Amerikas“ von 1507, die diesen Kontinent erstmals als solchen darstellt, während sein Bild von Indien noch immer nicht diesen Subkontinent zeigt [vgl. Illig 2011]. Noch immer ist der Sinus magnus, also die große Bucht mit dem Drachenschwanz im Osten verzeichnet. Nun stellt Billig bzw. Sezgin „in geraffter Form“ die Entwicklung abendländischer Karten dar:

„Auch die Halbinselgestalt des Indischen Subkontinents kam immer stärker zur Geltung. Die südostasiatische Inselwelt samt der Malaiischen Halbinsel erschien zunächst grob in Form eines nach Süden in den Ozean hineinragenden großen Drachenschwanzes“ [B. 239].

An anderer Stelle wird berichtet, dass laut António Galvão (ca. 1490–1557) der portugiesische Kronprinz eine Weltkarte aus dem frühen 15. Jh. mitgebracht habe. „Darin hieß die Magellanstraße ›Drachenschwanz‹ (cola do dragam)“ [B. 273]. Das Rätsel des „Drachenschwanzes“ ist längst von Jacques de Mahieu [1977; vgl. Illig/Mikolasch, 230] Stück für Stück aufgelöst worden; unter Nennung des ersten neuzeitlichen Vertreters dieser Theorie, Edgar Ibarra Grasso, 1870, und mit dem Hinweis, dass es Chinesen und Inder waren, die den Pazifik schon früh erforschten (die Inder scheidet er allerdings gleich

wieder aus), gefolgt von den Arabern [Mahieu, 16, 18, 21, 24, 28-30]. Der Drachenschwanz ist Südamerika, von Westen aus gesehen; der Sinus magnus ist der Pazifik! Ironie der Geschichte: Der riesige „Drachenschwanz“ wurde zu der versteckten Ost-West-Passage bei Feuerland reduziert, und noch heute heißt diese Meeresstraße zwischen Südamerika und der Antarktis Drake-Straße, allerdings nicht benannt nach dem Drachen, der auf Lateinisch wie auf Englisch draco heißt, sondern nach Sir Francis Drake, der hier 1578 bei seiner Weltumseglung passierte.

De Mahieu zweifelt übrigens nicht an der Echtheit der Piri-Reis-Karte, die er in die Entwicklung der Kartografie eingliedern kann [Mahieu, 44]; arabische Seefahrt ist ihm auch sonst wichtig [ebd. 73 f., 78, 85, 108]. Andererseits schließt er sich den Ausführungen von Simon Wiesenthal an, der den Indizienbeweis lieferte, dass Kolumbus jüdischer Abstammung war [ebd. 95]. Das will angesichts der Nazi-Kollaboration de Mahieus erwähnt sein [vgl. Illig/Mikolasch, 225].

Waldseemüller hat auf seiner Karte, ohne es zu erkennen, die Westküste Südamerikas ganz im Osten als Begrenzung des Sinus magnus eingezeichnet, während ganz im Westen die Ostküste Südamerikas die Karte begrenzt. Dazwischen gibt es nur eine ganz ungenügende Darstellung von Indien und Hinterindien. Wenn die Araber die Herren des indischen Ozeans waren und die Europäer, insbesondere die Portugiesen, deren Karten herangezogen hätten – warum kannten sie dann noch nicht einmal die Form des nun wirklich großen Indien? Hier ist allenfalls an Übernahme aus chinesischen Karten zu denken, hier erleiden Sezgins Thesen erneut Schiffbruch.

Literatur

- Brentjes, Burchard (1980): *Rätsel aus dem Altertum*; Urania, Leipzig
- Carnevale, Giovanni (1999): *La scoperta di Aquisgrana in Val di Chienti · Carlo Magno e la Nuova Roma: la nascita dell'Europa nell'Alto Medioevo è da riscrivere*; Queen, Macerata
- (1996): *Aquisgrana trafugata · Dai Franchi di Carlo Magno ai sassoni di Ottone III: Alba e Tramonto di due Imperi in Val di Chienti*; Sico, Macerata
- Däniken, Ernst von (1968): *Erinnerungen an die Zukunft · Ungelöste Rätsel der Vergangenheit*; Econ, Düsseldorf
- Giffhorn, Hans (2013): *Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya*; Beck, München
- Hapgood, Charles H. (1979): *Maps of the Ancient Sea Kings · Evidence of Advanced Civilization in the Ice Age*; Turnstone, London (1966, auf Deutsch 2002)
- Hertel, Gis(ela) und Peter (1984): *Ungelöste Rätsel alter Erdkarten*; Aulis, Köln
- Hertel, Peter (1990): Piri Reis - echt! *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (1) 50
- Illig, Heribert (2017): *Des Kaisers leeres Bücherbrett · Wer bewahrte das antike Erbe?* Mantis, Gräfelting
- (2016): Der rätselhafte Koran · Eine Rezension, dazu ein neuer Datierungsansatz

- für den Islam; *Zeitensprünge* 28 (2) 195-206
- (2013): Die Entdeckungen Amerikas zwischen Legenden und Fakten · Eine Sichtung zum Diffusionismus; *Zeitensprünge* 25 (3) 583-598
 - (2011): Waldseemüller, Karten und Amerika. Rezension; *Zeitensprünge* 23 (1) 249-254
 - (2010): Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung; *Zeitensprünge* 22 (2) 435-456
 - (2008): Amerika, China und der Rest der Welt? Gavin Menzies und Alexander v. Wuthenau, mit Anhang [zu Oswald Dreyer-Eimbcke]; *Zeitensprünge* 20 (2) 459-473
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf
 - (1989): Piri Reis - Zur Unzeit gefundene Karten; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1 (5) 22-24
- Illig, Heribert / Mikolasch, Peter (2008): Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci; *Zeitensprünge* 20 (1) 218-236
- Kehler, Marie Lisa (2017): Wollte ein Islamforscher Bücher unterschlagen? *FAZ.net*, 12. 05.
- Mahieu, Jacques de (1977): *Wer entdeckte Amerika? Geheimgeographie vor Kolumbus*; Grabert, Tübingen
- Menzies, Gavin (2004): *1421 · Als China die Welt entdeckte*; Droemer, Knauer, München
- N.N. (2017): Prof. Dr. Fuat Sezgin zu Unrecht angeklagt – Arbeitszimmer weiterhin polizeilich versiegelt; *Daily Sabah*, 21. 09.
- Otte, Andreas (2013): Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Hans Giffhorns Buch über das Chachapoya-Rätsel; *Zeitensprünge* 25 (3) 567-582
- Sandgruber, Roman (2017): Warum sich der Islam mit dem Buchdruck schwertat; *Nachrichten.at*, 25. 10. <http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/Warum-sich-der-Islam-mit-dem-Buchdruck-schwertat;art4,445939>
- Sezgin, Fuat (2013b): *Die Entdeckung des amerikanischen Kontinents durch muslimische Seefahrer vor Kolumbus*; Der. Wisch, Wien
- (2013a): *Piri Reis and The Pre-Columbian Discovery of the American Continent by Muslim Seafarers*; Boyut, Istanbul
- Stark, Florian (2014): Wieso Erdogan Kolumbus Entdeckerruhm abspricht; *Welt N24*, 17. 11.
- Wiesenthal, Simon (1991): *Segel der Hoffnung. Christoph Columbus auf der Suche nach dem gelobten Land*; Ullstein, Berlin
- (1972): *Segel der Hoffnung. Die geheime Mission des Christoph Columbus*; Walter, Olten · Freiburg im Breisgau
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Wolff, Hans (Hg. 1992): *America · Das frühe Bild der Neuen Welt · Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek München*; Prestel, München

„Oh ihr naiven Theoretiker!“

Der Insektenforscher Jean-Henri Fabre über die Evolution der Instinkte

Stefan Diebitz

Nein, trotz anderslautender Meldungen hat Jean-Henri Fabre den Nobelpreis für Literatur nicht bekommen, aber dass ein Insektenforscher, der kaum über anderes schrieb als über die Kleinstlebewesen seiner engeren Heimat, überhaupt als ernsthafter Kandidat für eine solche Auszeichnung angesehen werden konnte, sagt wohl alles über das erstaunliche schriftstellerische Talent dieses ganz und gar einzigartigen Wissenschaftlers. Fabre erwarb sich bleibende Verdienste als Insekten- und Verhaltensforscher, und darüber hinaus ist er bis heute wichtig als Autor, der eine breite Lesergemeinde erreichen konnte, sowie als Denker, der gut begründete Einwände gegen die Evolutionstheorie seines Briefpartners Darwin formulierte. Seine empiriegesättigten Beschreibungen können helfen, das Wesen des Instinkts als eines der basalen Merkmale animalischen Lebens aufzuklären.

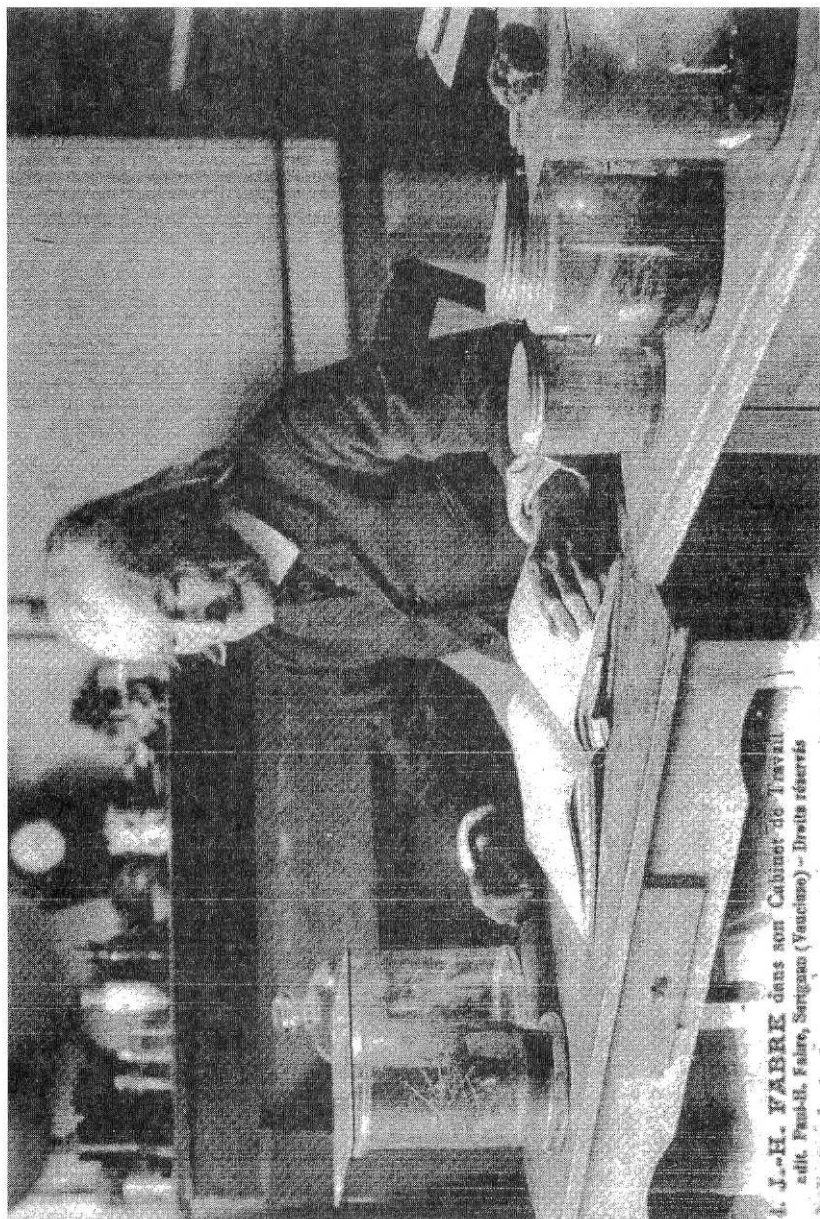
Vor einer umstürzenden Arbeit des noch jungen Fabre dachte die Wissenschaftsgemeinde, dass die Wespen, wenn sie Raupen oder Grillen als Nahrungsvorrat für ihre Larven erbeuten, ihre Opfer töten, aber gleichzeitig mit einem Serum injizieren, das deren Fäulnis und Verwesung verhindert. Denn das Fleisch der Beute muss unbedingt frisch bleiben, damit es die Larven nicht infiziert. Es war Fabre, der mit schier unerschöpflicher Geduld und einigen ingenieösen Experimenten herausfand, dass die Wespen, von denen er unzählige Arten mit ihrem Jagdverhalten und ihrer Aufzucht beschrieb, ihre Beute mit einem geschickten Stich in das Nervenganglion lediglich betäuben [I, 46 f.], so dass das Opfer hilf- und bewegungslos, aber eben noch lebendig den Fraß der Wespenlarve erdulden muss. Dank dieser Arbeiten gilt er bis heute als einer der Väter der Verhaltensbiologie, dessen immer wieder neu ausgesprochenes Credo es ist, dass das lebende Tier untersucht, nicht das tote nach rein äußerlichen Merkmalen mit der „Sezierraum-Methode“ [IV, 123] klassifiziert werden soll:

„Wann gibt es endlich ein Labor für Insektenforschung, wo man nicht tote, in 36%igen Branntwein eingelegte Insekten, sondern lebendige studiert, ein Labor, das sich mit dem Instinkt befasst, mit dem Verhalten, der Lebensweise, der Arbeit, den Kämpfen und mit der Propagierung dieser kleinen Welt“? [II, 17]

Für Fabre sind „die Instinkte und das Verhalten“ die „überragenden Merkmale“ [IV, 21], auf die alles ankommt. Denn „Neigungen und Fähigkeiten“ hängen nicht „nur von der Anatomie“ ab, so dass deren Analyse nicht ausreichen kann, will man das Verhalten erforschen. Hoch „über den physischen Gesetzen, welche die Materie regieren, stehen solche, die die Instinkte regieren“ [V, 195]. So ist es das methodische Prinzip dieses Forschers, das Verhalten in den Mittelpunkt zu stellen, und er hat es entschieden abgelehnt, einfach nur anatomische Details gegeneinander aufzuwiegen. Keinesfalls dürfe der menschliche oder tierische Körperbau wie eine Maschine bewertet werden. Er fragt deshalb nach „den Fähigkeiten des Tieres [...], vor allem den psychischen, diesem überragenden Merkmal.“ [III, 58f.] Das ist nicht zuletzt eine Spitze gegen alle Paläozoologen – „Oh ihr naiven Theoretiker!“ [V, 66] –, die von Versteinerungen fester Teile aus direkt auf das Leben eines Tieres zurückschließen zu dürfen glauben. Fabre widerlegt wiederholt diese Art des Rückschlusses [z.B. VI, 210 f.], die, nebenbei bemerkt, ohnehin gegen eine der elementaren Regeln der Logik verstößt, gegen das Verbot des eindeutigen Schlusses von der Folge auf den Grund. Als Illustration dieses Satzes kann man Fabres Aufweis ansehen, dass, wenn dasselbe Außenskelett heute lebender Insektenarten verschiedene Verhaltensweisen zulässt, der Rückschluss vom Körper auf das Verhalten keinesfalls berechtigt sein kann. „Nun ja, der Körperbau bestimmt nicht die Instinkte, das Werkzeug nicht das Gewerbe“ [VII, 174].

Seinem Prinzip, vor allem das Verhalten zu beschreiben, bleibt Fabre während seines gesamten Lebens treu. Oft findet er eigene Berufsbezeichnungen für die Insekten, die sich an ihre Tätigkeit anlehnen, und benutzt lieber als die binominale Nomenklatur des Fachwissenschaftlers die volkstümlichen Namen. Die Tätigkeiten der Insekten, die er gerne „Gewerbe“ nennt, kann er natürlich nur kennenlernen, indem er sie in ihrer natürlichen Umgebung beobachtet, und stolz zitiert er Darwin, der ihm den „Titel des unvergleichlichen Beobachters verliehen“ [VI, 39] hat. Seine Abneigung gegen stures Klassifizieren – „Pfui auf die Systematik!“ [VIII, 321] – bringt ihn sogar dazu, auch über Spinnen zu schreiben, obwohl diese ja keineswegs Insekten sind.

Fabre, 1823 in Südfrankreich als Kind armer Leute geboren, wurde zunächst Gymnasiallehrer und begann nicht zuletzt über Insekten zu schreiben, weil er mit seinem kargen Gehalt kaum über die Runden kam. Dabei hatte er das Glück, dass sein epochaler Aufsatz über die Knotenwespe *Cerceris* von angesehenen Insektenforschern zunächst akzeptiert und später sogar mit einem Preis gekrönt wurde, obwohl seine Ergebnisse denen großer Autoritäten widersprachen. Gelegentlich schrieb er populärwissenschaftliche Bücher auch über andere Themen, zum Beispiel den Sternenhimmel, aber im Zen-



Jean-Henri Fabre in seinem Arbeitszimmer, ca. 1913 [harmas]

trum seines Interesses standen Zeit seines sehr langen Lebens – er starb 1915 – die Insekten.

Im sechsten Band seiner Erinnerungen spricht er etwas ausführlicher über seine Jugend- und Studienzeit und erläutert, wie er zu seinem Spezialgebiet kam, weshalb er sich so ganz und gar auf den Instinkt konzentrierte und warum er die Insekten allein in seiner Heimat studierte.

„Jeder Winkel ist mir vertraut, hier kenne ich jeden Halm, auf dem sich die Mantis religiosa niederlässt, jeden Strauch, wo in der Stille der Sommernächte die bleiche Italienische Heuschrecke lieblich geigt“.

Für Fabre ist es kein Beobachten, „durch die Welt zu hasten und seine Aufmerksamkeit auf viele Gegenstände zu verteilen“ [VI, 73].

Seinen bis heute andauernden großen Erfolg hatte Fabre nicht allein seinem lebhaften und anschaulichen, nicht selten sogar poetischen Stil zu verdanken, sondern auch seiner Inkonsequenz – in den Beschreibungen des Verhaltens der Insekten ignorierte er seine eigenen Einsichten. Zwar zeigt er sich davon überzeugt, dass Insekten auch „nicht den Hauch von Intelligenz“ [I, 261] besitzen, sich also in der Starrheit ihres Verhaltens kaum von Maschinen unterscheiden, aber in seinen Schilderungen sind es Wesen, die sich fürchten, die verwirrt werden, „scharfsichtig“ sind und so sogar „Zärtlichkeit“ [VII, 85] kennen. Oft erscheinen Insekten stark vermenschlicht, und er bewundert ihre Verwegenheit, ja Tollkühnheit, spricht ihnen List oder Gelassenheit zu, beobachtet Heimweh und einmal, bei einer Sandwespe, „Freudenbezeugungen“ und einen „Triumphmarsch“ [IV, 201 f.]. Und wie sucht sich die Schlammarbeiterin, die *Pelopeia*, ihr Domizil? Sie inspiziert die Häuser und sucht die wärmsten aus:

„Die schönen lodernden Feuer der Winterabende, wenn der zeremonielle Weihnachtskloben im Herd verglüht, sind [...] maßgeblich für ihre Wahl, denn an der Schwärze des Kamins erkennt die Pelopeia, dass der Platz für sie geeignet ist. Ein Herd, der nicht vom Rauch gefirnisst ist, flößt ihr kein Vertrauen ein: In einem solchen Haus muss man ja vor Kälte erstarren!“ [IV, 9]

Ein anderer, für viele heutige Leser sicherlich fragwürdiger Aspekt ist die ganz naive moralische (Ab-)Qualifizierung der Tiere. Zum „Menschenaffen, dieser garstigen Karikatur des Menschen“ [II, 141], fühlt Fabre sich jedenfalls nicht hingezogen, und den Bienenwolf, eine Wespe, nennt er einen „Leichenfledderer“, seine Nahrungsaufnahme eine „scheußliche Völlerei“ und schimpft: Dieser „widerwärtige Schmaus“! [IV, 179] So etwas würde heute kein Biologe auch nur denken oder sagen, geschweige denn in einer Fachzeitschrift publizieren, aber derartige Bemerkungen geben Fabres Text seine intensive emotionale Färbung. Eben dasselbe gilt ganz gewiss auch für diese

Bemerkung: „Der Magen dreht sich einem um. Das ist abscheulicher, als man sich vorstellen kann.“ [VIII, 217]. Dazu kommen wiederholt autobiographische Einschübe, in denen er seiner Kinder und Eltern gedenkt, seinen Knecht rühmt, die Mithilfe der Dorfjungs beim Insekten sammeln anspricht oder den Ruhm Alfred Moquin-Tandons (1804–1863) singt, eines französischen Biologen, dem er sich tief verpflichtet fühlt. Selbst sein Hund findet Erwähnung. Insgesamt, wenn man alle Perspektiven zusammennimmt, vermitteln die Erinnerungen das schillernde Bild zweier kleiner Welten: seiner eigenen wie der der Insekten.

Erst dank seiner Widersprüchlichkeit und Tiefe gewinnt das Bild der Insektenwelt seinen Realismus: Fabre belässt es ja niemals dabei, animalisches Verhalten moralisch zu beurteilen, sondern ergänzt diese erste, in ihrer Naivität noch ganz natürliche Reaktion durch einen wissenschaftlichen Blick, der anschließend in einen mal persönlichen, mal ganz sachlichen Zusammenhang eingeordnet wird. Denn es geht ihm immer um den Weg von den „Einzelheiten zur Ansicht des Ganzen“, und das, indem er es „in den zauberhaften Mantel der bildhaften Sprache“ [VI, 70] kleidet. In seinen besten, wirklich nicht seltenen Momenten ist dieser Wissenschaftler ein Dichter.

Fabres Beschreibungen des Jagdverhaltens wie auch der Brutpflege der Insekten sind dramatische Erzählungen, die eigentlich immer im Gegensatz zu seinen Überzeugungen als Wissenschaftler stehen, die er während aller Bände seiner Erinnerungen unmissverständlich ausspricht. Aber stehen sie auch im Gegensatz zu seinem Erleben? Ganz gewiss widerrufen seine Analysen die eigenen Schilderungen und widersprechen die Schilderungen seinen Analysen; und sie tun es immer und immer wieder. In seinem Nachwort zum vierten Band der Erinnerungen [IV, 294-319] geht Bernard Viel auf diesen Widerspruch ein und macht es noch zusätzlich wahrscheinlich, dass die Beschreibungen der Insekten und ihrer Kämpfe von den Schlachtenschilderungen Homers inspiriert worden sind. Dass Fabre über eine sehr breite Bildung verfügte, kann man ohnehin an allen Stellen seines Werkes sehen; insbesondere die Klassiker der römischen Literatur wie Ovid oder Vergil finden sich immer wieder im Original zitiert.

Aber es gibt noch andere Gründe, warum er ein so gut lesbarer Autor ist, und sie zeigen zugleich seine Qualitäten als Wissenschaftler. Ein großer Pluspunkt ist seine Offenheit, denn immer wieder stellt er Fragen, und es sind sehr häufig wirkliche Probleme, die er zwar manchmal, aber bei weitem nicht immer lösen kann. Sein lakonisches „Ich weiß es nicht“ [II, 121] ist keinesfalls ein Understatement oder ein rhetorischer Trick, sondern Ausdruck einer tiefen Skepsis, die sich bis zu einem entschiedenen Agnostizismus steigern kann:

„Wir sind Blindgeborene angesichts der unergründlichen Geheimnisse, die uns umgeben, es stellen sich tausend und abertausend Fragen, ohne eine mögliche Antwort“ [V, 106].

Manche Fragen allerdings verraten schon seine Geschicklichkeit als Autor, der, bevor er die Antwort auf ein besonders schwieriges Problem gibt, den Leser zum Nachdenken auffordert: „Suchen Sie, kombinieren Sie, denken Sie nach, Sie mit ihrem erfinderischen Geist! Haben Sies? Vielleicht? Ich kann es Ihnen ja auch sagen.“ [II, 70]

Wichtig, und nicht allein des Verlages wegen, in dem diese Zeitschrift erscheint, sind die Kapitel über *Mantis religiosa*, die Gottesanbeterin, denn sie stellten für Paul Celan, den deutschen Lyriker, eine bedeutende Anregung dar; und sie konnten das deshalb sein, weil sie selbst poetische Qualitäten besitzen – besonders in der Schilderung des Insekts.

Fabre spricht über

„das Tier, das Gott anbetet: Ihre segelartigen, langen, zartgrünen Flügel, ihr zum Himmel gewendeter Kopf, ihre über der Brust gekreuzten Arme geben ihr tatsächlich den Anschein einer in Andacht verzückten Nonne. Doch sie ist ein grausames Geschöpf und auf Gemetzel aus.“ [I, 149]

Eine deutsche Übersetzung der Erinnerungen, also des großen Werkes, das Fabres Ruhm dauerhaft begründete, erscheint seit 2010 in einer schönen Leinwandausgabe, illustriert von dem Zeichner Christian Thanhäuser. Bis heute sind acht von zehn Bänden erschienen, jeder einzelne mit Ergänzungen und Materialien. Zu diesen Materialien zählt beispielsweise der Briefwechsel mit Charles Darwin im dritten Band. Band 2 enthält einen Essay von Rémy de Gourmont über den Instinkt aus dem Jahr 1903. Fremdsprachige Zitate werden übersetzt und ihr Ursprung wird genannt, aber leider werden manche der heute vielleicht überholten Einsichten und Überlegungen Fabres nicht in einem wissenschaftlichen Kommentar korrigiert und eingeordnet. Einen solchen Kommentar könnten wahrscheinlich selbst Fachwissenschaftler gut gebrauchen, wenn es sich nicht zufällig um Insektenforscher handelt.

In diesem Beitrag wird es um die Überlegungen Fabres über den Instinkt und die damit zusammenhängenden Einwände gegen die Evolutionstheorie Darwins gehen, aber vorab durfte nicht der Hinweis auf die Schönheit dieser Edition fehlen, die offensichtlich mit Liebe und Sorgfalt erstellt wurde.

An verschiedenen Stellen dieser Ausgabe wird jeweils im Anhang auf die Ablehnung der von Fabre „Transformismus“ genannten Evolutionstheorie eingegangen, aber stets so, dass diese Theorie als endgültig bewiesen hingestellt wird; dass Fabre auch nur ein ganz klein wenig Recht haben könnte, wird an keiner Stelle als möglich angesehen. Es steht für alle Autoren fest, dass Fabre „eher auf verlorenem Posten“ steht, denn alle Polemiken, so B.

Viel, prallen „am Panzer der Schlüssigkeit“ ab [Viel 312 f.]. Für diesen Autor ist die Evolution eine „Tatsache“, und das mag man ihm auch durchaus zubilligen; nur ist damit noch nicht die Frage beantwortet, wie komplexe Instinkte in die Welt kamen, ob es wirklich denkbar oder gar bewiesen ist, dass sie sich allmählich in unendlich vielen kleinen Schritten in einer unendlich langen Zeit entwickelten, wie es die Evolutionstheorie nach Darwin annimmt. Die Evolution hat auch Fabre niemals bestritten; nur glaubte er nicht, dass Darwin das Rätsel der Entstehung der Arten oder des Instinkts tatsächlich gelöst hatte.

Darwin selbst sah die Instinkte als erworbene Gewohnheiten an. Das ist eine kaum belastbare Theorie, die bereits daran krankt, dass sie nicht erklären kann, wie sich erworbene Gewohnheiten hätten vererben sollen. Darauf geht Fabre gar nicht ein, sondern argumentiert mit einer erstaunlichen Anzahl von Beispielen, von denen man sich jedes einzelne allerdings nur sehr schwer schrittweise entstanden denken kann. Er hat genau verstanden, dass es die hypothetisch angenommene „winzige Veränderung“ [IV, 106] ist, von der die Evolutionstheorie abhängt, aber auch, dass es eine solche sich in winzigen Schritten vollziehende Entwicklung eines Instinkts niemals gegeben haben kann.

Wahrscheinlich war es das „Kontinuitätsprinzip“ von Gottfried Wilhelm Leibniz, das zunächst der Infinitesimalrechnung, sodann der von Fabre wie wenig später von Henri Bergson „Transformismus“ genannten Evolutionstheorie die theoretische Grundlage bietet. Besonders deutlich hat Leibniz seine Überzeugungen in einem Brief an den französischen Mathematiker und Physiker Pierre de Varignon (1654–1722) ausgesprochen, und bereits dort, mehr als einhundert Jahre vor Darwin, findet man die Prinzipien der Evolution formuliert. Aber erst, als eine gebildete Oberschicht diese Mathematik verinnerlicht hatte – in der ersten Hälfte des 19. Jh. – waren die Voraussetzungen für eine breite Akzeptanz der Evolutionstheorie gegeben.

In Leibniz' Brief wird eine revolutionäre Methode zur Berechnung natürlicher Vorgänge zur Beschreibung der Realität:

„Ich darf also wohl mit gutem Grund annehmen, daß all die verschiedenen Klassen von Wesen, deren Inbegriff das Universum ausmacht, in den Ideen Gottes, der ihre wesentlichen Abstufungen distinkt erkennt, nur ebensoviele Koordinaten ein und derselben Kurve sind. Die Einheit dieser Kurve duldet es nicht, daß man zwischen zwei Koordinaten irgend welche andere als die wirklich vorhandenen einschiebt, da dies Unordnung und Unvollkommenheit bezeugen würde. Die Menschen stehen also mit den Tieren, die Tiere mit den Pflanzen, und diese wiederum mit den Fossilien in nahem Zusammenhang, während diese letzteren ihrerseits wieder mit den Körpern, die uns in der sinnlichen Anschauung erscheinen, zusam-

menhängen. Das Gesetz der Kontinuität fordert, daß, wenn die wesentlichen Bestimmungsstücke eines Wesens sich denen eines anderen nähern, auch alle sonstigen Eigenschaften des ersteren sich stetig denen des letzteren annähern müssen. So bilden notwendig alle Ordnungen der natürlichen Wesen eine einzige Kette, in der die verschiedenen Klassen, wie ebenso viele Ringe, so eng ineinander haften, daß es für die Sinne und die Einbildung unmöglich ist, genau den Punkt anzugeben, wo die eine anfängt und die andere endigt: die Grenzarten, d. h. alle Arten, die gleichsam rings um die Wende- und Schnittpunkte herum liegen, müssen eine doppelte Deutung zulassen und sich durch Merkmale auszeichnen, die man mit gleichem Rechte auf die eine oder die andere der benachbarten Arten beziehen kann.“ [Leibniz 77 f.]

Fabre hat, wahrscheinlich ohne Kenntnis der Philosophie von Leibniz, die theoretische Grundlage der Evolutionstheorie in einer Forderung zusammengefasst, die in genau derselben Weise die kleinsten Schritte der Infinitesimalrechnung zum Ausgangspunkt nimmt:

„Gesteht uns eine Veränderung, wie klein auch immer, in der Tätigkeit des Insekts zu, und diese Veränderung wird, immer mehr bestärkt, zu einer neuen Rasse und schließlich zu einer bestimmten, festgelegten Art führen.“ [IV, 106]

Eben zu diesem Zugeständnis ist Fabre nicht bereit, sondern er betont immer wieder die Starrheit aller Verhältnisse, besonders aber des Instinkts, der allenfalls in nebensächlichen Zusammenhängen flexibel ist. Falls sich aber doch etwas Neues tut – nach Fabre immer in Nebenfragen –, dann geschehen „diese Neuerungen nicht allmählich, sondern plötzlich“ [IV, 105]; und von der Bildung einer neuen Art ist an keiner Stelle die Rede. Vielmehr glaubt er, daß „wir alle, Menschen und Mistkäfer, [...] das Abbild eines unveränderlichen Prototyps [sind]: Die wechselnden Lebensbedingungen verändern uns nur äußerlich, nie das Gerüst.“ [V, 138]

Diese Ansicht geht dann wohl doch einen Schritt zu weit, denn schließlich sind alle biologischen Arten auf dieser Erde geworden, und unveränderlich können sie deshalb keinesfalls sein, weil es einen Zusammenhang zwischen dem Inneren und dem Äußeren, dem Verhalten und der Gestalt gibt. Allerdings scheint es, dass es während der nun ja auch schon mehrtausendjährigen Geschichte der Menschheit nie zu der Bildung einer neuen Art gekommen ist, sondern immer nur zu neuen (Haustier-)Rassen, dass es also doch einen gewissen Stillstand gegeben hat oder immer noch gibt.

In den Erinnerungen eines Insektenforschers geht es vor allem um den Instinkt, und dieser Begriff des Instinkts ist nicht allein umstritten, sondern wird von vielen Biologen sogar direkt abgelehnt. Ein prominentes Beispiel ist

Jakob von Uexküll, der sich in seinen Streifzügen durch die Umwelten von Tieren und Menschen gegen ihn ausspricht und ihn ein „Verlegenheitserzeugnis“ nennt, das manche Biologen überhaupt anzusprechen vermeiden, weil mit ihm „niemand etwas Rechtes“ [Uexküll 65 f.] anzufangen wisse.

Auch heute steht man dem Begriff sehr skeptisch gegenüber. Angesprochen als „geschichtlich zentraler und stets umstrittener Begriff der Ethologie“, wird unter ihm „ein angeborener Mechanismus der Verhaltenssteuerung verstanden, der sich in einer geordneten Folge von Erbkoordinationen äußert.“ [Lexikon der Biologie ↔ Instinkt] Die Skepsis ist berechtigt, denn das Zitat gibt uns bloß eine rein äußerliche Beschreibung, aber keinesfalls eine Erklärung. Unbewusst ablaufende, mehrgliedrige, sich nicht verändernde Handlungen animalischer Organismen sind Instinkte. Mehrgliedrig oder mehrphasig ist eine wichtige Bestimmung, um Instinkte von Reflexen zu unterscheiden, die sich ja ebenfalls unwillkürlich vollziehen und im Alltag oft als instinktives Verhalten angesprochen werden. Sie finden sich bereits bei vielen Pflanzen.

Für den Instinkt irgendwelche Triebe als *qualitates occultae* im Hintergrund anzunehmen, zum Beispiel einen Fortpflanzungstrieb, hilft nicht im geringsten weiter. Die „Tätigkeit“ des Tiers ist in den Worten Fabres eine „rein äußerliche Funktion mit Phasen, die fast ebenso strikt geregelt sind wie einer inneren Funktion, etwa der Verdauung.“ [IV, 46]

„Ich brauche echte, sorgfältig beobachtete, gewissenhaft untersuchte Tatsachen. Was haben Sie über die Entstehung der Instinkte vorzuweisen? Nichts, nichts und wieder nichts.“ [VII, 160]

Ist es aber überhaupt denkbar, die Entstehung eines Instinkts wissenschaftlich zu behandeln? Oder die Entstehung der vielphasigen Entwicklungsgeschichte eines Insekts? Im Idealfall geschähe das *in statu nascendi*, aber das muss bereits an der begrenzten Lebenszeit eines Menschen scheitern. Alle Instinkte dieser Welt sind vor unbestimmt langer Zeit entstanden, alle Metamorphosen müssen sich schon vor Ewigkeiten ereignet haben, und nichts davon hat irgendwelche Spuren hinterlassen. Wie denn auch? Wie also sollte sich ihre Genese in Nachhinein beschreiben lassen? Im Abstand von mindestens mehreren tausend, vielleicht von Millionen Jahren? In welcher Weise hätten sich die einzelnen Phasen der Entstehung abzeichnen sollen? Es ist leicht zu sehen, dass eine Theorie über die Entstehung eines Instinkts wie über die Metamorphose eines Insekts niemals und unter keinen Umständen falsifiziert oder verifiziert werden könnte. Eine solche Theorie, die prinzipiell niemals über den Status einer metaphysischen Hypothese hinausgelangen könnte, dürfte unter keinen Umständen wissenschaftlich genannt werden.

Gleich in der eingangs angesprochenen Studie Fabres über die Jagd- und Konservierungsmethode der Wespen spielt der Instinkt die entscheidende Rolle. Bei der Knotenwespe wie auch bei anderen Wespen betont Fabre

immer wieder, dass die erstaunliche Komplexität des Vorgangs sowohl seine allmähliche und stufenweise Entwicklung als auch die Rolle des Zufalls ausschließt: „Ein sich allmählich herausbildender Instinkt ist offenkundig unmöglich.“ [II, 49] Im selben Sinne, wobei er die Unveränderlichkeit des vielgliedrigen Verhaltensschemas betont: „Und diese Fähigkeit ist authentisch, sie ist von Anfang an perfekt; die Vergangenheit hat nichts hinzugefügt, die Zukunft wird nichts hinzufügen.“ [II, 54] Dieses Argument wird immer und immer wieder wiederholt: „es ist absolut unmöglich, eine Kunst auszuprobieren und zu erlernen, bei der man verloren ist, wenn man nicht auf Antrieb Erfolg hat.“ [III, 210] Zufallstreffer bei der Entwicklung ein- oder zweigliedriger Handlungen sind vielleicht noch denkbar, aber doch nicht bei derart komplexen Vorgängen wie den von ihm beschriebenen Prozessen: „Inmitten solcher Komplikationen ist Zufälliges lächerlich.“ [III, 37; zu diesem Hauptargument Fabres auch Illig, 280-285].

Die Komplikationen betreffen die Jagd- und Betäubungstechniken, die sich von Art zu Art stark unterscheiden, die Eiablage auf der Beute und schließlich das Fraßverhalten der Larve, das Fabre eine regelrechte „Esskunst“ [III, 35] nennt. Die Larve muss achtsam um die lebenswichtigen Organe herum fressen, weil sie andernfalls ihr Opfer vorzeitig in einen für sie selbst tödlichen, weil verfaulenden Brei verwandelt [III, 26 ff.]. In keiner einzigen dieser Phasen darf auch nur der geringste Fehler unterlaufen! Alles muss vom ersten Mal an reibungs- und anstoßlos funktionieren, denn jeder Fehler wird mit dem Tod bestraft.

Am Anfang ist die von Fabre beschriebene Betäubung des Beutetieres durch den Jäger wichtig – die Grabwespe betäubt ihre Beute, als wüsste sie, daß an einer einzigen, „gut zugänglichen Stelle [...] die Bewegungszentren der Flügel nebeneinander“ [I, 69] liegen. Ganz anders töten andere Wespen, nämlich nicht an einer einzigen Stelle, sondern mit vielen Stichen, weil ihre Beute riesengroß ist [IV, 64]: nicht weniger als achtmal sticht die Borstige Sandwespe zu, und sie muss jedes Mal ganz exakt treffen. Fabre scheut sich nicht, ihr ein „chirurgisches Wissen“ zuzusprechen. Auch die Eiablage geschieht an der einzigen dafür geeigneten Stelle, nämlich dort, „wo Krallen, Kieferzangen, Legebohrer oder Fühler sie nicht erreichen, an einem Punkt, der absolut reglos ist, wo nicht einmal die Haut bebt.“ [I, 137] An jeder anderen Stelle würde das Ei zerdrückt oder von den Kieferzangen der Beute entfernt werden und anschließend absterben. Andere Wespen betäuben anders, der Art ihres Beutetiers entsprechend, und fasziniert schreibt Fabre, dass bei „dieser Auswahl, die selbst ein überragendes Wissen nicht verbessern könnte [...], so viele Schwierigkeiten glanzvoll bewältigt werden, dass man sich fragt, ob man nicht einer Illusion erliegt, ob nicht die Fakten von

vorgefassten Theorien verdunkelt wurden, ja, ob nicht die Feder imaginäre Wunder beschreibt.“ [I, 69]

Immer wieder betont Fabre die Starrheit des Instinkts, und starr ist er in zweierlei Hinsicht, denn einerseits weicht das einzelne Insekt nicht von dem Schema ab, andererseits ist der Instinkt bei allen Tieren einer Art exakt derselbe. In einem diesem Thema gewidmeten Kapitel des vierten Bandes [IV, 61-72] unterscheidet er zwischen dem Instinkt und dem „Unterscheidungsvermögen“, denn eine gewisse Flexibilität innerhalb des starren Schemas will er noch nicht Intelligenz nennen. Es ist nicht mehr als ein „Schimmer von Intelligenz“ [IV, 66].

Zunächst also das Verhalten einer einzelnen Wespe, das Fabre bei einem berühmt gewordenen Versuch beobachtet und beschrieben hat. Der Räuber erbeutet eine Grille und trägt sie zu der Höhle, in der er sie deponieren will, um danach sein Ei auf ihr abzulegen. Bevor er die Beute in die Höhle bringt, legt er sie ab und inspiziert den Bau; erst dann trägt er sie hinein. Fabre nun nahm die Grille und legte sie ein Stück weit fort, so dass die Wespe sie nach der Inspektion der Höhle erst suchen musste, um sie dann erneut zum Eingang zu schleppen, abzulegen und wieder die Höhle zu inspizieren, als hätte sie das nicht bereits Augenblicke zuvor erledigt. Ähnliche Experimente schildert Fabre in einem „Die Unwissenheit des Instinkts“ überschriebenen Kapitel des ersten Bandes [I, 147-160]; er demonstriert dort, dass der Instinkt „in den ihm vorgegebenen unveränderlichen Bahnen“ allwissend ist, aber außerhalb des Handlungsschemas „völlig unwissend“ [I, 160]. Immer wieder kann er zeigen, dass die Wespen den artspezifischen Vorgang allein in einer einzigen Reihenfolge vollziehen, dass also die unterschiedlich konfigurierten Mechanismen allein in einer einzigen Weise und bestimmten Reihenfolge ablaufen können. Es ist deshalb begründet, dass der Lexikonartikel von einer „geordneten Folge“ spricht: Eben auf diese Folge kommt es an, bei der Wespe wie bei unzähligen anderen animalischen Lebewesen.

In dem sehr ausführlichen Artikel über den Instinkt im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, aber auch in anderen Nachschlagewerken fehlt dieser alles entscheidende Aspekt völlig. Einige Naturphilosophen haben diese Beobachtung Fabres aber schon zur Kenntnis genommen, zum Beispiel Max Scheler in *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, wo der Autor den „festen, unveränderlichen Rhythmus“ betont: „Auf den festen Rhythmus kommt es an, nicht etwa auf die Organe“ [Scheler 1976, 18]. „Rhythmus“ klingt vielleicht ein wenig zu sehr nach Musik, aber der Grundgedanke Fabres wurde damit übernommen.

In seinem Essay über den Instinkt sagt de Gourmont (1858–1915), dass die Intelligenz „das Ursprüngliche“ sei, der Ausgangspunkt des Instinkts:

„Die Theorie, die den Instinkt als eine teilweise Kristallisation der Intelligenz auffasst, hat etwas sehr Verführerisches, und ich meine, dass sie auch richtig ist.“ [Gourmont, 320, 325]

In einer ganz ähnlichen Weise wird Intelligenz heute von einer ganzen Vielzahl von Autoren als etwas Ursprüngliches angesehen, auf jeden Fall von der ziemlich umfangreichen Fraktion der materialistischen Pantheisten, die Spuren von Intelligenz selbst im atomaren Bereich annehmen. Mit Darwins Ansicht über die Entstehung der Instinkte geht diese Sicht wohl konform, und wie diese müssen derartige Theorien letztlich auf die Monadologie von Leibniz zurückgeführt werden, ebenso wie die Annahme eines das gesamte Sein durchziehenden Kontinuums, das nirgendwo Brüche zwischen den verschiedenen Seinsarten annehmen möchte.

Fabre spricht immer wieder von einem universalen Wissen [III, 210], an dem die Insekten partizipieren bzw. von dem sie zehren oder von dem ihr Verhalten kündet. Was versteht er darunter? Ganz gewiss keinen „intelligenten Designer“, sondern im Grunde argumentiert er wie Kant in der *Kritik der teleologischen Urteilskraft*: Er stellt eine unbedingte Zweckmäßigkeit fest, ohne daraus auf einen Gott zu schließen, der einen Zweck gesetzt hätte. Oder doch? Ganz am Ende des vierten Bandes zitiert Fabre Anaxagoras: „Die Weltvernunft hat alles durch und durch geordnet.“ [IV, 291] Das Schlusswort des fünften Bandes spricht neben „den physischen Gesetzen, welche die Materie regieren“, diejenigen Gesetze an, „die die Instinkte regieren.“ [V, 295]

Wenn die Intelligenz das Ursprüngliche gewesen sein sollte, dann hätte ein intelligenteres Insekt nach unzähligen Versuchen einen Instinkt entwickelt, der seine Intelligenz überflüssig gemacht hätte. Anschließend hätte sich das Insekt zurück entwickelt (ein Widerspruch im Beiwort...), denn die Intelligenz ist doch dem Instinkt übergeordnet. Die Intelligenz ist so beweglich, wie der Instinkt starr und unflexibel. Müsste man sich die Höherentwicklung der Lebewesen nicht besser als die vielleicht allmähliche, vielleicht sprunghafte Flexibilisierung des Instinkts oder als die Befreiung von ihm mittels einer wachsenden Intelligenz denken? Denken sicherlich, aber beweisen... Wie auch immer: Feststellen lässt sich nicht mehr als die geringere Bedeutung des Instinkts, die größere der Intelligenz für die höheren Lebensformen. Das sicherlich am wenigsten von Instinkten und damit überhaupt von starren Handlungsschemata bestimmte animalische Lebewesen ist der Mensch, wogegen Insekten aller Art, wie Fabre festgestellt hat, allenfalls winzige, kaum wahrnehmbare Spuren von Intelligenz besitzen.

Die Unbeweglichkeit des Instinkts wird von Fabre immer wieder herausgearbeitet. Wesentlich ist die Reihenfolge der einzelnen Handlungen, von denen ein Tier nicht abzuweichen vermag („die selbst schwerwiegende Umstände nicht zu ändern vermögen“ [I, 238]). Das Insekt „hat keine Wahl in

seinem Handeln – keine Einsicht bezüglich dessen, was wünschenswert ist oder nicht, sondern es gleitet gewissermaßen einen unwiderstehlichen Abhang hinunter, der vorbereitet wurde, es zu einem festgelegten Ziel zu führen.“ [I, 275] Der letzte Satz des ersten Bandes und damit dessen Resümee lautet: „Es ist fast die Bewegung einer Maschine, bei der sich ein Rädchen nur dann in Gang setzt, wenn das Schwungrad begonnen hat, sich zu drehen.“ [I, 278] Das „fast“ ist Fabre wichtiger, als aus diesem Zitat hervorgeht, denn keinesfalls möchte er ein Insekt als ein maschinenähnliches Wesen deuten: „Das Tier ist keine Maschine, deren Räderwerk stets dieselbe Wirkung hat“ [IV, 202].

„Hinsichtlich der Tätigkeit wollen wir das Insekt als einen Arbeiter ansehen, der von Grund auf und von Geburt an eine Kunst beherrscht, deren Prinzipien unveränderlich sind; gestehen wir diesem unbewussten Arbeiter einen Schimmer von Intelligenz zu, der es ihm erlaubt, sich aus dem unvermeidlichen Konflikt mit Nebensächlichkeiten zu befreien; dann sind wir der Wahrheit so nahe, wie es unser Wissen derzeit erlaubt.“ [IV, 66]

Die Unbeweglichkeit des Instinkts begegnet uns mittelbar auch im menschlichen Bereich; einerseits dort, wo die Psyche eines sehr alten oder kranken bzw. behinderten Menschen retardiert ist, andererseits in unserem Gedächtnis. Das Gedächtnis ist, anders als die Erinnerung, starr und unbeweglich, geht dafür aber auch niemals in die Irre. Ein rein instinktiv handelndes Wesen tut das auch nicht – wenn Instinkt eine erworbene Gewohnheit wäre, dann hätte dieses Wesen irgendwann mit dem Lernen und Sich-Verändern aufhören und damit mit der Intelligenz abschließen müssen.

Das Gedächtnis ist das Fundament der Erinnerung, der Instinkt die Grundlage der Intelligenz. Die Schwächung der Basis ist die Voraussetzung für das Aufkommen der höheren Vermögen, das immer auf Kosten der Vitalität geht. Das höhere Vermögen ist freier, es löst sich von seiner Basis, aber dank seiner Freiheit ist es fehlbarer.

Der Unterschied von Gedächtnis und Erinnerung, wie ich ihn verstehe, ist Henri Bergson und seinem gegen materialistische Hirntheorien gerichteten Buch *Materie und Gedächtnis* geschuldet. Nur das Vokabular geht auf eigene Überlegungen zurück, weil es auf die Differenzierungen der deutschen Sprache zurückgreifen kann. Gedächtnis also ist die fleischgewordene Gewohnheit, ist, ähnlich dem Instinkt, eine (häufig unbewusste) Abfolge von Bewegungen und ganz auf die tätige Gegenwart und die unmittelbare Zukunft gerichtet; die Erinnerung dagegen, über die allein der Mensch verfügt, ist die bildgewordene Vergangenheit, eine Reflexion, in der sich der Mensch von der Gegenwart löst, um sich selbst und seinem Leben gegenüber zu stellen. Erinnerung und Bewusstsein sind deshalb schon fast Synonyme.

„Von diesen beiden Gedächtnissen liegt das erste in der allgemeinen Rich-

„... der Natur; das zweite würde, bliebe es sich selbst überlassen, vielmehr die entgegengesetzte Richtung nehmen.“ [Bergson 1991,78]

Das Gedächtnis ist ein vitales Vermögen, anders als die Erinnerung, das wie das Bewusstsein die Vitalität sogar schwächt.

Es ist wahrscheinlich, dass die starre motorische Abfolge eines instinktiven Verhaltens der Ursprung oder die Wurzel des Gedächtnisses ist, und es ist ganz sicher, dass einzelne Momente des Instinkts im Gedächtnis aufgehoben sind. Bergson demonstriert die Bedeutung einer automatischen Motorik für das Gedächtnis an einigen pathologischen Fällen, aus denen deutlich wird, dass „der Automatismus dabei viel weiter reicht als wir denken“ [Bergson 1991, 75], womit er indirekt die Bedeutung des von ihm ja ebenfalls ausführlich untersuchten Instinkts unterstreicht.

In *Schöpferische Entwicklung* zitiert Bergson Fabre und zeigt damit, dass er die größtenteils bereits erschienenen Erinnerungen gelesen hat, aber sein Begriff von Instinkt ist ein ganz anderer als der des Insektenforschers. Für ihn sind „Instinkt und Intelligenz zwei divergierende Entwicklungen eines selben Prinzips“, und er spricht wörtlich von „einer radikalen Inkompatibilität“ [Bergson 2013,193 f.]. Für Bergson kann also die Frage nicht sinnvoll sein, ob der Instinkt sich aus der Intelligenz, die Intelligenz aus dem Instinkt heraus entwickelt habe. Gegen seine Ansicht spricht, dass auch intelligente Wesen instinktives Verhalten kennen. Mit der Schichtentheorie Nicolai Hartmanns, über die gleich gesprochen werden soll, lässt sich das In- und Miteinander von Instinkt und Intelligenz sehr gut vereinbaren.

Wenn man von dem oben zitierten *Lexikon der Biologie* absieht, geht offenbar so gut wie niemand auf die große Bedeutung der Reihenfolge ein, die man bei allen Instinkthandlungen beobachten kann und die in Fabres Werk so deutlich hervortritt. Auch Bergson tut das nicht, obwohl es doch den sein gesamtes Werk durchziehenden Gedanken unterstützt hätte, dass es vor allem auf die Bewegung ankommt. Stattdessen konzentriert er sich ganz darauf, den Instinkt als die Kenntnis einer Materie zu deuten. Damit versäumt es Bergson, an seine Interpretation des Gedächtnisses anzuknüpfen. Denn wie beim Gedächtnis ist für den Instinkt die richtige Reihenfolge der Handlungen alles. Von ihr darf keinesfalls abgewichen werden, wie Fabre an vielen Beispielen zeigt; die Insekten können weder eine Stufe überspringen noch einfach neu ansetzen, sondern sie müssen zurückgehen und ganz von vorn beginnen. Bei allen instinktiven Handlungen, aber auch bei Gedächtnisleistungen kommt es darauf an, den Anfang zu finden und richtig in die Handlungsfolge hineinzukommen, wie man an der Wespe sehen kann. Deshalb fangen auch wir neu an, wenn wir beim Aufsagen eines Gedichtes oder einer Telefonnummer stocken und wieder in Gang kommen wollen. Überhaupt ist Bewegung unverzichtbar, wenn man das Gedächtnis anregen will, denn es arbeitet nicht,

wenn der Körper vollständig unbewegt ist. Deshalb ist jede Bewegung hilfreich, wenn das Gedächtnis angeregt werden soll; sogar die Imagination von Bewegung kann helfen. Beim Gedichte- oder Vokabellernen kann bereits Auf- und Abmarschieren helfen, und ein Spaziergang kann unseren Geist wieder in Schwung bringen. Auch dies zeigt die Bedeutung des Instinkts, der ja die Abfolge der Bewegungen organisiert. Umgekehrt ist es auch so, dass sich fremde Personen mit ihren Bewegungen unserem Gedächtnis besonders leicht einprägen.

Wie die Wespe beginnen wir von Neuem, wenn die Reihenfolge gestört ist. Das Gedächtnis ist starr, anders als die bewegliche Erinnerung, die auch dank ihrer Bewusstheit so oft in die Irre geht wie die Intelligenz; der Instinkt dagegen mag in die Irre führen, aber er irrt niemals, weil er nicht denkt. Und: Auch die Assoziation ist ein Teilaspekt von Instinkt und Gedächtnis: damit B geschieht, muss wie beim Instinkt zuvor A gewesen sein. Die Wurzel der Assoziation ist das Nacheinander verschiedener Bewegungen.

Es gibt für den Reflex wie für Instinkthandlungen, die Assoziation und das Gedächtnis auslösende Reize. Diese Prozesse verlaufen in aller Regel nur dann ganz reibungslos, wenn sie sich unbewusst vollziehen, und ihre Abkunft kann man daran erkennen, dass sie am besten funktionieren, wenn man die Reihenfolge der Bewegungen einhält. Dann fallen uns viele Namen von selbst ein – manchmal zum Beispiel, wenn wir um eine bestimmte Ecke gehen. Und es darf durchaus immer dieselbe Ecke sein. Hauptsache, man geht.

Reihenfolge ist nicht allein alles beim Beutemachen und Eiablegen, sondern auch bei den verschiedenen Stadien in der Entwicklung des geschlechtsreifen Insekts (Ei, Larve, Puppe, Imago). Zur Aufeinanderfolge dieser meist vier Stadien lässt sich dasselbe sagen wie zu der vielschrittigen Eiablage: Wie hätte sie allmählich entstehen können? Auch sie muss sich doch – und zwar in allen ihren Stufen! – sofort perfekt präsentiert haben, um im Anschluss immer die gleiche zu bleiben. Und: Der erste Schritt hat ohne die folgenden überhaupt keinen Sinn, so dass auch deshalb der ganze Ablauf auf einmal entstanden sein muss. Müsste man damit dann nicht auch das Telos dieses Vorgangs bereits im Anfang denken, vielleicht gar einen Zweck? Wie könnte sich ein Insekt einen Zweck setzen?

Es wird immer problematisch sein, von Wissen zu sprechen, wenn man das Verhalten von Insekten schildert und deutet. Bergson lehnt es entschieden ab und findet es grundsätzlich falsch, „die Sachkundigkeit der Hautflügler in den Kategorien der Intelligenz ausdrücken“ zu wollen. Stattdessen schlägt er vor, „eine Sympathie (im etymologischen Sinn des Wortes)“ anzunehmen: Die Wespe Fabres spüre die „Verwundbarkeit“ der Raupe, und die beiden Tiere sollten „nun nicht mehr als zwei Organismen, sondern als zwei Aktivitäten betrachtet“ [Bergson 2013, 200] werden. Wenn man das so unterschiedliche

Vokabular Fabres und Bergsons beiseitelässt, dann scheinen sie einen ähnlichen Gedanken zu favorisieren: „Je mehr ich sehe, je mehr ich beobachte, desto stärker erstrahlt diese Intelligenz hinter dem Geheimnis der Dinge“ [II, 89].

Scheler schließt sich an diese Argumentation an und sieht „eine Art Einfühlung der Wespe in den Lebensprozeß und Organismus der Raupe“. So ist es „derselbe einheitliche und einfache Lebensdrang“, der es der Wespe erlaubt, den richtigen Punkt im Körper der Larve zu treffen [Scheler 1973, 40 f.]. Nur: Wie soll man sich das vorstellen? Scheler bestreitet nicht die „Reizbedingtheit“ der Sympathie, will also ganz ausdrücklich von Telepathie oder dergleichen nichts wissen. Und dann doch... Er spricht von „relativer Telepathie“, denn die Einfühlung reiche weiter als die Wahrnehmung und müsse sich auch nicht „auf die Wahrnehmung der Nervenzentren aufbauen“ [Scheler 1973, 41 f.]; gemeint sind wahrscheinlich die Nervenzentren der Raupe, nicht die der wahrnehmenden Wespe.

Fabre stellt deutlich heraus, daß wir die Antwort auf diese wie auf andere Fragen nicht kennen können. Er formuliert keinen partiellen oder vorläufigen Agnostizismus, sondern es ist ein prinzipieller, der seine Grundeinstellung charakterisiert. Er weiß es nicht nur nicht, sondern ist davon überzeugt, dass er es niemals wissen kann und wird, und so will er die Existenz einer Intelligenz hinter den Dingen – eine etwas fragwürdige Formel – nicht ausschließen. Später fällt ihm ein wesentlich besserer Ausdruck ein, wenn er auffällig zweckmäßiges Verhalten als „die glänzende Bestätigung einer präetablierten Ordnung der Dinge“ [II, 185] ansieht: Das ist eine schöne Formulierung, die ganz neutral ist und in der kein Gott und kein intelligenter Designer vorkommt. Ähnlich klingt: „Eine souveräne Ordnung beherrscht die Materie.“ [VII, 173] Es ist nicht mehr als die sachliche Feststellung, dass die Dinge merkwürdig gut zusammenpassen und wir weder für ihr Ineinandergreifen noch für das Regelwerk ihrer internen Abfolge eine befriedigende Erklärung finden. Im vierten Band allerdings vermutet er als „Grund für diese tausend Tätigkeiten“, zu denen die Insekten fähig sind, doch wieder eine

„ursprüngliche Inspiration, ein Talent, das der Form vorausgeht [...]: Am Anfang steht ein Ziel, ein Plan, nach dem das Tier unbewusst handelt.“

[IV, 144]

Das sind Bemerkungen, die auf Henri Bergsons Annahme eines *Élan vital* (Lebensdrang) hindeuten, auf die Vorstellung, dass die Evolution „die Entfaltung eines Impulses“ sei, dem sie ihr „inneres Richtungsprinzip“ [Bergson 2013, 104 und 94] zu verdanken habe.

Mit dem Problem einer präetablierten Ordnung haben sich einige der bedeutendsten Philosophen des 20. Jh. herumgeschlagen, aber bevor ich sie

hier anspreche, sollte die Schichtentheorie Nicolai Hartmanns erläutert werden, weil sie die prinzipielle Irrationalität und Unverständlichkeit vieler Vorgänge begründen kann. Hartmann formulierte für die Aufeinanderfolge der Schichten und ihr Verhältnis zueinander zwölf Gesetze, von denen hier aber nur zwei wichtig sind.

Er nahm vier Schichten an: die leblose Natur, die Flora, die Fauna und die Welt des Menschen. Die untere Schicht, das ist das erste hier interessierende Gesetz, ist immer die stärkere, was im Bereich des Lebendigen bedeutet, dass die oberen Schichten auf die unteren angewiesen sind; auch kehren die unteren Schichten in den oberen wieder, so dass sich für die Welt des Menschen ein Ineinander von lebloser Natur, Pflanzenwelt und animalischen Aspekten ergibt, das von dem Menschsein überformt und zusammengehalten wird. Das zweite Gesetz lautet, dass die untere Schicht zwar die stärkere ist, die obere aber sich nicht aus ihr heraus erklären lässt, sondern ihr gegenüber zumindest in Teilen frei ist. So lässt sich kein Organismus allein mit den Gesetzen von Chemie und Physik verstehen, auch wenn diese trotzdem für ihn gültig sind. Und dem Menschen wird man nicht gerecht, wenn man ihn als ein Tier ansieht.

Man kann jetzt eine Beobachtung hinzufügen: Die unteren Schichten wissen nichts von der oberen, wengleich sich mit der Höhe der Schicht schon das Wissen oder zumindest eine Ahnung von der oberen Schicht einstellt. Der Stein weiß nichts von Pflanze oder Tier, die Pflanze kann unter Umständen Fressfeinde oder Schädlinge wahrnehmen und gewisse Gegenmaßnahmen einleiten, aber niemals verstehen, dass es sich um einen feindlichen Organismus handelt, und das Tier – auch nicht der Haushund oder ein Schimpanse – kann den Menschen nicht als Menschen wahrnehmen, sondern nur als ein ihm überlegenes Tier. Selbst für die höchststehenden Tiere ist die Welt des Menschen nicht als das erfahrbar, was sie im Kern ist, aber sie scheinen zu realisieren, dass es eine andere Welt ist.

Wenn es also eine fünfte Schicht geben sollte, dann würde für unser Verhältnis zu ihr dasselbe gelten: Wir könnten vielleicht ihre Auswirkungen wahrnehmen und eventuell verstehen, dass unsere Welt von einer erklärungsbedürftigen Harmonie zusammengehalten wird, aber das alles ist uns aus prinzipiellen Gründen unzugänglich, und bereits mit dieser Feststellung wären wir mit unseren Überlegungen am Ende angekommen. Diese fünfte Schicht wäre, falls es sie geben sollte, für uns keinesfalls intelligibel. Sie wäre also transzendent, was aber nicht bedeuten muss, dass es sich um etwas Übernatürliches handelt. Auch Vorgänge, die wir nicht erfahren oder verstehen können, können natürlichen Ursprungs sein.

Es scheint, dass Max Scheler, der von Bergson inspirierte Alfred North Whitehead und andere bedeutende Philosophen wie eben Fabre oder Bergson

eine solche fünfte Schicht angenommen haben. „Die Welt ist ein lebendiger Organismus“, heißt es in Schelers Nachlass, und an einer anderen Stelle kennt er eine „Welt als ‚Leib‘ des Allebens“ [Scheler 1979, 158 u. 198]. Wohlgermerkt, er wollte diese Bemerkung wörtlich verstanden wissen. Ähnliche Formulierungen ziehen sich durch sein gesamtes Werk, insbesondere durch seine Theorie der Sympathiegefühle.

Scheler stand nicht allein. Der heute vergessene Leopold Ziegler, ein in der Weimarer Republik vielgelesener, bis in die fünfziger Jahre hochgeachteter Religions- und Kulturphilosoph, hat seinem frühen Hauptwerk *Gestaltwandel der Götter* eine Philosophie des Organismus eingefügt, eine „tellurische Organik“, die in seiner der Geistesgeschichte folgenden Darstellung auf die mechanistischen Auffassungen des 18. und 19. Jh. folgt. Er findet Gründe für eine Deutung der Welt als eines Gesamtorganismus in der Anpassungs- und Reaktionsfähigkeit des Lebens und schreibt deshalb, dass er „alle Änderungen der Wirklichkeit organisch“ nennen will, „die von Reizen oder reizähnlichen Anlässen nicht sowohl verursacht, als ausgelöst werden“; er fasst also nur das Leben zusammen, denn das leblose Sein unterliegt keinen Reizen. Für Ziegler heißt

„des Lebens Hochgeheimnis [...] unter allen Umständen Form-Wechsel, Gestalt-Wandel. Der organische Kosmos vergegenwärtigt uns seine Erscheinungen als zeitlich nacheinander umgeformte Gestalten; überall deutet er auf eine Metamorphosis seiner Verkörperungen in Vergangenheit und Zukunft hin.“ [Ziegler 641, 628 u. 655 f.]

Kann man wissenschaftlich von einer fünften Schicht, von einem „Alleben“ oder einem organischen Kosmos sprechen? Natürlich nicht. Es bleibt immer nur ein metaphysisches Modell, das sich niemals belegen oder beweisen lässt, denn wenn es einen solchen Gesamtorganismus oder eine präetablierte Ordnung geben sollte, dann lassen sie sich aus prinzipiellen Gründen niemals erfahren, beschreiben oder ausdeuten. Es scheint überzeugender als die mechanistischen Welterklärungsmodelle, in denen das Irrationale heruntergerechnet und simplifiziert wird, aber es ist eben nicht mehr als ein schöner Gedanke. Oder ein Glaube.

Literatur

- Bergson, Henri (1991): *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*; Meiner, Hamburg
- (2013): *Schöpferische Evolution*. Neu aus dem Französischen übersetzt von Margarethe Drewsen. Mit einer Einleitung von Rémi Brague; Meiner, Hamburg
- Fabre, Jean-Henri (2010-2017): *Erinnerungen eines Insektenforschers I – VIII*. Aus dem Französischen von Friedrich Koch, bearbeitet von Heide Lipecky. Mit Federzeichnungen von Christian Thanhäuser; Matthes & Seitz, Berlin. Zitiert mit römi-

- scher Band- und arabischer Seitenzahl. (*Souvenirs Entomologiques · Études sur l'instinct et les moeurs des insectes · Première à dixième série*; ab ca. 1879)
- Gourmont, Rémy de (2010): Der Instinkt; in Fabre, II, 319-327
 harmas = <http://www.harmasjeanhenrifabre.fr/>
- Illig, Heribert (2009): *Geschichte, Mythen, Katastrophen · Über Velikovsky hinaus*; Mantis, Gräfelfing
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1966): *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*. Übersetzt von A. Buchenau. Durchgesehen und mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Ernst Cassirer, Band II; Meiner, Hamburg
- Lexikon der Biologie in fünfzehn Bänden* (1999); Spektrum, Heidelberg
- Scheler, Max (1973): *Wesen und Formen der Sympathie. Die deutsche Philosophie der Gegenwart*. Herausgegeben mit einem Anhang von Manfred S. Frings; Francke, Bern · München
- (1976): *Späte Schriften*. Herausgegeben mit einem Anhang von Manfred S. Frings; Francke, Bern · München
 - (1979): *Schriften aus dem Nachlaß. Band II: Erkenntnislehre und Metaphysik*. Herausgegeben mit einem Anhang von Manfred S. Frings; Francke, Bern · München
- Uexküll, Jakob von (1956): *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten. Bedeutungslehre*. Mit einem Vorwort von Adolf Portmann; Rowohlt, Hamburg
- Viel, Bernard (2012): *Jean-Henri Fabre, Erinnerungen*; in IV, 294-319
- Ziegler, Leopold (1922): *Gestaltwandel der Götter*. Zweiter Band; Reichl, Darmstadt
- Diebitz, Stefan, stefandiebitz@t-online.de

Electric Universe 2017 – Future Science

Ein Konferenzbericht

Andreas Otte

Einleitung

Die diesjährige Electric Universe Konferenz (17. – 20. 08.) fand am selben Ort statt wie im letzten Jahr: dem Sheraton Mesa Wrigleyville in einem Vorort von Phoenix, Arizona, USA. Aus beruflichen Gründen war es mir dieses Jahr nicht möglich, *in persona* teilzunehmen. Im Gegensatz zum letzten Jahr wurde die Konferenz nicht im Livestream übertragen. Stattdessen sind die Vorträge bis zum 15. 08. 2018 für eine vergleichsweise geringfügige Gebühr online verfügbar [Thunderbolts 2017]. Auf diesen online verfügbaren Vorträgen basiert dieser Bericht, der nicht auf alle Vorträge eingehen wird.

Eröffnung

Der Donnerstagabend beinhaltete die obligatorische Einführung, sowie zwei Vorträge. Gerald POLLACK brachte eine Variation seines Vortrags über geordnetes Wasser (ein 4. Zustand von Wasser), den Wasserzyklus und das Wetter. Die entscheidende Botschaft: Nichts ist in dieser Frage, wie es noch vor Jahren schien. Flüssiges Wasser geht z.B. zunächst in geordnetes Wasser (EZ-Wasser) über, bevor der Zustand Eis erreicht wird. Umgedreht gilt das genauso. Ein anderes zentrales Ergebnis: ‘Gleiches-mag-Gleiches’. Z.B. ballen sich Protonen durchaus zusammen. Das ist ungewöhnlich und erscheint auf den ersten Blick unmöglich, wenn man sich mit elektromagnetischen Kräften beschäftigt. Protonen stoßen sich gegenseitig ab. Wenn sich aber etwas ‘Ungleiches’ (z.B. ein Elektron) zwischen den ‘Gleichen’ (hier z.B. Protonen) befindet, dann funktioniert es. Die Anziehung ist stärker als die Abstoßung. Eine weitere Erkenntnis: Regen fällt nicht, er wird aus der Wolke gezogen.

Die Keynote der Konferenz hielt James RYDER. Vor seiner Pensionierung 2011 war er Vizepräsident der *Lockheed Martin Space Systems Company* und Leiter des zugehörigen Advanced Technology Centers. Der Titel der Keynote war „SAFIRE – A light bringer“. Der Vortrag hatte allerdings wenig mit SAFIRE (s.u.) zu tun – sondern mehr mit dem aktuellen Stand unseres kosmologischen Wissens im Rahmen des Standardmodells, sowie der Frage, was Licht ist. Ryder zeigte mittels Zitaten aus Veröffentlichungen der letzten Jahre die großen Probleme auf, die in den diversen Feldern existieren: Dunkle

Materie, Dunkle Energie, Schwarze Löcher, Entstehung von Sternen, Entstehung von Sonnensystemen, Supernovae, Rotation von Galaxien, das Neutrino-Problem, die großen Strukturen im Universum, der Big Bang, Quantentheorie, Supersymmetrie, Gravitation, Gravitationswellen, das Higgs-Boson, der Äther usw.

Wert legte er auf die sich immer weiter verdeutlichende zelluläre Struktur des Universums: Sterne sind verbunden mit anderen Sternen. Ryder hob die besondere Bedeutung dreier Missionen hervor, die wichtige Erkenntnisse zur Heliosphäre geliefert haben: das sind natürlich die beiden Voyager-Sonden und IBEX (Interstellar Boundary Explorer), aber interessanterweise auch die Cassini-Mission. Die primäre Aufgabe dieser Sonde war die Erforschung des Saturn-Systems. Offenbar wurden die Instrumente der Cassini-Sonde aber auch für die Erforschung der Heliosphäre genutzt. Die Cassini-Mission endete am 15. 09. 2017 mit dem geplanten Verglühen der Sonde in der Atmosphäre des Saturns [Berger 2017]. Zum Ende glitt der Vortrag etwas ins Metaphysische ab mit Fragen wie z.B. was ist Bewusstsein? Haben Sterne ein Bewusstsein?

Physikalische Beiträge

Donald SCOTT setzte seine in den letzten Jahren präsentierten Überlegungen [Otte 2015, 412] zum Modell der Birkeland-Ströme fort. Das wesentliche Merkmal des Modells sind gegeneinander rotierende Ringe. Und so sucht Scott derzeit nach weiteren Vorkommen eines solchen Effekts auf allen Ebenen (2015 z.B. bei Polarlichtern und am Nordpol des Saturn). Dieses Jahr zeigte er den Effekt sowohl in der Atmosphäre der Erde als auch in der Rotation von Sternen in Galaxien.

Stephen CROTHERS präsentierte zwei Vorträge: Im ersten Vortrag ging es um LIGO (Laser Interferometer Gravitational-Wave Observatory) und den angeblichen Nachweis von Gravitationswellen. Er rollte die widersprüchlichen Grundannahmen und die verwendeten Methoden auf. Letztlich wurden auf Basis der Annahmen und fragwürdiger Formeln 250.000 'Templates' berechnet. Anschließend wurden Beobachtungsdaten nach dem am besten passenden 'Template' durchsucht. Das Ergebnis – die beste Übereinstimmung – wurde als Nachweis der Existenz von Gravitationswellen präsentiert und kürzlich auch noch mit dem Nobelpreis 'belohnt'. Der zweite Vortrag beschäftigte sich mit den logischen Inkonsistenzen der Speziellen Relativitätstheorie. Chrothers zeigte, dass Einsteins Methode zur Synchronisation seiner Uhren inkonsistent ist mit der Lorentz-Transformation. Einsteins System von per Uhren synchronisierten stationären Beobachtern funktioniert nur für genau einen Beobachter. Das widerspricht einer der Grundannahmen der Spe-

ziellen Relativitätstheorie. Wie immer waren die Vorträge von Crothers sehr formellastig. Aber es ist z.B. sehr interessant zu sehen, wo in den Erklärungsansätzen der Forscher mal eben einfach durch Null dividiert – und dieses ignoriert wird. Oder wie Einstein in seinen Arbeiten die Zeit durch eine Uhr definiert, was unsinnig ist.

Franklin ANARIBA brachte ein Update seiner Forschungen zu Kometen, die er in den letzten Jahren auf den Konferenzen präsentiert hat. Den Einstieg bildeten die zahlreichen Probleme des Standardmodells, z.B. aktive Jets auf der der Sonne abgewandten Seite des Kometennukleus. Er stellt gegen das Standardmodell Überlegungen, wie sich ein Komet in einem elektrisch nicht neutralen Umfeld – in einem Plasma – verhalten würde. Und tatsächlich sind elektrische Felder in der Nähe des Kometen 67P nachgewiesen worden. Diese Felder beschleunigen Ionen, die zumindest aussehen wie Wasser (H_2O^+). Ebenfalls wurden negativ geladene Nanokörner in der Nähe des Nukleus von 67P entdeckt. Andere Kometen zeigen auch positiv geladene Nanokörner.

Als Konsequenz dieser Entdeckungen sind Gas/Gas-Kollisionen in der Kometenkoma und Gas/Oberfläche-Kollisionen am Nukleus des Kometen zu erwarten. Für Kollisionen wird kinetische Energie benötigt. Die notwendige kinetische Energie liefern die entdeckten elektrischen Felder. Die typische Kollisionstheorie benötigt für kinetische Energie Wärme (Brownsche Bewegung) – im extrem kalten Umfeld eines Kometen kann sie nicht greifen. Trotzdem beobachtet man eine Vielzahl von chemischen Reaktionen. Anariba hob hier die besondere Bedeutung von Elay-Rideal-Reaktionen (Gas/Oberfläche) zur Molekülbildung hervor. Bei diesem Reaktionstyp wird zunächst ein Atom auf die Oberfläche absorbiert, ein weiteres vorbeikommendes Atom reagiert mit dem ersten und bildet ein Molekül, welches die Oberfläche wieder verlässt. Beispielhaft wurden Modelle dieser Reaktion für Deuterium und molekularen Sauerstoff gezeigt, allerdings basierend auf Laborexperimenten. Offen ist auch die Frage, woher die 'kalten' Wasserionen kommen, die beobachtet werden. Für die weitere Erforschung von Kometen wird es notwendig sein, sich vom Modell eines dreckigen Schneeballs zu trennen und Sonden mit neuen Instrumentarien zu versehen, die andere Modelle bevorzugen. Wer die letzten Bilder der Rosetta-Sonde vor dem Aufschlag auf Komet 67P aus ca. 20 Meter Entfernung gesehen hat [NDR 2017], dem ist klar, dass das Modell des dreckigen Schneeballs für Kometen unhaltbar geworden ist.

Ben DAVIDSON – ebenfalls ein bereits langjähriger Teilnehmer und Redner auf diesen Konferenzen – sprach zunächst über Vorhersagen zur Sonnenaktivität in aktuellen Klimamodellen. Im aktuellen weltweiten Klimamodell (CMIP6) spielt die Sonne eine wesentlich größere Rolle, als in früheren Modellen. Dieser Einfluss der Sonne auf die Erde ist größtenteils elektromagnetischer Art. Im Folgenden nahm Davidson – ähnlich Jim Ryder – aktuelle

wissenschaftliche Veröffentlichungen zu den diversen Themen, welche das Elektrische Universum betreffen, aufs Korn.

Edwin KAAL – im letzten Jahr nur in den Nebenräumen mit einem kleinen Vortrag vertreten – präsentierte dieses Mal seine Ideen zu einem neuen Atommodell (SAM – Strukturiertes Atommodell) auch vor einem großen Publikum. Zentral ist die Idee, dass es im Kern eines Atoms keine Neutronen (das Neutron ist eine Vereinbarung der 7. Solvay Konferenz von 1933) gibt, sondern nur Protonen und Elektronen, die in bestimmten, wiederkehrenden geometrischen Figuren angeordnet sind. Es ist erfreulich, dass offenbar nicht nur ich [Otte 2016, 262] das Potenzial dieses Ansatzes gesehen habe.

Laut Kaal hat das Standardatommodell bestimmte Prämissen, die für ihn schwer nachvollziehbar sind und seine Forschungen ausgelöst haben:

- Die Existenz einer starken Kernkraft (starke Wechselwirkung), welche die Protonen und Neutronen im Atomkern zusammenhält. Mit der Einführung des Quark-Modells hat sich diese Definition geändert, letztlich geht es aber um die Lösung des gleichen Problems: Warum fliegt der Atomkern nicht auseinander?
- Dass die äußeren Elektronen irgendwie eine gewisse Distanz zum Atomkern einhalten.
- Die Existenz von vier Fundamentalkräften, die nicht vereint sind.
- Dass das Neutron ein Fundamentalpartikel ist, aber in ein Proton und ein Elektron (evtl. auch ein Neutrino) zerfallen kann.

Das ‘Strukturierte Atommodell’ hat nur zwei ‘Fundamentalpartikel’, das Proton und das Elektron, die dual zueinander sind – Gegensätze –, die sich jedoch nicht gegenseitig aufheben und zwischen denen die elektrostatische Kraft als einzige Kraft wirkt. Eine tiefergehende Struktur der ‘Fundamentalpartikel’ wird nicht ausgeschlossen. SAM erhebt den Anspruch, den Übergang zwischen Physik und Chemie zu erklären und natürlich die Periodizität der Elemente.

Der Atomkern besteht im SAM somit aus Protonen und zwischen diesen liegenden ‘geteilten’ Elektronen, welche in dieser Struktur stabil miteinander verbunden sind. Auch hier greift übrigens das zum Vortrag von Jerry Pollack erwähnte Prinzip: ‘Gleiches-mag-Gleiches’: Weil die Elektronen im Kern nicht in Neutronen neutralisiert sind, wird der Atomkern zusammengehalten, es sind keine zusätzlichen Kräfte notwendig. Ein überzähliges Elektron, für das in der geometrischen Struktur kein Platz ist, wird aus dem Kern entfernt und auf Distanz gebracht (im Standardmodell: die Orbitale). Ein freies ‘Neutron’ ist instabil, es zerfällt nach kurzer Zeit in ein Proton und ein auf Abstand gebrachtes Elektron – ein Wasserstoff-Atom. Die Bausteine des Modells sind stabile Konstellationen aus sich zentral anziehenden Sphären in definierten

Anzahlen. Die Protonen ordnen sich entsprechend dreier geometrischer Figuren an: Tetraeder, pentagonale Doppelpyramide und Ikosaeder. Die Elektronen sind im Rahmen zweier geometrischer Figuren angeordnet: Oktaeder und Dodekaeder. Mehrere dieser geometrischen Grundformen (Nuklets = Teile des Nukleus) können mittels eines geteilten Protons zusammengefügt werden. Hierbei spielt der Ikosaeder die Hauptrolle, seine Verdopplung (1, 2, 4, 8) und Verknüpfung bildet das Rückgrat für die Konstruktion der schwereren Elemente.

Beispiele: Kohlenstoff hat im Standardmodell die Ordnungszahl 6 im Periodensystem der Elemente und ein Atomgewicht von 12,011 sowie die Massenzahl 12. D.h. der Nukleus enthält 6 Protonen und 6 Neutronen, 6 Elektronen befinden sich in der Elektronenhülle. Im SAM hat der Kern des Kohlenstoffatoms 12 Protonen und 6 Elektronen, 6 weitere Elektronen sind außerhalb angeordnet entsprechend der geometrischen Struktur des Nukleus (im Fall des Kohlenstoff der Ikosaeder). Der reguläre Ikosaeder ist gleichzeitig die dichteste Packung einer Sphäre und zeigt 20 Flächen (Dreiecke). Diese Flächen werden sowohl von den inneren als auch den äußeren Elektronen 'belegt', im Fall des Kohlenstoff sind also 12 der 20 möglichen Flächen des Nukleus belegt. Die freien Flächen stehen für chemische Reaktionsmöglichkeiten – analog zu den Valenzelektronen im Standardmodell. Beim Neon (20 Protonen, 10 innere Elektronen, 10 äußere Elektronen) sind alle Flächen 'belegt', also gibt es keine chemischen Reaktionsmöglichkeiten – ein Edelgas. Der Nukleus des Lithiums (6 Protonen, 3 innere Elektronen, 3 äußere Elektronen) entspricht geometrisch der pentagonalen Doppelpyramide.

Während Kaal die Atomkerne zunächst mit Magneten modelliert hat, ist inzwischen durch James SOERENSEN ein Computerprogramm (Atom Builder) als Werkzeug hinzugekommen (Abb. 1). Das Ziel ist die Erzeugung aller Elemente (40 % bereits erledigt) und eines verbesserten Periodensystems der Elemente.

SAFIRE Update

Natürlich gab es auch wieder ein SAFIRE Update mit imposanten Bildern. Dem Ziel des Experiments – „a star in a jar“ – ist man deutlich näher gekommen. Montgomery CHILDS, Paul ANDERSON und Michael CLARAGE führten durch die unterschiedlichen Teile des Vortrags (Einführung, optische Spektroskopie, Beherrschung der Apparatur, Statistik / Design of Experiments, fehlerhafte Vorhersagen zum thermodynamischen Verhalten, ...).

Besonders spannend waren die Bilder zu den Langmuir-Sonden und wie sie sich unter den tatsächlichen thermodynamischen Bedingungen verhalten haben. Die strukturellen Veränderungen innerhalb der Wolfram-Spitze der

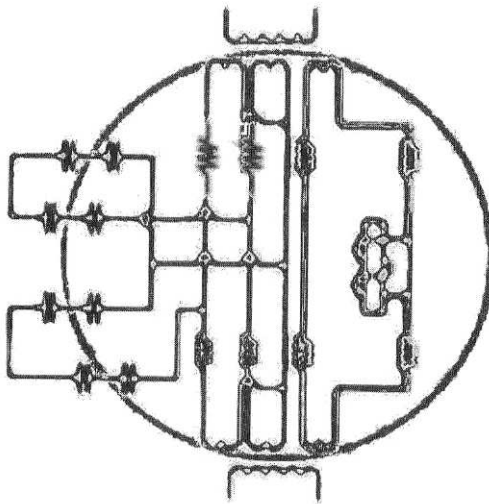
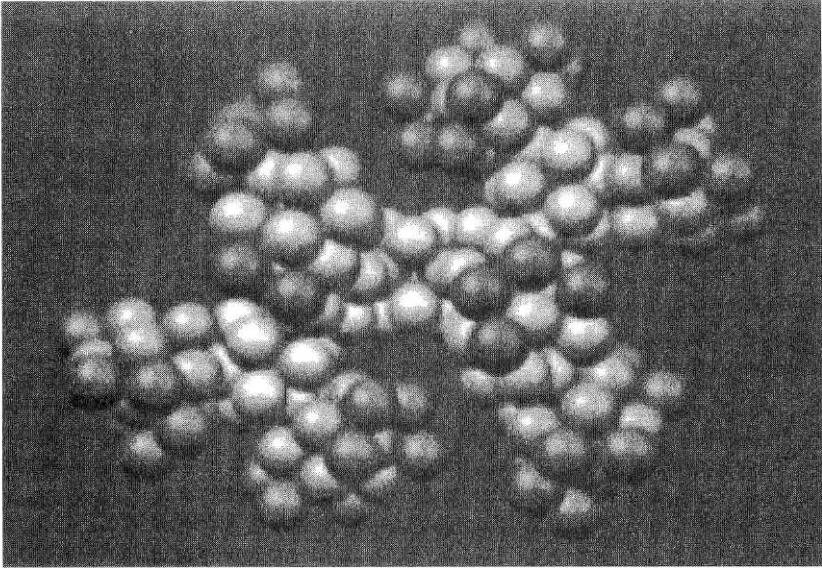


Abb. 1: Darstellung des komplexen Nukleus eines Atoms [Thunderbolts 2017]

Abb. 2: Stromkreislauf der Erde nach Hall [Thunderbolts 2017, invertierte Darstellung]

Sonden – nachdem es gelang, sie so zu bauen, dass sie den Aufenthalt von 15-20 Sekunden in der Kammer auch überleben (bei nur ca. 180 Watt) – sind beachtlich. Es könnte sich um Unreinheiten handeln, möglicherweise ist es aber auch ein Hinweis auf nukleare Transmutation. Hier sind weitere Experimente dringend notwendig. Interessanterweise wurde dieses Mal die Frage nach den bisher aufgelaufenen Kosten beantwortet: Bisher wurden 4,5 Millionen Dollar aufgewendet.

Geologie

Das Thema Geologie war mit zwei Beiträgen vertreten. Andrew HALL sprach über sein elektrisches Modell der Erde. Er stellte Verbindungen her zu Bruce LEYBOURNES Vortrag von 2015, der sich mit einer inneren elektrischen Struktur der Erde und bestimmten Kreuzungspunkten an der Oberfläche und daraus entstehenden Hotspots beschäftigte. In Halls Modell ist die Erde ein koaxialer mehrphasiger Wechselstromkreis (Abb. 2), der über die Pole induziert wird. Des weiteren sieht er die elektrische Sonne mit ihren Effekten (z.B. Sonnenstürme mit fraktaler Struktur, Sonnenflecken usw.) als Analogie zur elektrischen Erde, d.h. er sieht z.B. Ströme in Schleifen über und durch die Erde fließen. Dieses soll in Abb. 2 der schematische Stromkreis mit seinen Komponenten veranschaulichen. Im Normalbetrieb ist von dieser Funktion nicht viel festzustellen außer ein paar Hotspots, aber wenn das elektrische Feld von außen gestört wird, z.B. durch die Annäherung eines anderen vergleichbaren Körpers, dann kommt 'Bewegung' in das System.

Im Folgenden ging er darauf ein, wie in diesem Modell die Bildung der Erdkruste und die Bildung der Kontinente, sowie einiger großflächiger Features der Oberfläche funktionieren. So erzeugen die in Schleifen fließenden Ströme beieinanderliegende Krater und Erhebungen. Dieses Phänomen war auch schon Michael STEINBACHER aufgefallen [Otte 2012b, 488], aber Hall hat inzwischen viele weitere – weniger offensichtliche – Fälle in diversen Größen gefunden. Weiter ging es mit einer Beschreibung des Sturmsystems über dem Colorado-Plateau, welches selbst wieder eine Erhebung im Rahmen des vorher beschriebenen Modells ist. Dieses Windsystem würde sodann auf den ganzen nordamerikanischen Kontinent übertragen und mit den Winden folgenden Fluten verknüpft. Das nächste Analogon zu einem solchen Windsystem ist der rote Fleck des Jupiters. Auch dort sind fraktale Strukturen sichtbar, sowie Auf- und Abwinde. Hall übertrug die Idee und sein Modell auch auf das irdische Wetter und stellte Verbindungen zu Darstellungen auf den großen T-förmigen Stelen von Göbekli Tepe her.

Peter JUPP – bekannt durch seine DVD-Reihe *Ancient Destruction* – beschäftigte sich mit den Themen 'Instant Fossilization' und 'Petrification'. Es darf daher nicht verwundern, dass der Vortrag immer wieder durch kleine

Video-Segmente aus seinen DVDs unterbrochen wurde. Jupp ging zunächst auf den Unterschied zwischen Fossilienbildung (Erhaltung von organischen Strukturen) und Petrifizierung (zusätzliche Änderung der chemischen Zusammensetzung) ein. Wie schnell diese Petrifizierungs-Vorgänge geschahen, und dass sie auch die Umgebung der Funde betrafen, wird an zahlreichen Funden deutlich. Besonders beeindruckend: das Bild eines petrifizierten Fisches, der gerade einen anderen Fisch frisst. Was immer hier auch passierte – und Jupp sieht hier elektromagnetische Ursachen, die Transmutationen auslösten – es geschah blitzschnell und ohne Vorwarnung.

Velikovsky-Tag

Der dritte Tag der Konferenz stand ganz im Zeichen von Immanuel Velikovsky. Bill MULLEN führte durch den Tag und hielt auch den ersten Vortrag. Er erinnerte an Velikovsky und wies darauf hin, dass untrennbar mit seinem Katastrophismus die Chronologiekritik verbunden ist. Interessanterweise legte er seinen Fokus auf die Arbeiten von Heribert ILLIG und Gunnar HEINSOHN – und die Tatsache, dass es derzeit wenig Kommunikation zwischen den beiden gibt. Sein Eindruck ist, dass die beiden in ihren eigenen Elfenbeintürmen feststecken. Wie er zu diesem Eindruck kommt, ist mir unklar, denn er kennt das in den *Zeitensprüngen* veröffentlichte Material zum Thema. Er sollte daraus erkennen können, worauf die Kritik von Illig und anderen (mich eingeschlossen) an Heinsohns derzeitigem Ansatz basiert – und das hat nichts mit Elfenbeintürmen zu tun.

Nächster Redner war Irving WOLFE. Er gab eine Einführung in die Velikovsky-Affäre, d.h. unter anderem erzählte er die Geschichte der Veröffentlichung von *Worlds in Collision* und die zugehörigen Umstände [Otte 2012a] in einem weiten Bogen durch die Geschichte. Auch nahm er Bezug auf den Besuch/Vortrag des (Pseudo-)Skeptikers Michael SHERMER auf der 2015er Konferenz [Otte 2015, 496-498], dazu dessen nachfolgende Veröffentlichung zum Thema [Shermer 2015] und verknüpfte dessen Verhalten mit dem Verhalten von Wissenschaftlern während der Velikovsky-Affäre.

Dave TALBOTT und Ev COCHRANE nutzten den Velikovsky-Tag weniger für eine Erinnerung an Immanuel Velikovsky und eine Beurteilung seines Werkes, sondern mehr für die Darstellung des eigenen Wegs und/oder die Darstellung eines bestimmten eigenen Forschungsgebiet. Talbott stellte z.B. eine Verbindung zwischen megalithischen Dolmen, dem Rückzug in Höhlen und vom Himmel fallendem Material her. Dass die Zeit – wie üblich – zu kurz war für die vorgelegte Anzahl von Folien, versteht sich von selbst. Cochranes Thema war der Komet Venus – und die vielen Hinweise darauf, die Velikovsky übersehen hat. Ev Cochrane hielt noch einen zweiten Vortrag auf der Konferenz – einen Tag später und über die kriegerische Rolle von Mars.

Auch Wal THORNHILL beschrieb seinen Weg zu seiner heutigen Funktion – quasi als der Chef-Physiker der Theorie des Elektrischen Universums. Ein recht unterhaltsamer Vortrag, der immer wieder Rückbezug auf Velikovskys Thesen nahm, z.B. die heiße Venus, und an viele der Wegbegleiter in den letzten Jahrzehnten erinnerte. Auch Thornhill musste seinen Vortrag aus Zeitgründen abbrechen.

Johnny GODOWSKI brachte einen humorvollen Rundumschlag über Asteroidenabwehr, Dunkle Jahrhunderte und Chronologie-Revision, kombiniert mit seinem eigenen Weg zu Velikovsky. Die Erde-Venus-Begegnung – eigentlich das Thema des Vortrags – kam aus Zeitgründen zu kurz.

Andrew FITTS, der Organisator der letztjährigen Toronto-Konferenz [Otte 2016], sprach über die psychologischen Auswirkungen von Katastrophen – im Kern ging es um Velikovskys posthum herausgegebenes Buch *Das kollektive Vergessen*, aber auch um die weiterführenden Arbeiten anderer Autoren, darunter Gunnar Heinsohns *Die Erschaffung der Götter*. Der Einfluss der Beiträge der letztjährigen Toronto-Konferenz war nicht zu übersehen – eine gelungene Einarbeitung. Bedauerlich ist, dass die inzwischen geübte Kritik an diesen Ansätzen offenbar nicht bekannt ist [Illig 2012, 282-285].

Obwohl nicht am offiziellen Velikovsky-Tag vorgetragen, lässt sich C.J. RANSOMS Beitrag „Warum so überrascht?“ hier gut einordnen. Im Kern ging es um die Überraschungen, die Wissenschaftler immer wieder erleben, weil sie oftmals nicht in der Lage sind, die Evidenz zu sehen, die der herrschenden Lehre widerspricht und deshalb die Zeichen der Zeit verpassen. Schon der Vergleich heute etablierter Ansichten – illustriert an den wesentlichen Thesen Velikovskys – mit denen der Zeit um 1950 zeigt, wie stark sich Paradigmen verändern können. Ransoms Vortrag basiert auf einem Kapitel aus seinem neuen Buch [Ransom 2017, Kap. 6], auch einige weitere seiner Vorträge aus den letzten Jahren lassen sich dort wiederfinden.

Ein umfangreiches Frage-Antwort-Panel mit allen Rednern rundete diesen Abschnitt der Vorträge ab, gefolgt von Katherine FITZGERALDS nunmehr offiziell vorgestelltem neuen Kurzfilm über Immanuel Velikovsky: *the Baby & the Bathwater*. Ein weiteres Panel folgte mit den Erinnerungen der Redner der Konferenz, die Immanuel Velikovsky persönlich kannten. Dem wiederum folgten erneut direkte Fragen aus dem Publikum.

Breakout Sessions

In den Nebenräumen hatte dieses Jahr erstmals bei diesem Konferenzen die Chronologie-Kritik ihren Platz, vertreten durch Jno COOK.

Auch aus dem Bereich der Geologie waren Vorträge und Darstellungen vertreten, wobei offenbar zumindest im Titel der Werkzeugkasten-Gedanke meines letztjährigen Vortrags [Otte 2016, 260] aufgegriffen wurde.

Abschluss

Wallace THORNHILL beendete die Konferenz mit einem Vortrag über vergangene, heutige und zukünftige Wissenschaft. Der Einstieg erfolgte über ein paar kernige Aussagen zum heutigen Stand der Physik:

- Wir verstehen nicht, warum Materie Masse hat.
- Energie ist undefiniert.
- Gravitation ist nicht verstanden.
- Zeit ist nicht verstanden.

Das Ergebnis sind eine bedeutungslose Sprache und ebensolche Ausdrücke. Aber das merken die Vertreter des Mainstream nicht, stattdessen stehen wir – wie schon länger – kurz vor der Entdeckung der Weltformel.

Technologie und Wissenschaft sind heute entkoppelt. Auch wenn die Wissenschaften immer wieder technologische Erfolge für sich reklamieren, wurden die wesentlichen technologischen Erfindungen gemacht, bevor die Physik vor ca. 90 Jahren die Entwicklung einleitete, die zu dem oben beschriebenen Zustand führte.

Über das Atom-Modell, die Frage was Licht ist, was Gravitation ist, die Sonne usw. dokumentierte Thornhill den aktuellen Stand der Physik im Elektrischen Universum. Er ging auch auf die Ergebnisse der New Horizons-Mission ein: Pluto gibt Röntgen-Strahlung ab, besteht im wesentlichen aus Gestein, hat hohe Berge und eine Atmosphäre, die sich anscheinend schnell verflüchtigt. Wie alt ist Pluto tatsächlich in seiner aktuellen Positionierung im Sonnensystem? Woher kommt Pluto?

Alles in Allem wieder eine sehr gelungene Konferenz, wobei die Berücksichtigung der Chronologie-Kritik als Konferenzthema erfreulich und hoffentlich keine Eintagsfliege ist.

Postskriptum

Bill Mullen wies in seinem Vortrag speziell darauf hin, dass es nur noch wenige Menschen gibt, die Immanuel Velikovsky persönlich kannten und mit ihm zusammengearbeitet haben. Diese Zahl hat sich am 1. November erneut verkleinert: William Mullen (* 4. 11. 1946) verstarb plötzlich und unerwartet – gerade erst im September hatte er ein Apartment in Manhattan neu bezogen. Mit ihm verbanden mich seit unserem ersten Zusammentreffen 2012 viele interessante Gespräche über Chronologie-Kritik und Felice Vincis Troia-Theorie, aber auch allgemein über gesellschaftliche und politische Themen. Ich werde seine Einsichten zu all diesen Themen sehr vermissen.

Literatur

- Berger, Melanie (2017): Raumsonde „Cassini“ in Saturnatmosphäre verglüht; *Tagespiegel*; <http://www.tagesspiegel.de/wissen/ende-der-nasa-mission-raumsonde-cassini-in-saturnatmosphaere-verglueht/20330204.html>
- Illig, Heribert (2012): Altes Blutopfer in Gegenwart und Zukunft; *Zeitensprünge* 24 (2) 265-291
- Otte, Andreas (2016): Velikovsky-Konferenzen – 1. Halbjahr 2016; *Zeitensprünge* 28 (2) 255-263
- (2015): Electric Universe 2015 – Paths of Discovery. Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 27 (2) 491-500
 - (2012b): Geologie im Elektrischen Universum; *Zeitensprünge* 24 (2) 475-504
 - (2012a): Immanuel Velikovskys Werk im Überblick. Inhalte, Reaktionen und eine unsägliche Affäre; *Zeitensprünge* 24 (2) 460-474
- NDR (2017): Göttinger Forscher finden letztes "Rosetta"-Bild;
http://www.ndr.de/nachrichten/niedersachsen/braunschweig_harz_goettingen/Goettinger-Forscher-finden-letztes-Rosetta-Bild,rosetta616.html
- Ransom, Jeff (2017): Auroras, Petroglyphs and Pagans; Deerfield Beach, Florida;
<https://www.amazon.de/AURORAS-PETROGLYPHS-PAGANS-English-Ransom-ebook/dp/B074X16CMS>
- Shermer, Michael (2015): *The Electric Universe Acid Test*;
<https://michaelshermer.com/2015/10/the-electric-universe-acid-test/>
- The Thunderbolts Project (2017): EU2017 Rebroadcast;
<https://www.electricuniverse.live/>
- Velikovsky, Immanuel (1985): *Das kollektive Vergessen · Verdrängte Katastrophen der Menschheitsgeschichte*; Umschau, Frankfurt a. M. (*Mankind in Amnesia*; 1982, Doubleday & Company, Garden City, New York)

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Bei Kriegsgefahr zu lesen

Ein Hinweis von Heribert Illig

Wenn es zwei Mächtige auf dieser Erde gibt, deren Ego mit einem Atomkrieg noch wachsen könnte, dann besteht globale Brandgefahr. Dazu ein Blick in einen 103 Jahre alten Roman, dessen Handlung im 15. Jh. angesiedelt ist, aber ein Lehrstück für sein Erscheinungsjahr 1914 war, in dem am 28. Juli die erste Kriegserklärung zum Weltkrieg abgeschickt wurde. Damals waren die Herrscherfamilien der großen Kriegsparteien untereinander eng verwandt und fanden es richtig, ihren Cousins kräftige Lektionen zu erteilen. Ein halbes Jahrtausend vorher war es so ähnlich:

„Wie eine laufende Flamme brannte der Krieg an allen Ecken und Enden der bayerischen Herzogtümer auf.

Wilhelm und Ernst von München, der Kurfürst von der Pfalz und Johann von Neumarkt – die Herr Heinrich zur Hilfe wider den unbequemen Ingolstädter gewonnen hatte – sandten ihre Fehdebriefe an Ludwig im Bart. So standen alle Wittelsbacher im Kampfe gegen diesen Einen ihres Blutes, der durch seine gewalttätige und hochfahrende Art, durch seinen ‘französischen Übermut’, sie alle schon einmal gekränkt, verhöhnt, beleidigt und geschädigt hatte.

Der auflodernde Zorn der Fürsten übertrug sich auf ihre Untertanen. In Städten und Dörfern, in Burgen und Handwerkerstuben, überall, wo Bürger der Wittelsbachischen Herzöge bisher friedlich beisammen gewohnt hatten, ergriffen sie Partei für ihre Fürsten und zerschlugen einander die Köpfe unter dem Geschrei: ‘Hie Ludwig! Hie München! Hie Heinrich!’ Auf den Universitäten zu Prag, Wien, Heidelberg und Leipzig stachen in den Bursen die Studenten einander die Rapiere in den Leib, auf den Märkten der deutschen Städte prügeln sich die Kaufleute und ihre Kunden, die Viehtreiber und Karrenführer“ [G. 325].

Und es ist gekommen, wie es kommen musste, weil es immer und immer wieder so kommt.

„»Krieg? Das ist ein grausiges Wort!« Wieder atmete der Bub, als lägen ihm schwere Gewichte auf der Seele. »Muß das sein auf der Welt?«

»Meinen sollt man freilich, es wär nit nötig. Von jedem Krieg, der anhebt, könnt ein Gescheiter sagen: ›Das muß nit sein, es geht auch anders.‹ Aber da schreien die unsinnigen Narren gleich: ›Es muß, es muß!‹ Und so geht’s halt los.«

»Wird das allweil so bleiben?«

»Solang die Menschen nit anders werden. Jett sind sie halt noch, wie sie

allweil gewesen. Und eh der Maulwurf nit das Graben laßt, wird der Mensch die Rechthaberei und das Zannen nit lassen.« [G. 175]

Einige Zeit später, einige Jahre später wird man zurückblicken und nicht mehr verstehen, wie alles entstanden ist, wie es sich hochgeschaukelt und immer größere Gebiete ergriffen hat. Im Fall unseres Romans war der Auslöser minimal: Auf einer Alm, die nur für Ochsen zugelassen war, standen vorschriftswidrig auch Milchkühe und eine Käserei. Und ab da musste die amtliche Ordnung wieder hergestellt werden. Und so begann der Roman zwar mit einer Rettung aus Lebensgefahr und dem daraus entstehenden Knüpfen einer zarten Liebesbande, schlägt aber jäh in klirrenden Kriegslärm um: In

„dieser stillen Nacht, in der ein Rechtsbeschützer seine Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben wähnte, begann im Berchtesgadener Land ein sinnloses Zerstören und grauenvolles Vernichten“ [G. 22 f.].

Rund 450 Seiten später:

„Siebzehn Ochsen! Siebzehn Ochsen! Und Volk und Reich geschädigt und zerrüttet, die Zeit zurückgeworfen um Jahrzehnte und bedrückt durch blutende Verluste, weite Länder bis zum Grauen verwüstet, Städte zerstört, Burgen gebrochen, zahllose Dörfer in Asche verwandelt, die Münze verschlechtert, alles Gut entwertet, Arbeit und Handel erdrosselt, hunderttausend Menschen verarmt und viele Tausende erschlagen, erwürgt, erstochen, verbrannt, vergiftet von Seuchen, verfault und verstunken! Um siebzehn Ochsen! Siebzehn Ochsen!“ [G. 466]

(Hier sieht der Rezensent den Chronisten irren, denn es ging eigentlich um 17 Kühe [20]. Aber das hätte den griffigen, doppeldeutigen Titel gekostet, zumal es 1421/22 und 1611 in Bayern sog. Ochsenkriege gegeben hat.)

Der ursprüngliche Konflikt des Buches spielt sich zwischen Reichenhall und jenem Berchtesgaden ab, das damals zum Fürstbistum Salzburg gehörte, zumal es nur von dort aus erreichbar war. Das Wittelsbacher Herzogtum war damals aufgespalten in die Münchner, die Landshuter (mit Burghausen) und die Ingolstädter Linie, die jeweils an ihren Residenzen bauten. Die Münchner waren via Reichenhall tangiert und so breitet sich das Unheil aus.

1914 ist *Der Ochsenkrieg* von Ludwig GANGHOFER erschienen [= G; zitiert nach 1991]. Er illustriert sprachmächtig und voller Wortschöpfungskraft eine Episode, die sich so nicht abgespielt hat. Aber die Konstellation ist historisch: Da war der nach Frankreich orientierte Ludwig der Gebartete zu Ingolstadt:

„Wenn ihn auf dem Konzil von Konstanz sein Landshuter Vetter Heinrich aus dem Hinterhalt überfällt, begreift man, daß ihn der Ingolstädter nur noch den »fahrigen Mörder« nennt.

Aber aus der Art, wie dieser bayerische Michael Kohlhaas sein Recht sucht, erwachsen eben nicht nur homerische Beschimpfungen, die er brief-

lich mit dem »neulich hochgemachten« Friedrich von Hohenzollern austauscht, sondern unselige Kriege. Tausendfach wird da das einstige Verbot des Sengens und Brennens verletzt. Es ist ein Wüten gegen die Interessen des Hauses Wittelsbach so gut wie gegen die des Reiches“ [Schrott, 73].

Ganghofer war damals ein erfolgreicher Autor von Heile-Welt-, Heimat- und Bauern-Romanen, stand im Ruch eines Kitschiers, der gleichwohl von Künstlern und Dichtern geschätzt wurde.

„Sowohl in München als auch auf seinem großzügig ausgebauten Jagdhaus »Hubertus« bei Leutasch in Tirol (unmittelbar neben der heutigen Tillfußalm gelegen), wo er mit einigen Mitpächtern ein Jagdrevier von über 20.000 Hektar im Gaistal gepachtet hatte, waren bekannte Persönlichkeiten der Zeit aus den unterschiedlichsten Bereichen seine Gäste, so etwa Ludwig Thoma, Friedrich August von Kaulbach, Franz von Stuck, Franz von Defregger, Rainer Maria Rilke, Paul Heyse, Hugo von Hofmannsthal, Franz von Jauner, Leo Slezak oder Richard Strauss. Adele Sandrock und Karl Valentin wurden von Ludwig Ganghofer entdeckt und gefördert“ [wiki ↪ Ludwig Ganghofer].

Die Literaturgeschichte hat ihm ihre heiligen Hallen verwehrt; so will Kröners *Lexikon der Weltliteratur* anders als die Namen von Peter Rosegger oder Ludwig Thoma den von Ganghofer nicht einmal kennen; so teilte er damals [1968] das Schicksal von Marieluise Fleißer, Lena Christ und Oskar Maria Graf. Diese drei sind mittlerweile ‘rehabilitiert’ worden. Aber wenn sich dann das Fach doch einmal Ganghofer annimmt, dann geschieht es unter Ausklammerung des *Ochsenkriegs*. So wurde es von 16 AutorInnen praktiziert, die der Kehrseite eines Klischees näher kommen wollten, aber weitgehend beim Klischee blieben [Pellengahr/Kraus 2005]. Insofern erfahren die potentiellen LeserInnen nicht, wie klug dieser eine Roman aufgebaut ist, wie originell sich seine Wortprägekraft präsentiert, bei gleichzeitigen Rückgriffen zu einer nicht mehr präsenten älteren Sprachform, wie ein unbekümmerter Landsknecht, der sich mal da, mal dort verdingt, Lebensklugheiten ausspricht, während er dem sieben Mal angelegten Galgenstrick auf immer neue Weise entrinnt. Eigentlich ein klassischer Schelmenroman, doch leider vom falschen Autor geschrieben und deshalb vergessen.

So hellsichtig Ganghofer in diesem ganz und gar nicht Heile-Heimat-Roman auch war – er selbst war seinen Einsichten nicht gewachsen. Mit Kriegsbeginn änderte sich für ihn alles:

„Zwischen 1915 und 1917 berichtete Ganghofer als Kriegsberichterstatter von Kriegsschauplätzen an der West- und Ostfront, direkt aus der Frontlinie. Neben propagandistischen Kriegsberichten, wie Reise zur deutschen

Front, finden sich auch eine Vielzahl von Kriegsgedichten, die in Sammelbänden wie *Eiserne Zither* und *Neue Kriegslieder* erschienen. Die Werke sind durch patriotische Gesinnung geprägt und nicht selten Lobeshymnen auf die Kriegsführung unter Paul von Hindenburg und den Kaiser, der ein persönlicher Freund Ganghofers war (Ganghofer galt als Lieblingsschriftsteller des Kaisers). Ganghofer erlitt eine schwere Kriegsverletzung [Augenoperationen] und wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er wurde wie sein Freund Ludwig Thoma Mitglied der 1917 gegründeten nationalistischen Deutschen Vaterlandspartei, die einen Siegfrieden propagierte. Nach deren Auflösung am 10. Dezember 1918 trat Ganghofer nicht mehr politisch in Erscheinung“ [ebd.].

Der 1855 geborene Ganghofer starb 1920 in Tegernsee, ein Jahr vor Ludwig Thoma, daselbst. Dieser trat sehr wohl noch politisch in Erscheinung. Wie erst 1990 rufbar wurde, hatte er für den *Miesbacher Anzeiger* [1920/21] 175 bössartige Hetzartikel gegen die Weimarer Republik, gegen Berlin und gegen die Juden geschrieben, was ihn nicht hinderte, ab 1919 um die Hand der Jüdin Maidi Liebermann zu werben. Auch ist der Anwalt „Dr. Thoma“ nie promoviert worden, aber gut durchs Leben gekommen – anders als eines seiner Geschöpfe: „Der königliche Landgerichtsrat Alois Eschenberger war ein guter Jurist und auch sonst von mäßigem Verstand“ [Kurzgeschichte *Der Vertrag*; III: 383]. Das wiederum ändert nichts daran, dass Thoma keineswegs nur Jux schrieb wie die *Lausbubengeschichten*, Unsterbliches wie *Der Münchner im Himmel*, sondern auch, dem Landleben entsprechend, ganz Finsteres: *Maria Magdalena*, *Andreas Vöst* und *Der Ruepp*. Das Lexikon reiht neun seiner Werke unter die Weltliteratur ein, während Ganghofer...

Wir können nur zitternd abwarten, ob die beiden pubertären Staatsoberhäupter ihre Lust auf einen ‘Ochsenkrieg’ in den Griff bekommen werden oder ob wenigstens Klügere diese Lust dämpfen können.

Literatur

- G. = Ganghofer, Ludwig (1991): *Der Ochsenkrieg*; Neuer Kaiser Vlg, Klagenfurt ('1914)
- Pellengahr, Astrid / Kraus, Jürgen (Hgg. 2005): *Kehrseite eines Klischees · Der Schriftsteller Ludwig Ganghofer* (Kaufbeurer Schriftenreihe, Band 6; Bauer, Thalhofen)
- Schrott, Ludwig (?1967): *Die Herrscher Bayerns · Vom ersten Herzog bis zum letzten König*; München
- Thoma, Ludwig (1932): *Der Vertrag*; in: *Gesammelte Werke · Dritter Band · Novellen und Satiren II*; Langen/Müller, München, 383-387
- Wilpert, Gero von (1968): *Lexikon der Weltliteratur · Band II · Hauptwerke der Weltliteratur in Charakteristiken und Kurzinterpretationen*; Kröner, Stuttgart

Auf der Zielgeraden

Von einem Optimisten

„Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen“ [Genesis 1:28].

Gottlob bevölkern nun bald acht Milliarden Menschen die Erde und unterwerfen bibeltreu die Erde. Da Unterwerfung im Duktus des AT auch für Vernichtung steht, kommen wir zügig voran.

Bislang ist uns entgangen, dass sich in Europa ein letzter Urwald gehalten hat. Dieser Bialowieza-Wald in Polen ist endlich zur Abholzung freigegeben [jme 2017]. In Südamerika existiert noch der Amazonasurwald, der dringend durch Sojaplantagen zu meliorisieren ist. Allerdings hat die brasilianische Regierung 12 Mio. Quadratkilometer zur Goldsuche freigegeben [dab 2017]. Das hemmt den Soja-Anbau, aber das dort erwartete Gold ist es wert und immerhin ein Etappensieg über unnütze Flora und Fauna.

Die Insekten sind in der Genesis nicht eigens erwähnt worden, weshalb sie nicht zu beachten sind. In Europa wurden seit 1989 über 75 % ihrer Lebendmasse ausgerottet [nabu 2017]. Als deshalb Klagen laut wurden, legten sich Tierschützer ins Zeug und vermissten Langzeitstudien, dazu die Ausbildung von viel mehr Entomologen zur Erkundung der 50.000 betroffenen Insektenarten [Baier]. Bis zu ihrem Studienende wird sich der Rest erledigt haben; die bis dahin ausgebildeten Insektenkundler werden umgeschult, will doch niemand die verbleibenden 500 Arten an resistenten Stechmücken unterscheiden. Die Bevölkerung freut sich, dass auch in warmen Sommernächten kein Ungeziefer mehr um die Lampen kreist, und dass sie keine Insektenschwämme mehr für Windschutzscheiben benötigt. Langzeitstudien... Es geht doch bei Schmetterlingen, Libellen, Käfern und ähnlichen Schädlingen um Fressfeinde.

Fressfeinde sind auch die vielen Vögel. Die Hälfte von ihnen, dazu die Fledermäuse werden sich zusammen mit ihrem Futter, den Insekten, still verabschieden (in Deutschland in den letzten 12 Jahren 12,7 Mio. Brutpaare [nabu].) Soweit es um Zugvögel geht, wird so dem Vogelschlag in Düsentriebwerken zuverlässig begegnet. Kollisionen mit Drohnen sind schlimm genug.

Das Insektensterben bringt den Bestäubern viele Arbeitsplätze, ein viel zu lange vernachlässigtes Marktsegment, gerade auch für Minidrohnen. Wenn dieses Marktsegment aufblüht, lässt sich das Bienensterben final beenden. Warum extra die Milben der Bienen bekämpfen, wenn das auch direkt und in größerem Maßstab geht?

Insofern lohnt es nicht, möglichen Verursachern auf die Spur zu kommen. Pestizide wie etwa die Neonicotinoide zeigen, dass die EU die Sache im Griff hat: „Derzeit liegen keine aktuellen, detaillierten Statistiken über den Verbrauch von Neonicotinoiden in der EU vor. Angaben von Eurostat (2007), die sich auf das Jahr **2003** beziehen“ ... [wiki → Neonicotinoide; Hvhg. HJ]. Herbizide wie Glyphosat kommen ohnehin nicht in Frage; dafür sind sie zu weit verbreitet...

Bei den Tierstämmen Amphibien und Reptilien werden die Insektenfresser mit verabschiedet; sie sind ja wie die Vögel laut *Genesis* vom Menschen zu beherrschen. Den Fischen wird man den plastikverseuchten Aufenthalt in den versauernden Meeren nicht mehr lange zumuten. Was die sog. niederen Tiere angeht, ob Würmer, Schnecken oder Quallen, so werden wir zur gegebenen Zeit das Gegebene tun... Schließlich wollen wir die Biomasse unserer 1,5 Milliarden Rinder und 1 Milliarde Schweine weiter steigern.

Unsere derzeitige Fauna war wohl der Evolution nicht hinreichend unterworfen. Zur Erinnerung: „Mega-Vulkanausbruch blieb für Tierwelt offenbar ohne Folgen“ [jdo 2017]. Vor ca. 16,5 Millionen Jahren stieß im Nordwesten der USA ein Vulkan über Jahrtausende hinweg gigantische Mengen an Schwefeldioxid aus, übertroffen nur von den Eruptionen im Sibirischen Trapp und im Dekkan-Trapp. Diese verursachten vor 250 bzw. 66 Mio. Jahren die bekanntesten und größten Massensterben aller Erdzeiten. Der Ausbruch im Nordwesten hatte keine vergleichbaren Folgen, wie der Fossilienbefund beweist. Säugetiere sind nun einmal robuster als Saurier, die zu Recht abtreten mussten. Insofern braucht sich niemand zu ängstigen, wenn der Mega-Vulkan unterm Yellowstone-Nationalpark mal wieder rumort [N.N. 2017].

Und wenn am Bodensee ein paar Apfelbäume abgehen [Mayr 2017], so werden neue in Norwegen gepflanzt werden. So flexibel sind wir allemal. Und das Alte Land wird mit wunderbaren Deichen vor dem Meer geschützt.

Wirklich demokratisch waren solitäre Berggipfel ohnehin nie. Insofern ist ihr Zutuffahren aus auftauenden Permafrostlagen in Form von Gerölllawinen und Muren zu begrüßen. Dass dabei – wie heuer in Graubünden – ein paar Häuser weggerissen werden, ist ein Kollateralschaden [SZ 2017]. Und wenn sich am immer noch 3.967 m hohen Eiger in der Gipfelregion große Risse zeigen, dann würde ein möglicher Bergsturz ohnehin keine Anwohner bedrohen [bai./dpa 2017]. 1977 (!) unkte ein Journalist in der NZZ, es würde dereinst viele Milliarden Franken kosten, um auch nur die wichtigsten Alpenpässe benutzbar zu halten. Diese Panikmache hat sicher zu phantastischer Rücklagenbildung geführt. Bern und sein Oberland sind unerschütterlich.

Wenn etwas zu ändern ist, dann sind es Fehlentwicklungen in den demokratischen Strukturen. Zu oft werden zukunftsweisende Entwicklungen im Ge-

wirr parlamentarischer Zuständigkeiten behindert. Wo ist der neue Louvre gebaut worden? Nicht in Frankreich, nicht in der EU, sondern in Abu Dhabi, der Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate. Dort werden zukunftsweisende Entscheidungen rasant getroffen und von keinen Volksbegehren oder Bürgerentscheiden behindert. Das ist die Zukunft; dort gewöhnt sich der nostalgische Europäer auch rasch an die neue Umwelt: Sand und Geröll, dazu ein paar plastifizierte Palmen. Die Nahrungsmittel werden bequem importiert, von wo auch immer.

An diesen islamischen Zukunftsvisionen werden wir uns orientieren. Schluss mit einer Justiz, die blind herumirrt, weil sie keine Führung durch die Politik erhält. Hier sind Polen, Ungarn, Rumänien, Russland, auch die USA auf gutem Weg. Dort erinnert man sich auch der kurzen Entscheidungswege unter totalitären Regierungen, ebenso bei den nach rechts rückenden Regierungen Europas. Als am 12. 8. in Charlottesville Hakenkreuzfahnen flatterten, kam das im Oval Office gut an. Japans Vizepremier Taro Aso liegt auch richtig: „Hitler, der Millionen von Menschen auf dem Gewissen hat, war nicht gut, auch wenn seine Absichten richtig waren“ [apr 2017]. Der philippinische Präsident Rodrigo Duterte eifert nach seinen Worten ohnehin Hitler nach.

Georg Kreisler hat uns als Taubenvergifter seinerzeit den richtigen Weg gewiesen. Leider hat er im Alter nachgelassen: „Seit Lots Weib ist viel Zeit vergangen. Heutzutage erstarrt man zur Salzsäule, wenn man nach vorne blickt, nicht wenn man zurückschaut“ [Kreisler, 78]. Mumpitz.

Literatur

- apr/reuters (2017): Äußerungen zur NS-Diktatur · Japans Vizepremier nennt Hitlers Absichten „richtig“; *Spiegel online*, 30. 08.
- bai./(dpa) (2017): *Furcht vor neuem Bergsturz*; *nzz.ch*, 31. 08.
- Bayer, Tina (2017): Gibt es ein Insektensterben in Deutschland? *SZ.de*, 12. 08.
- dab (2017): Brasilien gibt riesigen Naturpark für Bergbau frei; *Spiegel online*, 24. 08.
- jdo (2017): Verblüffend: Mega-Vulkanausbruch blieb für Tierwelt offenbar ohne Folgen; *standard.at*, 11. 10.
- jme/AFP/Reuters (2017): Trotz Verbot des EuGH · Polen rodet letzten Urwald Europas; *Spiegel online*, 31. 07.
- Kreisler = *Georg Kreisler für Boshafte* (2010), Insel Taschenbuch, Berlin
- Mayr, Stefan (2017): Obstbauern in Deutschland · Niedergang einer Branche; *Süd-deutsche.de*, 29. 08.
- nabu (2017): Wissenschaftler bestätigen dramatisches Insektensterben · Jahrzehntelange Untersuchungen belegen massive Biomasseverluste in Schutzgebieten; Oktober. <https://www.nabu.de/news/2017/10/23291.html>
- N.N. (2017): Experten warnen vor Klimakatastrophe · Yellowstone Super-Vulkan könnte schon in naher Zukunft ausbrechen; *focus.de/wissen*, 15. 10.
- SZ (2017): Zerstörte Häuser nach erneutem Berggrutsch in der Schweiz; *SZ.de*, 01. 09.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Register für den 29. Jahrgang, 2017

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 170, Heft 2 bis 338. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Homepage, s. Impressum.

Brooks, Nicholas: Geschichte und Mythos, Fälschung und Wahrheit · Die Antrittsvorlesung vor 31 Jahren 258-276

Dahl, Jürgen: Ruina orbis terrarum 99

Diebitz, Stefan: Rechteck und Herd · Phänomenologie und Strukturalismus in der Vorgeschichte der Kultur 38-47

-: Kulturen vor Kolumbus · Zwei umfangreiche Werke erzählen die Geschichte beider Amerika vor den Europäern 152-159

-: Diebitz, Stefan: „Oh ihr naiven Theoretiker!“ Der Insektenforscher Jean-Henri Fabre über die Evolution der Instinkte 459-477

Frank, Werner: „Das Nicil von Konzää“ · Freud'sche Fehlleistung von Dieter B. Herrmann 197-202 [mit H. Illig]

Friedrich II. (von Preußen): *Vorerinnerung zu Geschichte meiner Zeit* 160-162

Glahn, Alexander: Gegen Joseph Atwills Thesen · Eine Entgegnung 184-187

Heinitz, Volker: Gedankensplitter zu antikem Glas – Teil 2, mit einer Ergänzung zum Zinn 46-55

Illig, Heribert: „Clovis first“ am Ende! Fünf Nachweise für noch ältere Amerikaner · Ein Nachruf 4-6

-: Bernstorf und Nebra · Gefälscht: beides, eines, keines? 7-33

-: Ugarit – Velikovskys Stütze fällt 34-37

-: „Denken statt Glauben“ · Roland Weber erweitert Joseph Atwills Ansatz · Eine Rezension 56-65

-: Daniel nach der Zeitenwende · Eine Umdatierung 82-88

-: Umriss der antiken Goldgewinnung · Eine Skizze 89-98

-: Das verborgene Offensichtliche · Gedanken zu einer Aachener Neuerscheinung 100-108

-: Jus nichtet Karl 109-124

-: Böhmisches-mährische Burgen und Könige 125-134

-: Skandinaviens unendlich lange Geschichte · Zwei Jahrtausende erfunden 135-143

-: Bärtierchen, Mensch und Strahlung 163-165

-: Bei Karl alles in Butter? Ein Sammelsurium 166-170

-: Neues vom Laokoon · Eine späte Fortsetzung 172-183

-: „Das Nicil von Konzää“ · Freud'sche Fehlleistung von Dieter B. Herrmann 197-202 [mit Werner Frank]

-: Frankreichs frühmittelalterliche Bauten · Eine Tour d'Horizon 220-250

-: Samoussy und Schmidmühlen · Ein 'unpassender' Vergleich 251-257

- : Wo gäbe es keine Evolution? Eine Gerhard-Vollmer-Rezension 279-298
- : Verschwörungstheorien mathematisch aufdecken? Eine Ergänzung 299-301
- : Von Apoll zum hl. Michael – über 4.000 km · Eine Rätsellinie 302-318
- : Eduard Stucken – ein früher Astralmythologe · Eine Würdigung 319-331
- : Im Kaleidoskop 332-338
- : SCIEM 2000 – später Rückblick auf ein stilles Ende 340-346
- : Die ewige Suche nach Atlantis: Santorin, Kreta, Troia und auch Luwier 347-359
- : Römische Republik und der Ahnenschwindel · Genealogie nach Bedarf und Bedürfnis 360-369
- : Rätsel Laokoon – eine Fortsetzung 370-375
- : Roland Webers zweites Buch · Eine Rezension 382-384
- : Römische Vermessung in Köln und Ingelheim 385-392
- : Stippvisite im karolingerfreien Trier · Rund um einen Vortrag 393-399
- : Fritzlar – keine karolingische Kaiserpfalz 400-404
- : Zeiteinsparungen in Venedigs Lagune · Flechtwerksteine nicht von den Arianern 405-423
- : Paphos auf Zypern im erfundenen Mittelalter 424-428
- : Über das Lagern von Elfenbein (mit Monika Vandory) 429-435
- : Der allgegenwärtige Karl, Begegnungen 436-442
- : Piri Reis im Mahlstrom · Susanne Billig formuliert Fuat Sezgins Vermächtnis · Eine Rezension 443-458
- : Bei Kriegsgefahr zu lesen · Ein Hinweis 489-492
- : Auf der Zielgeraden · Von einem Optimisten 493-495
- Lewin, Karl-Heinz: Die Ausgrabungen im Westteil der Trierer Kaiserthermen 1960 – 1966 (Trier V) · Ein Review 203-219
- Otte, Andreas: Charles Ginenthal · 22. 10. 1934 – 21. 03. 2017 277 f.
- : Electric Universe 2017 – Future Science · Ein Konferenzbericht 478-488
- Soisson, Robert: Frankreich und die Kritik an Karl dem Großen · Philippe Delorme und François de Sarre 144-151
- Vandory, Monika (mit H. Illig): Über das Lagern von Elfenbein 429-435
- Weber, Roland: Perikopen der Römischen Schreibstube Fünf Beispiele 66-75
- : Zum Begriff Evangelium · Manche Kleinigkeit sagt mehr als große Worte 76-81
- : Die entscheidenden Jahre nach Titus · 200 Jahre Christentum im Dornröschenschlaf 188-196
- : Kurze Klarstellungen zur Entgegnung zu Atwills These von Alexander Glahn [ZS 2/2017] 376-381

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe vorige Seite unter „Aufsätze“.

Das Stichwortverzeichnis aller Zeitschriftenausgaben und *Bulletins* ab 1984 findet sich genauso wie das Stichwortverzeichnis aller Mantis-Publikationen zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

- Aachen 311
 Aula 102
 Barbarossamauer 103
 Friedhof 108
 Granusturm 103
 Krönungen 108
 Kuppelmosaik 107
 Markt 101
 Mittelbau 105
 Nordbasilika 101
 Pfalzareal 100
 Pfalzkirche 100, 391, 396
 Romanisches 103
 Siedlung auf Pergament 103
 Südwestbau 105
 Verbindungsgang 105
 Wehrmauer, römische 102
 Accursius 113
 Acquedotto carolino 391
 Admont, Kloster 441
 Agricola, Georgius 46
 Ahnenschwindel 360
 Akrotiri 348
 Al-Biruni 451
 Albrecht, Gisela 351, 368
 Aletheia 349
 Alexander der Gr. 84
 Al-Idrisi-Karte 454
 Al-Ma'mun-Karte 454
 Altenerding 436
 Alternative Fakten 31
 Altinum 405
 Altsteinzeit 4
 Amalfi 112
 Amann, Peter 311
 Amazonasbeckenkulturen 155
 Amendola, Luca 306
 Amerika,
 erste Einwanderer 4
 Gartenstadtkulturen 154
 präkolumbianisches 152
 Andreae, Bernard 173, 370
 Angeln 261
 Anio novus 389
 Antarktis auf Karten 454
 Anwander, Gerhard 406
 Apollo-Linie 302
 Apollo-Raumschiffe 1 bis 7 165
Apostelgeschichte 379
 Aqua Appia 389
 Aquädukte, römische 388
 karolingische 390
 Araber s. Islam
 Arianer 419
 Arles, St-Trophime 234, 246
 Armenien, Kunst 429
 Artus, König 262
 Asam, Hans Georg 256
 Asteroidenbeschuss 169
 Astralmythologie 319
 Atatürk, Mustafa Kemal 449
 Athelstan-Evangelien 274
 Athen 302
 Attigny, Pfalz 220
 Atwill, Joseph 56, 82, 184, 376, 382
 Auaris s. Tell el-Dab'a
 Aubert, Marcel 232
 Aubune, Notre-Dame 242
 Augustus 177, 373
 Aunjetitzer Kultur (Schwerter) 22
 Austrasische Königsliste 432
 Auxerre, St-Étienne 226
 St-Germain, Fresken und Krypta 227
 Avaris s. Tell el-Dab'a
 Azoren 349

 Babel-Bibel-Streit 328
 Bachmaier, Traudl 12
 Backhouse, Edmund 267
 Bärtierchen 163
 Barberini-Diptychon 432
 Barruel, Abbé Augustin 145
 Bayeux, Teppich v. 260
 Becker, Ulrich 442
 Beda Venerabilis 261
 Berenike, Geliebte des Titus 192
 Bergmeier, Rolf 120
 Bergson, Henri 471
 Bernstein, Alterung 12
 Bernstorff, Fundechtheit 15
 mykenisch 7
 Bierbrauer, Volker 419
 Bietak, Manfred 340
 Billig, Susanne 443
 Bison 155
 Blutdruck, hoher 339

- Boëda, Eric 6
 Böhme, Madelaine 335
 Böhmen 126
 Bonifaz, hl. 400
 Bornhöck, Grabhügel 23
 Bratislava (s. a. Pressburg) 126
 Brentjes, Burchard 449
 Bronzezeit 36
 Chronologie 340
 Katastrophen der 34
 Brooks, Nicholas 275
 Brühl, Carlrichard 220
 Buchdruck 447
 Büsching, Anton Friedrich 141
 Buffet, Warren 3
 Burano 411
 Burger, Georg R. 332
 Burgundio v. Pisa 113
 Butter, Michael 170
 Buttermilk Creek Complex 5
 Byzanz 111, 408, 427, 432, 445

 Caesar 85, 93, 360
 Café Zeitsprung 397
 Caligula 97, 193
 Carandini, Andrea 366
 Carotta, Francesco 58
 Carson, Ingeborg 328
 Çatal Höyük 357
 Catterson, Lynn 172
 Celsus 186, 380
 Châtillon-sur-Seine, St-Vorles 240
 Chauvigny, St-Pierre-les-Églises 238
 Chioggia 421
 Chorobat 385
 Christentum 145
 Anfänge des 56, 66, 76, 82, 184, 188,
 376, 382, 432
 Christian, David G. 288
 Christus 58
 Chronologiekritiker 144
 Cicero 362
 civitas 166
 Claudius, Kaiser 190
 Clemensbrief 188
 Cline, Eric 35
 Clipeus mit Engeln 432
 Clochemerle 97

 Clovis-Mensch 4, 155
 -Paradigma 6
 Codex Florentinus 112
 Columban, hl. 236
 Columella 201
 Compiègne, Pfalz 222
 Conway, Kellyanne 31
 Cornwall, Goldfunde 19
 Corpus Iuris Civilis 109
 Corvey 166
 Crothers, Stephen 479
¹⁴C 5, 11, 106, 238, 335, 342, 352

 Dänemark 135, 167
 Dahm, Lambert 393
 Daniel, Buch 57, 82
 Danus 13
 Darwin, Charles 279, 336, 459
 Datierungen, naturwissenschaftliche 332,
 342
 Davis, Ralph 259
 Dawson, Charles 264
 Dayton, John 46
Decretum Gratiani 118
 Delorme, Philippe 144
 Delos 302
 Delphi 302
 Denar, Riesen- 437
 Dendrochronologie 341
 Devin, Burg 126, 332
 Diebitz, Stefan 355
 Diedenhofen (Thionville), Pfalz 224
 Diffusionismus 4
 Digesten Justinians 110
 Dijon, St-Bénigne 230
 Diokletian 213
 Dioptra 386
 Diptychon v. Murano 433
 Diptychon v. Rambona 433
 DNA 336
 Dodona, Orakel 317
 Döllinger, Ignaz v. 301
 Dolaucothi-Goldmine 96
 Domitian 64, 190, 210, 383
 Donnelly, Igotius 349
 Dorak, Schatz v. 357
 Drachenschwanz 456
 Drexhage, Hans-Joachim 89

- Drosophila melanogaster 286
 Drumann, Wilhelm 361
 Dubrovnik/Ragusa, frühmittelalterl. 421
 Rolandsäule 422
 Dumbs, Mathias 162
 Dunstan, Victor 263
- Ebersbach 437
 Echevarne, Carlos 5
 Edictum Rhotarii 114
 Eduard der Bekenner 268
 Heiligsprechung 166,
 Eggert, Manfred 29
 Eider (Vertrag) 167
 Eifelleitung 388
 Eisenman, Robert 383
 Elagabel 97
 Electric Universe 478
 Elfenbeinschnitzereien 429
 Entomologie 459, 493
 Eraclea (Heracliana) 406
 Erdoğan, Recep Tayyip 336, 442, 443
 Erkenntnistheorie, evolutionäre 296
 Escherichia coli 286
 Ethik unterm Kreuz 336
 Etschmiadsin-Evangeliar 429
 Etzlaub, Erhard 314
 Eupalinos 389
 Eurich, König 115
 Eusebius v. Cäsarea 200
 Evangeliar v. Saint-Lupicin 434
 Evangelien 57, 76, 184, 376, 382
 Gleichnisse 66
 Evans, Arthur 348
 Evolution 282, 336, 459
- Fabre, Jean-Henri 459
 Fälschungen 264, 337
 im 12. Jh. 269
 Falschmünzerei 270
 Fell, Barry 263
 Fießinger, Herbert 57, 82, 184
 Fillitz, Hermann 433
 Finnland 142
 Flach, Siegfried 46
 Flavigny, St-Pierre 230
 Flechtwerksteine 416
 langobardische? 419
- Förster, Otto 90
 Fomenko, Anatolij T. 146, 440
 Foresti, Antonio 135
 Fossa Carolina 332, 388, 441
 Franken 396
 Frankfurt a. M., Pfalz 255
 Frankreich 144, 220
 Frauenchiemsee, Torhalle 167
 Fredegar-Chronik 131
 Fried, Johannes 119
 Friedell, Egon 289, 374
 Friedrich I. Barbarossa 262
 Friedrich II. v. Preußen 160
 Fritzlär 400
 'Dom' (St. Peter) 401
 Pfalz 400
 Rathaus 401
 Waage 402
 Frühlingsanfang 200
- Galanopoulos, George 348
 Ganghofer, Ludwig 490
 Der Ochsenkrieg 489
 Gebhard, Rupert 7
 Gelber Orleans 437
 Genesis 493
 Geoffrey de Monmouth 262
 Germigny-des-Prés 107, 234
 Mosaik 235
 Gero-Codex 434
 Geschichtskritik 162
 Giesinger, Norbert 198
 Gigny, St-Pierre 240
 Ginenthal, Charles 277
 Gjerstadt, Einar 367
 Glahn, Alexander 376
 Glas, antikes 46
 assyrisches 52
 Glaser, Franz 419
 Glasperlen 53
 Globalisierung 339
 Gnosis/Gnostiker 383
 Godfred, König 137
 Godschalk, Hugo 424
 Göring, Hermann 89
 Göttlichkeit 192
 Götz, Eva Maria 439

- Goldfunde 89
 Ägypten 90
 Alpen 94
 Britannien 95
 Dakien 96
 Gallien 94
 Georgien 91
 Griechenland 91
 Spanien 91
 Gold-Gewinnung 89
 -Reinheit 8
 Gorm (der Alte) 138
 Goseck, Fürst v. 24
 Gott, Bewusstwerdung 325
 Grado, Frühmittelalter 421
 Patriarchat v. 406
 Grasser, Erasmus 257
 Grenoble, St-Oyand 241
 Gregor I. 261
 Grewe, Holger 254
 Grimes, David R. 299
 Groma 385
 Großmähren s. Mähren
 Guerno v. St-Médard 271
 Guion, Niède 5
 Gunsenheimer, Antje 152
 GWUP 197, 293

 Haartracht, normannische 260
 Haberey, Waldemar 386
 Haberkamm, Wolfgang 335
 Hacke, Axel 337
 Hadrian II. 133
 Hamel, Jürgen 199
 Hammermühlen 256
 Hapgood, Charles 449
 Harald Blauzahn 139
 Harald I. Hårfagre 142
 Hartmann, Martina u. Wilfrid 120
 Hartmann, Nicolai 475
 Harun ar-Raschid 235
 Hawking, Stephen 169
 Heinrich II., Heiligsprechung 166
 Heinsohn, Gunnar 34, 140, 277, 329
 Heinsohn, Henning 141
 Heitz, Carol 226
 Helmarshausen 401
 Herd als Zentrum 45

 Herm, Gerhard 120
 Herodot 365
 Herrmann, Dieter B. 197
 Herrsching, Merowinger-Kapelle 248
 Hertel, Peter 449
 Hesiod 38
 Heyerdahl, Thor 6
High, middle or low? 340
 Himmelmann, Nikolaus 372
 Hobbs, Angie 347
 Hodometer 386
 Homo naledi 335
 Homo neanderthalensis 334
 Homo sapiens 334
 Hubbard, Ron 148
 Humblus, sagenhafter Dänenkönig 136
 Hunger, Hermann 342
 Huxley, Julian 284
 Hydatius, Bischof 198
 Hypogée des Dunes 240

 Ikonostase 417
 Illich, Ivan 118
 Illig, Heribert 144, 197, 278, 300, 434,
 439, 440, 442
 Ilmmünster, Chorschranken 418
 Indianer 155
 Indios 155
 Ingelheim 440
 Aquädukt 390
 ottonische Pfalz 107, 254, 391
 Ingold, Felix Philipp 440
 Innozenz III. 272
 Insekten s. Entomologie
 Instinkt 460
 Irene, Kaiserin 110
 Islam
 Eroberungskriege 445
 Seefahrt 443
 Wissenschaft 446
 Isolationismus 4

 Jakobsstab 452
 Jakobus, Herrenbruder 383
 Jaynes, Julian 44
 Jerusalem, Tempel 70, 82, 377, 382
 Jesus 56, 66, 145, 184
 Johannes der Evangelist 383

- Johannes der Täufer 71, 185, 376, 384
 Josef (Ziehvater) 64, 72
 Josef v. Arimathia 64
 Joseph (AT) 83
 Josephus, Flavius 56, 76, 82, 184, 194,
 376, 382
 Der jüdische Krieg 377
 Jüdische Altertümer 377
 Jouarre, Krypten 236
 Judas 75
 Juden/tum 67, 185, 188
 Jüten 261
 Julian Apostata 193
 Julius II. 172
 Jumièges, St-Pierre 238
 Jung, Carl Gustav 325
 Jungsteinzeit 4, 39
 Justinian I. 109, 396, 406, 421
 Justinian II. 119
- Kästner, Erich 443
 Kalckhoff, Andreas 120
 Kalenderrechnung 333
 Kalenderreform v. Nicäa 200
 Kameogläser 47
 Kaminski, Heinz 311
 Kapitalismus 339
 Karl d. Gr. 100, 109, 170, 171, 220, 251,
 333, 381, 390, 400, 433, 436
 Heiligsprechung 166
 Kaiserakzeptanz 409
 Karl II. der Kahle 254
 Karl III. der Dicke 403
 Karl I. v. Finnland 142
 Karls-Euro 437
 Karlsgraben s. Fossa Carolina
 Karolinger 101, 109, 131, 166, 171, 222,
 251, 390, 393, 403, 409, 438
 Griechischkenntnisse 113
 Kartographie um 1500 443
 Katastrophen 34, 149, 290
 Kensington, Runenstein v. 264
 Khirbet al Mafjar (Umayyaden) 452
 Kirche, römisch-katholische 196, 383
 Klauck, Hans-Josef 76
 Klosterplan St. Gallen 115
 Knechtsteden 439
 Kneipp, Jürgen 400
- Koch, Marianne 109
 Köln, Aquädukt 388
 Römisch-Germanisches Museum 398
 Könige, Hl. Drei 429
 Kolb, Frank 357, 366
 Kolumbus, Christoph 155, 450
 Konstantin I. 188, 396
 Konstantin VII. 125, 421
 Konstantin s. Kyrill, hl.
 Konstantinische Schenkung 301
 Konstantinopel 111, 133, 151, 195, 310,
 410
 Kopčany, St. Margareta 131
 Koper (Capodistria) 408
 Korfmann, Manfred 354
 Kornemann, Matthias 320
 Korth, Hans-Erdmann 310
 Krause, Rüdiger 7
 Kreisler, Georg 495
 Kreta, minoisches 347
 Kreuzzüge 445
 Krieg 489
 Kristallschädel 147
 Krücken, Monika 100
 Krypta-Entwicklung 231
 Kultur, Anfänge der 38
 Kutschera, Walter 342
 Kyrill, hl. 133
- Lago Ribeirinha, Goldmine 93
 Lahaye, Christelle 5
 Laokoon 172, 370
 Laon, Pfalz 222
 Larsson, Lars-Åke u. Petra 29
 Las Médulas, Goldmine 92
 Later, Christian 168
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 465
 Leiermann, Horst 166
 Leon III. 119
 Le Puy, Saint-Romain 233, 244
 Lewin, Karl-Heinz 393
 Lex Baiuvariorum 115
 Leys 302
 Lilie, Ralph-Johannes 426
 Livius, Titus 363
 Lorsch Evangeliiar 433
 frühchristlich 434
 karolingisch 433

- Lorsch, Torhalle 236
 Loxodrome 312
 Lullus-Fest 439
 Luther, Martin 440
 Lutteroth, Volker-Matthias 360
 Luwier 36, 347
- Mähren 125
 Magistri comaceni 114
 Mahieu, Jacques de 456
 Maier, Hans Heinrich 367
 Main-Donau-Kanal 441
 Majestätsbeleidigung 442
 Makkabäer 83
 Malamocco 408
 Mann, Charles C. 152
 Mannings, Sturt 342
 Mantis religiosa 464
 Marinatos, Spyridon 348
 Markion 62, 383
 Markus, hl. Reliquien 408
 Martin, Paul C. 367
 Matenadaran 432
 Matthiesen, Stefan 198
 Mavor, James W. 348
 Maxima Fausta 396
 Maya 158
 Mayer, Josef M. 20
 Meersburg, Burg 248
 Mellaart, James 357
 Meller, Harald 18
 Menghin, Wilfried 30
 Mengs, Raphael 374
 Mercator-Projektion 314
 Merowinger 248
 Messias 56, 70, 82, 184, 376
 Messing 356
 Method, hl. 133
 Metz, St-Pierre-aux-Nonnains 239
 Michael, Erzengel 308
 Michaelskirche, älteste 310
 Michelangelo 172, 373
 Mikolasch, Peter 340
 Mikulčice, Burg 130
 Mildner, Stephanie 53
 Milojević, Vladimir 29
 Mintard (Mülheim)
 Mittelalter, erfunden 100, 109, 125, 135,
 144, 166, 220, 251, 258, 332, 390, 393,
 400, 405, 424, 429, 436
 Mondbeschleunigung 298
 Mont Blanc 310
 Monte Sant'Angelo 306
 Monte Verde, Ausgrabung 5
 Mont Saint-Michel 306
 Moosauer, Manfred 12
 Motte 130
 Mounds 157
 Müller-Straten, Christian 26
 Mullen, William 485, 487
 Murano, Sta. Maria e San Donato 411
 Musk, Elon 169, 338
 Muth, Susanne 173, 370
 Mythologie 319
 Mythos und Geschichte 258
- Nägele, Gerhard 90
 Napoleon 146, 259, 391
 Naturalismus, evolutionärer 297
 Nazarener (Nazoräer) 64, 185, 378
 Nebra, Scheibe v. 7, 54
 Auffindung 18
 Nebukadnezar 83
 Nero 89, 177, 190, 208, 372
 Nicäa, Konzil v. 197
 Niemitz, Hans-Ulrich 397
 Nijmegen, Pfalz 222
 Nitra, Burg 131
 Normannen-Mythos 259
 Norris, Chuck 333
 Norwegen 141
 Nusseck, Jürgen 299
- Oberbillig 393
 Opus insignum 390
 Oreichalkos 355
 Orthodrome 312
 Osbert v. Clare 271
 Ottmarsheim, Hl. Maria 244
 Otto I. 402
 Otto III. 122, 401
- Paderborn, Pfalz 255
 Panbabylonismus 327
 Pantheon 111, 394

- Paphos 424
 arabische Zeit 426
 Basilika der Panagia Chrysopolitissa 424
 byzantinische Zeit 426
 Paradigma, positivistisch-szientistisch 28
 Parris, Michel 247
 Paulus 61, 185, 185, 189, 378, 382
 Pergamon, Altar v. 373
 Perikopenerklärung 66
 Pernicka, Ernst 8, 54, 355
 Perser 84
 Petrus 75, 189, 378
 Pfauendarstellungen 412
 Phänomenologie 38
 Phokas 111
 Photios, Patriarch 133
 Pictor, Fabius 362
 Piltown-Mensch 264
 Pippin d. J. 251
 Pippin, König v. Italien 408
 Pi-Ramesse 344
 Piri-Reis-Karte 443
 Planetensuche 169
 Platon 347
 Kritias 349
 Timaios 349
 Plautus 361
 Plinius d. Ä. 48, 93, 177, 356, 371
 Pölnitz, Götz Freiherr v. 409
 Pöppe, Christoph 299
 Poggio Bracciolini, Gianfrancesco 201
 Poitiers, Baptisterium 238
 Polen 140
 Ponthion, Pfalz 222
 Portlandvase 47
 postfaktisch 31
 Přemysliden 125
 Pressburg, Schlacht v. 125
 Prinz, Friedrich 238
 Privilegien-Fälschungen v. Canterbury 275
 Pseudoisidorien 301
 Puyéproux, St-Gilles 246

 Quantir s. Pi-Ramesse
 Quierzy, Pfalz 223
 Quintern, Detlev 444

 Radiokarbonrevolution, zweite 29

 Ragusa s. Dubrovnik
 Ramla, Zisterne v. 452
 Ramses II. 343
 Ras Shamra, s. Ugarit
 Rauchhaupt, Ulf v. 16
 Raumpfahrt 163, 169
 Ravenna 406
 arianisches Baptisterium 419
 Sant'Apollinare Nuovo 419
 Rechtswissenschaft 109
 Récentisme 149
 Regenbirgische Urkunde 168
 Regensburg, Historisches Museum 398
 St. Emmeram 231
 Reichenau,
 Mitterzell 402
 St. Georg 231 (Fresken 403)
 Reindel, Markus 5
 Religion 294
 Remmler, Bernd 220
 Reschke, Renate 374
 Reusch, Wilhelm 203
 Rhodos, Kameiros 307
 Rialto (Rivus altus) 406
 Richau, Martin 360
 Riché, Pierre 121
 Richer, Jean 302
 Richer, Lucien 306
 Robert de Sigillo 271
 Römische Schreibstube 56, 66, 188, 376,
 382
 Rom 185, 190, 383
 Aquädukte 389
 Bibliotheken 362
 Gründung 365
 Münzen 367
 Reich 85
 Republik 360
 Schreibstube s. Römische Schr.
 Roşia Montană-Goldmine 96
 Rudolf v. Schwaben 402
 Rühls, Friedrich 141
 Ryder, James 478

 Sachsen (Volksstamm) 261
 Sacra di San Michele 306
 Sadoletto, Jacopo 370
 SAFIRE 478

- Saint-Béat, St-Cyriaque 246
 Saint-Dalmazy 246
 Saint-Denis, Pfalz 223
 Saint-Généroux 240
 Saint-Guilhem-le-Désert 240
 Saint-Jean-de-Maurienne, Krypta 240
 Saint Michael's Mount 306
 Saint-Philibert de Grandlieu 232
 Kreuzgang 245
 Saint-Savin-sur-Gartempe 233
 SAM (Strukturiertes Atommodell) 481
 Samida, Stefanie 28
 Samo, erster slawischer Herrscher 131
 Samos, Tunnel 389
 Samoussy, Pfalz 223, 251
 Sankt Galler Klosterplan s. Klosterplan...
 Sankt-Michaels-Linie 302
 Santorin-Ausbruch 342, 347
 Sarre, François de 144
 Satellitenbahnen 338
 Saumur, Notre-Dame 246
 Schaeffer, Claude 34
 Schlözer, August Ludwig 140
 Schlosser, Wolfhard 22
 Schlupfwespen 298
 Schmidmühlen 255
 Schotten, Johann-Henrich 400
 Schüren, Ute 152
 Schulz, Matthias 354
 Schwanzhammer 333
 Schwarz, Brigide 168
 Schweden 140
 SCIEM 2000 340, 352
 Scott, Emmet 144
 Seevölker 34, 354
 Seleukiden 84
 Serra da Capivara, Felsbilder 4
 Sezgin, Fuat 443
 Siebenschläfer 333
 Silvester II. 235
 Sinterablagerungen 389
 Sintflutsage 324
 Skellig Michael 306
 Slawen, Staatsgründungen 132, 421, 436
 Slawisch als Bibelsprache 133
 Soisson, St-Médard 236
 Sommer, Manfred 38, 159
 Sommerfeld, Christian 30
 Sonnenstillstand 326
 SpaceX 338
 Sperlonga, Grotte v. 176, 372
 Spielvogel, Gernot 90
 Strabon 356
 Strahlenbelastung im Weltraum 163
 Strukturalismus 38
 Stucken, Eduard 298, 319
 Astralmythen 320
 Die weißen Götter 319
 Sueton 89
 Superreiche 3
 Svatopluk I. 126
 Sven Gabelbart 140
 Synagoge, älteste 302
 Synthetische Theorie 284

 Tacitus 93
 Teleologie 292
 Tell el-Dab'a 342
 Testimonium Flavianum 377
 Thadeusz, Frank 354
 Theodor, hl, Reliquien 410
 Theodulf 107
 Theophanu 123
 Thera s. Santorin 342
 Thiel, Thomas 440
 Thiel, Werner 332
 Thionville s. Diedenhofen
 Thoma, Ludwig 491
 Thomas v. Malmesbury 273
 Thornhill, Wallace 486
 Tiberius 176
 Titus 57, 85, 97, 177, 184, 188, 372, 383
 Topper, Uwe 149
 Torso v. Belvedere 180
 Toulouse, Pfalz 224
 Torcello 411
 Altarschranke 416
 Sta. Maria Assunta 414
 Trajan 177
 Transformismus 464
 Três Minas, Goldmine 92
 Trevor-Rope, Hugh Redwald 268
 Trieb-Theorien 467
 Trier 393
 Aula (Konstantinsbasilika) 107, 394
 Dom 393

- Fresken 396
 Frühmittelalter 394
 Hospitalkeramik 397
 Kaiserthermen 203
 Kreuzigungsgruppe 397
 Liebfrauenkirche 396
 Museum am Dom 396
 Rheinisches Landesmuseum 397
 St. Maximin 396
 Trockenperioden 34
 Troia 347
 Trump, Donald 31, 89, 170, 329, 337, 489
 Tschuang-tse s. Zhuang
 Türken s. Islam

 Ugarit 35
 Uluburun, Wrack v. 50
 Ungarn, frühmittelalterliche 405
 Unterkirchen-Evolution 231

 Vaison-la-Romaine 241
 Valcabrère, St-Just 233
 Valentinian I. 214
 Van-Allen-Gürtel 163
 Vandory, Monika 197
 Vanuatu, frühmittel? 437
 Vaphio, Goldbecher v. 352
 Varro, Marcus 360
 Velikovskij, Immanuel 34, 326, 351, 485
 Mankind in Amnesia 328
 Venasque, Baptisterium 241
 Venedig 405
 Patriarchat 406
 San Marco 410
 Verberie, Pfalz 224
 Vergil 177, 463
 Vermessungsprobleme 316, 385
 Bayern 391
 Ingelheim 390
 Köln 388
 Rom 389
 Samos 389
 Vernant, Jean-Pierre 38
 Verschwörungstheorien 170, 293, 299
 Mondfahrt 300
 Ver-sur-Launette 224
 Vespasian 57, 79, 85, 97, 188, 372
 Vespasiano 97
 Vézelay 234
 Vienne, St-André-le-Bas 234
 Vinland-Karte 264
 Vitruv 388
 Vogelmord 493
 Vollmer, Gerhard 279, 299, 317, 330
 Vulgattext 112

 Wagner, Richard 258
 Warendorf 436
 Waters, R. 5
 Watkins, Alfred 311
 Weber, Roland 56, 86, 186, 376, 382
 Weinfürter, Stefan 119
 Weise, Georg 223, 251
 Weissagung vom Ereignis her 84
 Weissgerber, Klaus 132
 Werther, Lukas 332
 Widukind 138
 Wiesenthal, Simon 457
 Williamson, Paul 434
 Willibald, hl. 427
 Wilzen 436
 Winkelmann, Johann Joachim 374
 Witigowo, Abt auf Reichenau 404
 Wittgenstein, Karl 333
 Wolf, Christa 354
 Wormser Konkordat 116

 Zadar/Zara 410
 Zanger, Eberhard 36, 350
 Zeising, Gert 172, 434
 Zeit 333
 Zeitrechnung
 nach Chr. Geburt 122
 Schöpfungsära 122
 Zementationsverfahren 10
 Zhuang, Meister 298, 330
 Ziegler, Leopold 476
 Zink 54
 Zinn 54
 Zivilisationsbruch 99
 Zürich, Karlskult 167
 Zukunftsschau 82
 Zwentibold 132
 Zypern, Frühmittelalter 424

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandspporto)

- 2017 Illig, Heribert: **Des Kaisers leeres Bücherbrett** · Wer bewahrte das antike Erbe? Ca. 290 S., ca. 70 Abb., Pb., 19,90 €, für Abonnenten 18,90 €
- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelsperde von Nebra und Stonehenge** · Astronomie und Mythos; 97 S. DIN A4, Pb., Farbabb., 22,90 €, für Abo. 21 €
- ⁴2014 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen**. Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 215 S., 58 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelting & Pasing 1250 Jahre?** Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus**. 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. **14,90 €**
- ²2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter**. Das Opfer als Ursprung der Religion. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen**. Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseeklöster**. Neue Sicht auf alte Kunst 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. **7,90 €**
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung**. Urkundenfälschungen auf Otto III. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon**. Kulturgeschichte der Kalenderik. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten**. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes**. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung**. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim**. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, Interdisziplinäres Bulletin, 2018 im 30. Jahrgang, im Inland 35,- €, im Ausland 40,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 400 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 29, Heft 3, Dezember 2017

- 339 Editorial
- 340 Illig, Heribert: SCIEM 2000 – später Rückblick auf ein
stilles Ende
- 347 HI: Die ewige Suche nach Atlantis: Santorin, Kreta,
Troia und auch Luwier
- 360 HI: Römische Republik und der Ahnenschwindel ·
Genealogie nach Bedarf und Bedürfnis
- 370 HI: Rätsel Laokoon – eine Fortsetzung
- 376 Weber, Roland: Kurze Klarstellungen zur Entgegnung
zu Atwills These von Alexander Glahn [ZS 2/2017]
- 382 HI: Roland Webers zweites Buch · Eine Rezension
- 385 HI: Römische Vermessung in Köln und Ingelheim
- 393 HI: Stippvisite im karolingerfreien Trier · Rund um
einen Vortrag
- 400 HI: Fritzlar – keine karolingische Kaiserpfalz
- 405 HI: Zeiteinsparungen in Venedigs Lagune · Flechtwerk-
steine nicht von Arianern
- 424 HI: Paphos auf Zypern im erfundenen Mittelalter
- 429 Vandory, Monika - (HI): Über das Lagern von
Elfenbein
- 436 HI: Der allgegenwärtige Karl, Begegnungen
- 443 HI: Piri Reis im Mahlstrom · Susanne Billig formuliert
Fuat Sezgins Vermächtnis · Eine Rezension
- 459 Diebitz, Stefan: „Oh ihr naiven Theoretiker!“ Der
Insektenforscher Jean-Henri Fabre über die Evolu-
tion der Instinkte
- 478 Otte, Andreas: Electric Universe 2017 – Future
Science · Ein Konferenzbericht
- 489 HI: Bei Kriegsgefahr zu lesen · Ein Hinweis
- 493 Auf der Zielgeraden · Von einem Optimisten
- 496 Register für den 29. Jahrgang, 2017
- 507 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233